VERJAGT – BERAUBT – ERSCHLAGEN

VERJAGT – BERAUBT – ERSCHLAGEN



DEUTS


HLAND

VERJAGT –
BERAUBT –
ERSCHLAGEN

VERJAGT – BERAUBT – ERSCHLAGEN

DIE AUSTREIBUNG AUS DEN ALTEN DEUTSCHEN GRENZMARKEN

SCHICKSAL UND VÖLKERRECHT

von

Raymond de Geouffre de la Pradelle

Jean de Pange

René Pinon

Stephan J. Kynast

Inge Merten

sowie den Mitarbeitern des Nationalinstituts für Statistik und Wirtschaftsforschung, Paris,

mit einem Geleitwort von Professor Dr. Bolko Frhr. von Richthofen und einem Interview mit dem ehemaligen französischen Ministerpräsidenten Robert Schuman



VERLAG KARL HEINZ PRIESTER · WIESBADEN

Titel und Herkunft der französischen Originale:
Raymond de Geouffre de la Pradelle (Avocat à la Cour d'Appel de Paris): „La Problème de la Silésie et le Droit". Les Editions Internationales, Paris, 1958. Übersetzung: Göttinger Arbeitskreis. Nachdruckgenehmigung: Landsmannschaft Schlesien, Bonn und Göttinger Arbeitskreis.
Jean de Pange: „Les Populations Expulsées de l'Allemagne Orientale". Revue des Deux Mondes, Paris, 15. 6. 1952.
René Pinon: „Le Destin de la Pologne". Revue des Deux Mondes, Paris, 15. 9. 1952
Direction de la Conjoncture et des Etudes Economiques: „Les Transferts Internationaux de Populations". Etudes et Documents, Série B-2. Presses Universitaires de France, 1946.

Das Interview mit Robert Schuman ist der französischen Monatszeitschrift „Réalités" vom Januar 1954 entnommen, mit freundlicher Genehmigung sowohl der Redaktion als auch Robert Schumans persönlich.
Die Übersetzung der letztgenannten Teile besorgte Bernhard Ulrich Bühler, Tübingen.
Illustrationen Herbert Frey, Berlin; Schutzumschlag und Vorsatzpapier Karl Heinz Schneider, Friedrichshafen.
Die Photographien stammen von DPA (3), Bundesbildstelle Bonn (1), Ullstein (2).

Gesamtherstellung: Buchdruckerei Carl Winter, Darmstadt

INHALT

Zum Geleit

Das vorliegende Buch geht einen besonders lohnenden neuen Weg. Neben den tief erschütternden Erlebnisberichten zuverlässiger Zeugen stehen die abgewogenen Bemühungen bekannter demokratischer Vertreter des französischen öffentlichen Lebens, die Rechtslage und die deutsch-polnischen Beziehungen darzustellen. Nirgendwo in diesem Sammelband sprechen Revanchisten, unsachliche Nationalisten oder dergleichen. Vielmehr geht es den Verfassern um Wahrheit, Freiheit, das Selbstbestimmungsrecht der Völker und Volksteile, um die Menschenrechte überhaupt und um ein Wirken für die Grundlagen eines echten, dauerhaften Friedens.

Erlebnisberichte, Wissenschaft und eine überparteiliche Friedenspolitik sind damit in einem Rahmen vereinigt, der nicht nur deutsch, sondern im besten Sinne dieser Worte europäisch und international ist. So bietet der Sammelband — wie auch die übrigen Veröffentlichungen des Verlages Karl Heinz Priester — zugleich einen Beitrag zu einer wirklichen Bewältigung der Vergangenheit im Dienste der Völkerversöhnung und der Zukunft[1].

Garmisch-Partenkirchen, 2. September 1961

Prof. Dr. Bolko Frhr. von Richthofen

[1] siehe auch umseitige Literaturhinweise.

Literaturhinweise

von Prof. Dr. Bolko Frhr. von Richthofen

Das über den vorliegenden Band Gesagte gilt auch für die Bücher von Pfarrer Dr. h. c. Reichenberger sowie die einschlägigen Ausgaben des Würzburger Holzner- und Marienburg-Verlages und des Tübinger Verlages Fr. Schlichtenmeyer, in dem zum Beispiel das Werk des amerikanischen Historikers H. Lutz erschien „Verbrechervolk im Herzen Europas? Die Wahrheit in der Geschichte ist unteilbar wie Deutschland." (1959).

Wer sich gründlicher in die von dem vorliegenden Sammelband angeschnittenen Fragen vertiefen will, der sei ferner besonders auf die Schriftenreihen des „Göttinger Arbeitskreises", des Marburger „Herder-Institutes", des „Bundes der Vertriebenen, Vereinigte Landsmannschaften und Landesverbände", des Bundesministeriums für Vertriebene, Kriegsgeschädigte und Flüchtlinge" sowie auf die folgenden Abhandlungen des Unterzeichneten verwiesen:

„Deutschland und Polen. Schicksal einer nationalen Nachbarschaft", Hannover 1959/1960, herausgegeben von der „Niedersächsischen Landeszentrale für politische Bildung", in der zweiten Auflage von der „Landsmannschaft Schlesien".

„Deutschland und Polen", Vortrag auf dem „Kösener Kongreß" in Würzburg 1961, Sonderbeilage zum Juniheft 1961 der „Deutschen Corpszeitung", Köln 1961.

„Zur Schuldfrage in den deutsch-polnischen Beziehungen", in „Schlesischer Heimatkalender für das Jahr 1962", herausgegeben von Dr. Karl Hausdorff, Stuttgart 1961. –

(Die oft gehörte Behauptung, das ganze polnische Volk stünde hinter dem antideutschen, ultrakolonialistischen, annexionistischen Imperialismus der führenden Kommunisten, ist nachweislich ebenso wirklichkeitsfern wie der Versuch von kommunistischer Seite, die Notwendigkeit und den Wert der Dokumentationen über die antideutschen Massenverbrechen von 1945 bis 1946 zu bestreiten.)

Vorwort des Verlages

Den Hauptteil dieses Buches machen französische Untersuchungen aus, teils allgemein über das Problem mehr oder minder gewaltsamer Bevölkerungsumsiedlungen überhaupt, teils speziell über die Vertreibung der Deutschen aus ihren alten Grenzmarken nach dem letzten Kriege, gipfelnd in dem völkerrechtlichen Gutachten des angesehenen Anwalts am Pariser Appellationsgericht, Raymond de Geouffre de la Pradelle, über die Vertreibung aus Schlesien.

Mit Absicht und Überlegung haben wir diesen gründlichen und sachlichen Untersuchungen zwei deutsche Stimmen voran- beziehungsweise nachgestellt, die aus eigenem Erleben sprechen und die theoretische Betrachtung des *Problems* durch die lebendige Schilderung des *Geschehens* ergänzen und veranschaulichen. Die Photographien und Zeichnungen tuen ein Übriges dazu.

Stephan Kynast eröffnet das Buch, indem er das mit eigenen Augen Geschaute, am eigenen Leibe Erfahrene von europäischer Warte aus wertet und die unter Zwang von ihrer deutschen Bevölkerung entblößten Gebiete als europäische Verluste erkennt. Damit ist auch erklärt, warum dieses Thema bei namhaften und weitblickenden franzöischen Juristen und Politikern so viel Beachtung gefunden hat und warum sie sich so gründlich damit beschäftigt haben.

Nach diesem Präludium gebürt der erste Platz dem eigentlichen Kernstück des Buches, der Arbeit von Raymond de Geouffre de la Pradelle, der das Urteil spricht: Hier ist ein unsagbares Unrecht geschehen! und dieses Urteil mit ausführlicher Sorgfalt von zahlreichen Gesichtspunkten aus begründet. Nachdem dann kein Geringerer als Robert Schuman in einem Interview den offiziellen französischen Standpunkt zu den Vertreibungen umrissen hat, greift Jean de Pange das Thema auf, variiert es unter Einbeziehung aller deutschen Vertreibungsgebiete,

würdigt vor allem die Landsmannschaften, die sich unter den Vertriebenen bildeten, und schildert ihren Einfluß auf die deutsche Innenpolitik sowie auf die europäische Alternative von 1952.

Um aber auch der Gegenseite, den Vertreibern, so weit wie möglich gerecht zu werden, gibt René Pinon einen Abriß der leidvollen polnischen Geschichte, wie sie durch lange Zeiträume hin in ewig wechselnden Teilungen und Grenzverschiebungen geradezu auf die gegenwärtige Situation hin gerichtet zu sein scheint. Seine Darstellung zeugt davon, wie sehr sich die Franzosen von jeher für die Geschicke Polens verantwortlich fühlten, kommt aber dennoch zu einer eindeutigen Ablehnung der polnischen Ansprüche.

Endlich stellen die Untersuchungen der Mitarbeiter des französischen Nationalinstituts für Statistik und Wirtschaftsforschung das Thema in den großen Zusammenhang internationaler Bevölkerungsverpflanzungen überhaupt und ermöglichen damit kritische Vergleiche mit früheren Beispielen kleinerer Umsiedlungen hinsichtlich Atmosphäre, Durchführung und hintergründiger Motive. Sie bieten ausgiebige Gelegenheit, alle rechtlichen Voraussetzungen und Folgen solcher Maßnahmen, für den betroffenen Einzelnen sowohl als auch für die beteiligten Staaten, gründlich zu durchdenken.

Um so deutlicher ist aus dem anschließend wiedergegebenen Wortlaut der Austreibungsentscheidung der Potsdamer Konferenz vom 2. August 1945 abzulesen, mit welch erschreckend geringem Maß von Sachkenntnis, Rechtsinteresse und Verantwortungsbewußtsein seine Verfasser zu Werke gegangen sind. Nur wer die sehr eingehende völker-, staats- und privatrechtliche Analyse voraufgegangener Umsiedlungen, bei der die deutschen Maßnahmen vor dem und im zweiten Weltkrieg zuweilen einer nicht eben freundlichen Kritik unterzogen werden, geduldig zu Ende gelesen hat, nur der vermag den blasphemischen und zynischen Charakter der Potsdamer Entscheidung ganz zu erkennen. Mit wenigen, leichtfertigen Worten wird dort über das Schicksal

von mehr als zwölf Millionen Menschen verfügt, um ein vielfaches mehr also, als bei allen den zuvor untersuchten Aktionen zusammen.

An den Schluß haben wir Tagebuchblätter von Inge Merten gestellt, die sie damals, Anfang 1945, als junges Mädchen, unmittelbar aus der teils turbulenten, teils eigenartig zähflüssigen Entwicklung in Oberschlesien, in Form von Briefen an eine vertraute Freundin in Wien richtete, um sich den schier unerträglichen Druck der Ungewißheit und Bedrohung von der Seele zu schreiben. Diese täglichen Eintragungen reißen den Leser aus den weiten Zusammenhängen und kühlen Überlegungen juristischer Sachverhalte wieder jäh in das heiße Erleben des Augenblicks hinein, in das ganz persönliche Erleben und Erleiden.

So beginnt am Ende des Buches die Grenze zwischen subjektivem Erleben und objektivem Urteilen, zwischen Einzelschicksal und Völkerschicksal sich zu verwischen und es erschließt sich die Erkenntnis, daß wir alle in Europa von diesen Vertreibungen betroffen sind, nicht nur die Vertriebenen selbst.

Möge das Buch, so gerundet und in sich geschlossen, zum wachsenden Verständnis unseres gemeinsamen europäischen Schicksals beitragen!

Im Vorfeld Europas

von Stephan Josef Kynast

Das Notwendige ist immer möglich. Das historische Geschehen vollzieht sich, indem ein kaum Geglaubtes von wenigen so behandelt wird, als ließe es sich unmittelbar verwirklichen.

Hugo von Hofmannsthal, 1925

Zu derselben Stunde, in der dieser Leitaufsatz zu einer Dokumentation über die Austreibung von Millionen Menschen aus angestammter, jahrhundertealter deutscher Heimat im Vorfeld Europas bereits geschrieben war, verfinsterte sich über Mitteldeutschland, vor allem über *Berlin*, der deutschen Hauptstadt, der letzten Bastion der Freiheit in dem Vorfeld, das von dem Regime der Unfreiheit und Versklavung umklammert ist, erneut der Himmel. Die Schatten einer neuen tödlichen Bedrohung zogen selbst über die heitersten sommerlichen Gefilde. An dem farbenprächtigen Fuschlsee im sonnenhellen Salzkammergut hörte der Verfasser von den unzähligen Tragödien, die sich am Sonntag, dem 13. August 1961 im Westberliner Zonengrenzübergang Staaken abspielten, wo die letzten 50 der fast 30 000 Flüchtlinge den Weg in die Freiheit mit Stacheldraht versperrt fanden und die Mündungsläufe sowjetischer Panzer sich auf Menschen richteten, die nichts anderes im Sinn haben, als ihr Leben so zu führen, wie es menschenwürdig ist. Aber eben an diesem See, an dessen Ende das alte Jagdschloß der einstigen Fürsterzbischöfe von Salzburg liegt, war es, wo der Kremlgewaltige anläßlich seines Österreichbesuches am 6. Juli 1960 den Gedanken äußerte — wie könnte er auch in dieser unberührten Bergwelt Gedanken des Friedens hegen — er hoffe den Tag zu erleben, an welchem „das rote Banner über der ganzen Erde flattern wird". Und mit seiner Rede im großen Kremlsaal am Freitag, dem 11. August 1961 hatte Chruschtschow selbst die

Linie seines roten Imperiums umzeichnet, wenn er erklärte, „im Ernstfall" werde er nicht zögern, auf die italienischen Orangenhaine einen Raketenregen niedergehen zu lassen, und die Bundesrepublik „in eine einzige Staubwolke" zu verwandeln.

Diese Worte donnerten in den unvergleichlich schönen Augustabend in der sternenüberglänzten Salzburger Residenz, in der alle Steine Mozarts Melodien mitzusingen schienen, wie damals an den letzten Augustabenden 1939 das Grollen des zweiten Weltkrieges in die Geigenklänge der Zoppoter Waldoper drang. Was ist notwendig? Die bange Frage vermochte auch das großartige Lichterspiel, das die barocken Giebel und Türme wie die bizarren Umrisse der Veste Hohensalzburg in eine magische Verzauberung hüllte, nicht verstummen zu lassen. Mächtiger nur mahnten die Nachrichten, daß wiederum Menschen unseres Wesens, christlich-abendländischer Gesittung, verjagt, beraubt, erschlagen am Saum eines immer mehr eingedrückten Europas liegen. Was ist notwendig? Haben wir die Kraft zu widerstehen? Ich möchte es bejahen! Bejahen nicht nur, weil mir das mit eigenen Augen Geschaute, am eigenen Leibe Erlebte aus der Zeit der Vertreibung und der schicksalsvolle Weg durch die alten deutschen Grenzmarken das Recht dazu geben, sondern aus christlichem Glauben. Bejahen, weil uns allen doch die Möglichkeit gegeben ist, noch immer von abendländischer Politik und Kultur sprechen zu können, wenn auch viele nicht immer konsequent dazu stehen. Hugo von Hofmannsthals Wort aus dem für Europa nicht lichteren Jahre 1925 kennzeichnet unsere Hoffnung und unsere Verantwortung. Dieses Wort in Salzburg gefunden zu haben, wo vor dem monumentalen Dom des Oberitalieners Santino Solari sein Werk zur lebendigen Predigt an die Mächtigen der Welt wird, ist fast wie eine Prophetie: „Das Notwendige ist immer möglich. Das historische Geschehen vollzieht sich, indem ein kaum Geglaubtes von wenigen so behandelt wird, als ließe es sich unmittelbar verwirklichen."

Um einen Gedanken des Marburger Historikers Ludwig Dehio aus seiner Schrift „Deutschland und die Weltpolitik im

20. Jahrhundert" zu erweitern, möchte ich dieser „Salzburger Meditation" über den schicksalsvollen Sonntag, den 13. August 1961, noch diese Erwägung anschließen: Europa, seine Menschen, auch jene aus den Zonen und Breiten zwischen der Wartburg Thüringens, den Landschaften an Werra, Saale und Elbe, der Lausitz und Mark, aus den reichen preußischen Provinzen zwischen Weichsel und Oder und nicht zuletzt aus den böhmisch-österreichischen Bereichen Vertriebenen, sind nach Jahren politischer Passivität aufs neue in die Zone eigenster Verantwortung gerückt, kurz gesagt, in das *neue* Vorfeld Europas, das geistig bereits besteht. Deshalb die Staubwolke aus dem Kreml! Mehr denn je bedarf es bei den Menschen überall im Westen der Klarheit über jene Epoche, die der Ausschaltung dieses Vorfeldes vorausging, der Epoche der beiden Weltkriege.

Deutschlands Rolle innerhalb des europäischen Staatensystems und der Drang nach Vormachtstellung führten, wie Professor Dehio sagt, im Zeitalter der zerfallenden Nationalstaaten zu dem endgültigen Zusammenbruch von 1945, der nicht beschränkt blieb auf das deutsche Territorium allein, sondern die Völker des alten Donauraumes genauso erschütterte, wie zuvor schon die Völker des baltisch-weißrussischen Bereiches. Deutschland selbst aber steht gespalten und unter entgegengesetzten Führungsmächten in einer neuen Situation. Nicht nur die Zeit der Massenaustreibungen nach 1945 — das Fehlen jeglicher Publizistik ließ damals diese den nicht von dem grausigen Geschick betroffenen Menschen im Westen, wenn diese auch vielfach in Ruinenstädten ihr Leben fristeten, nur in Einzelschicksalen bewußt werden — sondern gerade die Ereignisse des Sommers 1961 mit dem Flüchtlingsstrom aus Ostberlin und Mitteldeutschland lassen bewußt werden, daß sich der freie Teil Deutschlands, die Bundesrepublik, an einer Weggabel befindet, deren eine Straße — um mit Professor Dehio zu sprechen — gradlinig auf das nationale Ziel, die andere mit dem Umweg über die *abendländische Solidarität* zu einer dauernden Wiedervereinigung, dem großen Ziel jeder deutschen Politik, führen könnte.

Dehio meint, Ungeduld und Mangel an Augenmaß, Kennzeichen unserer „verspäteten Nation“, haben zweimal die Wahl von Irrwegen verschuldet — der bis jetzt nicht abgerissene Flüchtlingsstrom ist ein sehr herber Beweis dafür — das drittemal ist uns „Sein oder Nichtsein aufgegeben“. Es gilt zuerst kühl die Welt zu betrachten, um das „rechte Augenmaß für die deutschen Dinge zu gewinnen“ und sodann geduldig einen Schritt nach dem anderen auf dem Wege voran zu tun ...

Glauben wir etwa, daß jene Zeugnisse christlicher Kultur und Gesittung, die den Widersacher aus der Steppe seit je zur Zerstörung reizten, etwa von heute auf morgen wurden und so das Vorfeld Europas, etwa das alte Ordensland Preußen mit seinen Vorwerken in Kurland und Livland, das Werk etwa nur des Deutschen Ritterordens war? Das Vorfeld wuchs in Säkularien, die erst heute *wir* — ob unsere Füße noch über den kulturträchtigen Boden schreiten oder nicht — in glücklicher Zusammenfassung überschauen. So gilt es im Sinne der Gedanken des Marburger Historikers „der Flucht aus unserer jüngsten Geschichte ein Ziel zu setzen, mit Erfahrungen unsere Neigungen zu bekämpfen und endlich das halbverschüttete Erbe unseres abendländischen Wesens wieder zu Ehren zu bringen zur Veredelung nationaler Triebhaftigkeit“.

*

Liegt das Gestern
klar und offen
wirkst du heute tätig, frei
darfst auch auf ein Morgen hoffen,
das nicht minder glücklich sei

schrieb der große Geist von Weimar und ihm waren „Schicksal und Anteil der Vertriebenen“ keineswegs fremde Beweggründe. Zeichnete er diese doch in „Hermann und Dorothea“, das er selbst „ein Sujet“ nannte, „wie man es in seinem Leben vielleicht nur zweimal findet“ mit solcher Bewegtheit auf, als beschriebe er die Flüchtlingszüge unserer Tage und nicht jene der

Salzburgischen Emigranten oder die Flucht seiner Geliebten Lili Schönemann als Frau von Türkheim vor den Franzosen. Wie die damalige Welt, wohl nicht nur die literarisch interessierte Welt, diese Dichtung Goethes auffaßte, die als „Taschenbuch für 1798" in Berlin bei Friedrich Vieweg dem Älteren erschien, beweist die dänische Übersetzung von 1799, die französische von 1800, die englische von 1801 und die italienische von 1804. Und man betrachte die buntscheckigen Geschichtsatlanten Europas jener Dezennien, um zu erfahren „der guten Vertriebenen Elend".

In den Jahren nach dem ersten Weltkrieg vertiefte ich mich als Gymnasiast in meiner oberschlesischen Heimat in die Lektüre Goethes. Es war damals nicht mehr Krieg, aber noch nicht Frieden in dem alten Grenzland an der Oder. Mein Deutschlehrer am Gymnasium zu Oppeln — er war Vertriebener aus Thorn an der Weichsel — hatte uns die Aufgabe gestellt, die Goetheschen Gedanken in „Hermann und Dorothea" mit den Schicksalen der Flüchtlinge zu vergleichen, die nach der Volksabstimmung in Oberschlesien vom 20. März 1921, die ein eindeutiges Bekenntnis zum deutschen Vaterlande ergeben hatte, ihre Heimat verlassen mußten. Aus Kattowitz und Königshütte, aus Pleß und Rybnik, aus Tarnowitz und Lublinitz und vielen anderen Gemeinden des Kohlen- und Eisenhüttenreviers — allein 226 445 Arbeiter werkten 1919 in diesem weiten Industrieland zwischen Gleiwitz und Myslowitz — waren in den Jahren nach 1921 Tausende gekommen. Auch in das Falkenberger Land, das wie das benachbarte Grottkauer und Neißer Kreisgebiet zum westlichen Oberschlesien, also nicht mehr zum Abstimmungsgebiet gehörte, kamen Familien mit ihrer letzten Habe. Viele aus diesen Familien waren bald meine Mitschüler am Gymnasium in Oppeln. Von ihnen hörte ich, was verlorene Heimat bedeutet. Ich selbst wurde groß in einer alten Försterfamilie. Vor Jahrhunderten war diese im Gefolge alter Adelsgeschlechter aus Böhmen, zu dem Schlesien fast genau 200 Jahre gehört hatte, bevor es zu Österreich (1526) und nach wiederum 200 Jahren (1742) zu

Preußen kam, gekommen. Im Riesengebirge steht unweit von Hirschberg auf felsigem Stein die Burg gleichen Namens, der Kynast.

Was will ich mit solch heimatlichem Erinnern sagen: die Menschen in solchen idyllisch umfriedeten Ländereien hatten zwar mit erregter Anteilnahme von dem Geschick der Vertriebenen aus Ostoberschlesien gesprochen — wie aktuell!, das Land war damals zwiegeteilt und die Menschen harrten von der ersten Stunde der Zerreißung dieses Landes mit der ältesten Grenze des Reiches überhaupt (seit 1335 Vertrag von Trentschin) der Wiedervereinigung — aber niemand hatte bedacht, „daß ihn das ähnliche Schicksal auch, vielleicht zunächst, betreffen kann, oder doch künftig", um mit Worten Goethes zu sprechen.

„Unverzeihlich find ich den Leichtsinn; doch liegt er im Menschen", heißt's in der Dichtung, mit der Goethe im August 1796 begonnen hatte, dessen Erstausgabe ich nach Jahrzehnten, meinen Schulaufsatz aus den 20er Jahren gleichsam selbst überprüfend, als Flüchtling in der ehrwürdigen Studierstube des wiedererrichteten Frankfurter Goethehauses begierig durchlas.

*

Fern liegt die Heimat, das Land der Kindheit, der Steinaugrund mit seinen weiten Wiesen, die Wälder von Tillowitz zwischen Oder und Neiße, verwüstet und verbrannt ist alles, seitdem im frostklirrenden Januar 1945 nach dem letzten Gottesdienst in der Heimatkirche der große Treck zum Dorf hinausfuhr dem Neißetal entgegen und weiter über den Sudetenkamm, hinter dem bis zur erhofften Rückkehr Schutz vermutet wurde. Millionen Einzelschicksale auf diesem Zug der Millionen allein aus den beiden schlesischen Provinzen Oberschlesien und Niederschlesien. Aus Oberschlesiens Industrierevier, wo die neuen polnischen Verwalter der fleißigen Hände der Arbeiter vor Kohle und Eisen bedurften, kommen noch heute die Menschen, freilich nicht mehr Flüchtlinge und Vertriebene genannt, sondern „Spätaussiedler", als wäre das Zurücklassen der Heimat und aller ge-

liebten Dinge, und wären sie auch von Kohlenrauch geschwärzt, eine Belanglosigkeit. Dabei ist nichts belanglos, wenn's um den Abschied von der Heimat geht. Weder die aus dem Rahmen geschnittenen Bilder der Großeltern, die Wiege mit dem Taufstaat, der zum Erbgut von Generationen gehörte, noch eine Handvoll Erde aus dem Hausgarten, ein gepreßtes Lindenblatt jenes Baumes an der Sankt Johannes-Kapelle in der Dorfmitte, von den Tieren gar nicht zu reden, der treue Hund fuhr mit und das Kätzchen schmiegte sich in Decken und Kästen auf den von braven Pferden gezogenen Planwagen. So waren die Vorfahren vor mehr als sieben Jahrhunderten aus Bayern, aus Thüringen, aus der Pfalz, aus Franken, aus Schwaben in das Land an der Oder über die „Hohe Straße" gezogen, gerufen von Fürsten, die wohl slawischer Herkunft waren, wie die Piastenherzöge, deren Frauen aber Deutsche waren, wie jene große Hedwig von Schlesien aus dem Hause Andechs, die heute die Heilige genannt wird, angeworben von Regenten, die darauf bedacht waren, die Räume zwischen Weichsel und Oder und weiter noch einzufügen in den abendländischen Kulturbereich, kurz in das Vorfeld Europas.

*

Verjagt, beraubt, erschlagen — das ist die Überschrift für das schicksalsvollste Kapitel der Geschichte Schlesiens, das nicht nur jenen immer wieder ergreift, der den Zug der Vertriebenen mitmachte, sondern jeden von uns mahnt. Mahnt vor allem an die notwendige Erkenntnis angesichts der fortdauernden tödlichen Bedrohungen: die seit 1400 gewachsene Kultur, an deren Ende wir als traditionsbelastete Erben stehen, war eine Kultur der Persönlichkeit. Jene politischen Manager aber, die am 2. August 1945 in Potsdam das Abkommen unterzeichneten, durch das der geographische Mittelpunkt Europas 260 Kilometer westwärts verlegt wurde, ein Flächenraum verloren ging, der der Größe der vier europäischen Staaten Schweiz, Portugal, Irland und Griechenland zusammen entspricht, kümmerten sich kaum um das Leben, das nun für die durch einen Federzug Entwurzelten be-

gann. Ist es nicht wie ein Hohn, daß sich der damalige Kremlgewaltige Stalin — seine Denkmäler sind heute gestürzt — nach diesem Schachzug seines frivolen Spiels gegen den Westen auf der Terrasse von Schloß Sanssouci den Schlußchor aus Beethovens „Neunter" aufspielen ließ: „Seid umschlungen Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt . . ."? Der Freudenrausch des roten Imperators über das gewonnene Vorfeld Europas.

Der Verfasser hörte diese Szene am Radio eines verlassenen Hauses an der Straße der Vertriebenen, ein „Hörspiel", das sicher nur wenige miterlebten, weil das ganze Volk in dem durchwanderten Raum zwischen der Hüttenstadt Königshütte im wiedervereinigt gewesenen oberschlesischen Revier bis Karlsbad, das in früheren Kriegszeiten ein von Freund und Feind gleichbeachtetes friedliches Domizil blieb, im Aufbruch war. Was kümmerte die Rotarmisten, die von Prag her in Scharen über die Tepl bis an das eine Egerufer der Kurstadt — auf dem anderen Ufer von Karlsbad-Fischern saß eine kleine Vorhut der Amerikaner — gezogen kamen, daß hier einst Goethe und Beethoven und andere Erlauchte Heilung gesucht hatten, selbst der große Zar Peter, sie wuschen mit dem Sprudel die Pferde, ihre Monturen und sich selbst und waren nur verwundert, warum dieses Wasser „so gut geheizt" war, wie sie kauderwelschten.

Lag drüben an der Oder Breslau in Trümmer, loderten noch immer die Brände, die der plündernde polnische Mob in die Häuser warf um die altehrwürdige Dominsel — von keinem Geringeren als vom vormaligen Nuntius Eugen Pacelli, dem späteren Papst Pius XII. als TERRA SANCTA GERMANIAE bezeichnet, als heilige Erde Deutschlands —, so kam von Prag, wo selbst die Steine, Monumente europäischer Prägung, deutsch redeten, die gleiche Kunde. Hauste in Schlesien ein Regime, furchterregender als es die 1241 bei Liegnitz bezwungenen Mongolen auf ihrem Sturm gegen das Vorfeld Europas errichteten, so raste durch die böhmisch-mährischen Lande ein aufgehetzter Pöbel, alles Deutsche niedertretend, wie vormals die Hussiten. Und immer und immer waren es hier und dort die Menschen, vom

ältesten Mann bis zum jüngsten Kind, die gemartert wurden. In San Francisco aber berieten die Politiker, ohne ein Rezept zu finden, um die aus den Angeln geratene europäische Welt, und nicht nur diese, wieder zu ordnen.

Hellmuth Rößler, der Historiker der Technischen Hochschule Darmstadt, hat das politische Gebaren in der Welt nach 1945 mit einem sehr mutigen Wort in seinem Buch „Größe und Tragik des christlichen Europa" gekennzeichnet: „Die Verlogenheit, mit der heute fast alle Menschen und Völker ihre vergangenen Handlungen umfälschen, sich selbst beschönigen und andere anklagen, liegt wie ein tötender Frost über all unserem Wollen und Handeln, über privaten und öffentlichen Gesprächen, und veranlaßt das berechtigte Mißtrauen der Jugend gegen die Welt der Erwachsenen." Die Menschen, die aus dem Vorfeld Europas verjagt wurden und jene, die erst jüngst unter dem Zwang eines Regimes, das vorgibt, Arbeitern und Bauern „ein Paradies" zu schaffen, Heim und Habe aufgaben, haben die Wahrheit dieses Wortes erfahren.

*

Tief aus vielen tiefen Träumen
Steigt das Antlitz alter Städte
Danzig, Breslau, Budweis, Iglau —
Eine sturmzerrissene Kette

heißt es in Versen von Hans Venatier, dem Breslauer. Ja, es ist beglückend, den ganzen Ostsaum des alten deutschen Reiches in seiner Vollblüte erlebt zu haben: Oberschlesien, die Heimat in den Wäldern Eichendorffs, dann später das Revier, das sich unter dem Patronat des Grafen Reden erschloß und mit seinen unermeßlichen Kohlenschätzen und Eisenhütten zu einem der mächtigsten in Europa in unseren Tagen sich entfaltet hatte; dann die Weite des schlesischen Landes mit Burgen und Schlössern, Gebirgen und Tälern von einzigartiger Lieblichkeit, wie beispielsweise die Grafschaft Glatz, traditionsbewußte Städte,

die kunstverständiger Bürgersinn und Familienfleiß mit ehrwürdigen Kirchen, hochragenden Rathäusern, weltweiten Kaufmannsgeist spiegelnden Marktplätzen geschmückt hatten; einem Eichenblatt gleicht diese gesamtschlesische Landschaft, durch die sich wie eine Rippe der Oderstrom zog, an dessen Ufern die Klöster der weißen Mönche ragten, den Weg der Besiedlung noch heute deutlich versinnbildlichend; dann die Mark Brandenburg, zu der der Oderstrom hinüberleitete, mit Frankfurt als Mittelpunkt, heute wie Görlitz an der Neiße eine zweigeteilte Stadt. 50 Kilometer übrigens sind es von der Stadtgrenze Berlins bis zur Oderbrücke in Frankfurt. Die Schiffer, die heute noch immer mit unseren alten Oderkähnen den Strom befahren, kamen von Bug und Dnjestr.

Unsere liebe Oder, was erlebt sie heute an ihren Ufern nicht nur in der Mark, in Ostbrandenburg, dem alten Bindeglied zwischen Schlesien und Pommern. Sie wurde wie die Lausitzer Neiße zur Etikettierung des größten Gewaltstreiches in der europäischen Geschichte: Oder-Neiße-Linie, für die die östlichen Manager die Bezeichnung „Friedensgrenze" — welcher Betrug! — der Welt einprägen möchten. Von der Quelle, die im alten Österreich-Schlesien liegt, im Odergebirge, in 634 Meter Höhe, nimmt die Oder einen Weg von 912 Kilometer, auf dem sie 20 Nebenflüsse in sich aufnimmt, durch Ostdeutschland, eine längere Wegstrecke innerhalb der deutschen Grenzen als Elbe und Rhein, um sich nördlich von Stettin in die Ostsee zu ergießen. Das ganze Stromland eine einzigartige geschichtsträchtige, von hervorragenden Zeugnissen der Kultur gezierte Landschaft im Vorfeld Europas. Heute entblößt von den Menschen, den Nachfahren deutscher Siedlergeschlechter, die seit 1250 dieses Vorfeld bestellten.

Stromland, Heimat der östlichen Seele,
die die unendliche Weite ruft,
daß sich drängende Sehnsucht vermähle
Raum und Farbe, Licht und Duft

singt Werner Roth, der Danziger, der zuletzt in Liegnitz lebte, in seinem Oderlied.

Glücklich, sagte ich, diese Landschaften in ihrer Vollblüte erlebt zu haben. Unsagbar schmerzlich aber die Eindrücke in den Tagen der Flucht, der hereinbrechenden Flut aus den Steppen Asiens, in der Zeit der Marter, der Ausplünderung, der Morde, die mit Worten kaum zu beschreibenden Stunden der Austreibung der Menschen und der Auslöschung ganzer Dörfer und Städte. Wer, wie der Verfasser, diese Stunden durchlebte, der vermochte, wo ihm alles, was ihm aus Vätertagen lieb und teuer war, aus den Händen gerissen wurde, nur eines — welche Gnade! — das Bild dieser Heimat ganz tief auf seinem Herzensgrund zusammenzuraffen, in Besitz zu nehmen, auf daß es unzerstörbar werde. Heimat war nur noch, wo Herz zum Herzen sprach; alles andere hatte aufgehört zu sein in dem Augenblick, wo die Schwelle des Zuhause überschritten war und die Nacht des Fluchtweges einem entgegenstarrte, als wäre sie uns selbst feindlich . . .

Mag auch das Elend unsere Heimstatt werden
und näßt der fremde Regen unser Brot —
das Licht in deinen Augen ist mir Heimat
und deine liebe Hand verwischt die Not.
Mag man uns landlos nennen, Fremdling und verbannt,
ich fand in dir für alle Zeit mein Vaterland

schrieb Walter Bauer, der gebürtige Merseburger, der 1952 nach Kanada auswanderte. Ja, in dem Menschen, der auf dem Weg aus der Heimat neben mir ging, in dem Menschen, den ich in späteren Tagen in der Fremde — wir sagen heute in der neuen Heimat — traf, der aber auch aus unserem Land gekommen war, in ihm fand ich, um mit dem Dichter zu reden, für alle Zeit mein Vaterland. Und in den Vertriebenen allen, woher sie auch aus dem weiten Vorfeld Europas kamen, lebt die Heimat mit ihren ganzen Kräften und Mächten, die mehr als 50 Gene-

rationen in fast einem Jahrtausend bewegten, die größte Tat in der Geschichte zu vollbringen: das Vorfeld für das übrige Europa, für den Westen überhaupt, zu halten.

Erst heute wird der Welt allmählich bewußt, daß die Trennung des deutschen Westens von Mittel- und Ostdeutschland gleichbedeutend ist mit der Entfremdung West- und Osteuropas. Hier aber setzt die Aufgabe der Vertriebenen, die dem Haß und der Vergeltung in der Charta der Menschenrechte großherzig abgeschworen haben, erneut ein. Der Kreml sah in ihnen den Explosivstoff für seine revolutionären Pläne im übrigen Europa, vor allem im westlichen Deutschland. Die Explosion fand nicht statt! Dafür aber bereitet sich aus den unbezwungenen Kräften das Neue. Freilich noch nicht sichtbar, gottlob noch nicht sichtbar. Gedanken, die auf Taubenfüßen kommen, lenken die Welt, hörte ich kürzlich sagen. In der Sprache Hugo von Hofmannsthals, das historische Geschehen vollzieht sich, indem ein kaum Geglaubtes von wenigen so behandelt wird, als ließe es sich unmittelbar verwirklichen. Das Notwendige ist immer möglich. Die Wirklichkeit der Gegenwart, in der nicht nur die Vertriebenen sich befinden, ist Vergangenheit und Zukunft zugleich!

*

Wenn wir also in der abendländischen Solidarität die Möglichkeit für das Rettende und die Notwendigkeit für das Versöhnende erkennen, so ist es notwendig, den Blick noch nach Nordosten zu wenden, auf die Landschaften um Königsberg und Danzig, Tilsit und Memel, deren Bilder mir auf dem Zug nach Westen unvergeßlich haften blieben, ja geradezu zu Leitbildern wurden.

Als ich im letzten Sommer von Osterode, jener idyllischen Kreisstadt am Drewenzsee im ostpreußischen Oberland kommend, bei Dirschau über die Weichselbrücken fuhr, dreute schon das östliche Ungeheuer am Saum dieses uralten deutschen Brückenlandes in die östlichen Weiten Europas. Zum letzten


Die Luisenbrücke
über den Memelstrom
bei Tilsit –
Sinnbild eines neuen Brückenschlages
in das Vorfeld Europas

Mal blitzte im Schimmer der aufgehenden Sonne der Strahlenkranz der Madonna, die übermächtig groß das Hauptschloß des Deutschen Ordens schmückte und den Bauern grüßte, der seit Jahrhunderten hier das Land pflügte. Unwillkürlich erinnerte ich mich Joseph von Eichendorffs, der als Regierungsrat im Ordensland Preußen tätig war und zur Zeit der Romantik die damals verfallene Marienburg wiederentdeckte, so daß diese in strahlender Schönheit sich neu erhob; unauslöschliches Sinnbild bedeutender Vorgänge im nordosteuropäischen Raum, seitdem das Ordensschloß an der Nogat im 13. Jahrhundert Sitz der Hochmeister geworden war. Welch schreckliches Vorgefühl für die Katastrophe unseres Vaterlandes hatte Eichendorff, wenn er damals schrieb: „... Es war unterdes Nacht geworden und ich sah vor uns unzählige Schlösser auf den Bergen brennen. Jenseits wanderten in dem Scheine, der von den brennenden Schlössern kam, viele Leute mit Weib und Kindern, wie Vertriebene; sie waren alle in seltsamer uralter Tracht; es kam mir vor, als sähe ich auch meinen Vater und meine Mutter unter ihnen, und mir war unbeschreiblich bange ..."

Das Bild der brennenden Schlösser, welch furchtbare Vision Eichendorffs fast eineinhalb Jahrhunderte vor der Katastrophe, die 1945 über das Ordensland schrecklicher hereinbrach als über die anderen Grenzmarken im Vorfeld Europas. Wer hätte ihr jemals in friedlichen Sommertagen an ost- und westpreußischen Küsten Glauben geschenkt? Im Februar und März 1945 war die gewaltige Marienburg und mit ihr all die vielen Burgen im Weichselraum und im Memelgebiet hart umkämpft, wenig später verwüstet und ausgebrannt. „Die Wirklichkeit, in der wir bis zu dieser Katastrophe gelebt hatten", — Reinhold Schneider sagte es in seinem Vortrag „Der Mensch vor dem Gericht der Geschichte", den ich am 21. Februar 1946 in der Universität zu Freiburg im Breisgau hörte, — „die Wirklichkeit, in der unsere Erzieher uns zu festigen suchten, ist nicht die ganze Wirklichkeit gewesen, sie wurde übermächtigt und zertrümmert von einem Stück Welt, an das wir nicht gedacht, das wir vielleicht nicht

haben wahr haben wollen". Entsetzliches wurde wahr! Gerade in Ostpreußen, das noch dazu zweigeteilt wurde: der nördliche Teil mit Königsberg, Tilsit, Memel, Insterburg, 13 200 Quadratkilometer, kam in den sowjetischen Machtbereich, der südliche Teil mit Allenstein, Elbing und Marienburg, 23 792 Quadratkilometer, zu den sogenannten „polnisch verwalteten Ostgebieten". Wer das Land heute sieht, erschauert. Selbst das Meer ist zwischen den beiden Teilen mit Brettern vernagelt, Barrieren zwischen Völkern, die beide, Polen und Russen, meinen, Sieger zu sein.

Aber wenn schon das Land versteppte, die Steine zerschmettert wurden, die eine einmalige Mauer gegen den ewigen Widersacher, die mehr als 700 Jahre gehalten hatte, die Mauer im Vorfeld Europas einstürzte, wieviel Entsetzlicheres erst geschah mit dem Wall lebendigen Menschentums! Der Tagesbefehl des Oberkommandierenden der II. Bjelorussischen Front, General Tscherkjowski besagt alles: „Wir haben es nicht nötig, die Soldaten der Roten Armee zu ermahnen, kein Pardon zu geben. Sie brennen vor Haß und Rachedurst ..." Kein Bilddokument hielt fest, was nun geschah. Nach mörderischem Feuer auf Stadt und Land brach die Flut herein. Mitten in die Flüchtenden. Zerstampfte alles am Wege oder riß es in die Fluten des Meeres, wie die Menschen der „Gustloff" vor Danzig. Einzelne bespannte Trecks entkamen über das gerade zur Flucht festgefrorene Haff zur rettenden dänischen Küste. Nie wird einer die genaue Zahl der Erschlagenen und in sibirische Einöden Verschleppten ermitteln. Agnes Miegel, die mit Königsberg und dem Samland so innig verschwisterte Dichterin, schrieb es auf:

Es war ein Land — und wir liebten das Land
Grauen sank drüber wie Dünensand.
Verweht wie im Bruch des Elches Spur
Und die Fährte von Mensch und Kreatur, —
Sie erstarrten im Schnee, sie verglühten im Brand,
Sie verdarben elend in Feindesland,

Sie liegen tief auf der Ostsee Grund,
Flut wäscht ihr Gebein in Bucht und Sund,
Sie schlafen in Jütlands sandigem Schoß, —
Und die Letzten treiben heimatlos,
Tang nach dem Sturm, Herbstlaub im Wind, —
Vater, Du weißt, wie einsam wir sind!
Nie zu klagen war unsre Art.
Du gabst und Du nahmst, — doch Dein Joch drückt hart,
Vergib, wenn das Herz, das sich Dir ergibt,
Nicht vergißt, was zu sehr es geliebt,
Was Gleichnis uns war und noch bleibt im Leid
Von Deines Reiches Herrlichkeit. —

*

„Wenn das Herz nicht vergißt, was zu sehr es geliebt." Nie wird dieses Land vergessen werden, nicht nur von den Menschen, denen es Heimat war, von allen, denen es mit seinen einmaligen Zeugnissen christlich-abendländischer Kultur und Gesittung — und den großen Geistern — nennen wir nur Kant, Kopernikus, Herder — Mahnung ist. Mahnung daran, daß es ein Europa auch im Osten wieder geben muß, eine Wiedervereinigung getrennter Territorien, angefüllt mit einem lebendigen Menschentum. Ohne diese ist die übrige Welt nicht wieder in die Angeln zu bringen. Bundespräsident Professor Theodor Heuß stellte in seiner ersten Rede an die Heimatvertriebenen auf Schloß Burg an der Wupper 1951 fest: „Kant hat die Welt *von Königsberg* erleuchtet, von Königsberg und *nicht von Kaliningrad . . ."*

Und die Mahnung des Memeler Simon Dach: „Der Mensch hat nichts so eigen, so wohl steht ihm nichts an, als daß er Treu erzeigen und Freundschaft halten kann", ist ebensowenig in den Feuerstürmen über dem alten Ordensland untergegangen, wie die Mahnung auf dem Denkmal Schenkendorfs auf dem Marktplatz zu Tilsit: „Ich will mein Wort nicht brechen, will predigen und sprechen vom Kaiser und vom Reich." In dem ostpreußi-

schen Menschentum, das in diesen seinen edelsten Gesinnungen nicht ausgerottet werden konnte, sind für die Aufgabe, das Vorfeld Europas geistig wiederzugewinnen und es zu verwirklichen, die stärksten Kräfte gewonnen worden. Man sage nicht, die Menschen von Haff und Strom verschmelzen mit anderem Menschentum. Jene 20 000 Salzburger und ebenso die aus allen Teilen Deutschlands nach Ostpreußen gekommenen Kolonisten mehrten aus den Kräften ihrer Heimatländer nur die Kraft, die hier am Saum Europas notwendig war, und diese Kraft hatte durch die Zeiten Bestand, mehr als alle Armeen, die je durch dieses Land gezogen sind. Als 1946 ein englischer Parlamentarier einen Danziger fragte, wieviel Zeit wohl vergehen müsse, bis die Deutschen sich daran gewöhnt hätten, daß Danzig nicht mehr deutsch sei, antwortete dieser, mit etwa über tausend Jahren könne man hinkommen. Der aus Thorn stammende Dr. Hermann Rauschning, sein Geschlecht war seit 1360 in Ostpreußen ansässig, drückte es so aus: „Indem uns ein tief zerschlagendes Geschick heimsucht" — ein Wort, das in keine Sprache übersetzbar ist — „erfahren wir, was uns zugleich über uns selbst erhebt."

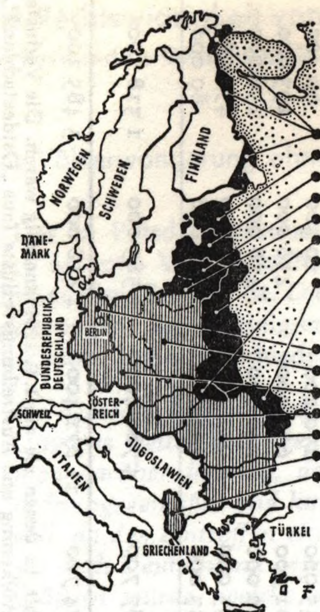
*

Über 50 Millionen Menschen hat der zweite Weltkrieg das Leben gekostet, der vielfachen Zahl die Freiheit. Der Globus wurde verwandelt und wandelt sich noch immer. Und dennoch zeichnet sich in allen Wandlungen bereits das neue Europa ab, wenn es sich mit seinem Kommen auch so schwer tut. In diesem neuen Europa aber sind die aus dem weiten Vorfeld zwischen der Ostsee und der Donau Verjagten vorn! Mit dem Wort des ostpreußischen Schriftstellers und Publizisten Ottfried Graf Finckenstein, dem ich während meiner Osteroder Zeit in Schönberg, der alten Ordensburg, wo sein Geschlecht seit 600 Jahren ansässig war, begegnete, mag gesagt sein, was dieses Vornsein bedeutet: „Ich glaube, daß die sogenannte ‚verlorene Generation', zu der ich gehöre, eine bestimmte Aufgabe zu erfüllen

hat: ihre Erfahrungen zwischen den einstürzenden Welten überkommener Machtbegriffe schonungslos anderen Suchenden darzulegen und die unwandelbaren Werte der Liebe, der Treue, der Menschlichkeit, kurz gesagt: die Souveränität der Menschen über die scheinbar autonom gewordene Materie immer wieder aufzuzeigen."

Sinnbild für Erfüllung dieser Aufgabe schien mir, daß am Frankfurter Deutschherrenufer eben in diesen Sommertagen Werkleute dabei sind, jenes Haus des Deutschen Ordens, das nach der Marienburg das bedeutsamste Deutsche Haus war, die Komturei in der Krönungsstadt der deutschen Kaiser in Frankfurt am Main, wiederaufzubauen. Nach sieben Jahrhunderten wechselvoller Geschicke des Ordens lebt — Gott weiß warum — jene christlich-europäische Gesinnung, die er in das einstige Vorfeld Europas pflanzte, erneut auf. Am Main ersteht die Deutsche Ballei nicht aus antiquierten Vorstellungen, nicht aus restaurativen Erwägungen, sondern in der Überzeugung, daß es die Zukunft Europas zu schaffen gilt wider die angedrohte Staubwolke!

Salzburg/Frankfurt am Main, August 1961.



Von der UdSSR annektiert:

Jahr	Land
1940	Teile Finnlands
1940	Estland
1940	Lettland
1940	Litauen
1945	Teil von Ostpreußen
1945	Teil Polens
1945	Teil der Tschechoslowakei
1945	Teil Rumäniens

Unter der Kontrolle der UdSSR:

1945	Sowjetzone
1945	Polen
1948	Tschechoslowakei
1947	Ungarn
1948	Rumänien
1946	Bulgarien
1946	Albanien

Vertreibung und Mord in Zahlen

Gebiet	Bevölkerungsstand von 1939 plus Bevölkerungszuwachs im Kriege bis 1944/45	Zahl der Vertriebenen in der BR und SBZ sowie in Österreich 1950	Noch in ihrer Heimat befindliche Deutsche 1950	Differenz (Verluste durch Kriegseinwirkung und Vertreibung)
Ostpreußen	2 619 000	1 930 000	75 000	614 000
Ostpommern	1 985 000	1 495 000	50 000	440 000
Ostbrandenburg	659 000	410 000	10 000	239 000
Schlesien	4 824 000	3 250 000	700 000	874 000
DEUTSCHE OSTGEBIETE östlich der Oder und Neiße	10 087 000	7 085 000	835 000	2 167 000
Danzig	395 000	283 800	6 000	105 200
Jugoslawien	549 800	287 000	87 000	175 800
Memelland und Baltenstaaten	255 900	170 200	19 300	66 400
Polen	1 401 000	672 000	436 000	293 000
Rumänien	820 000	246 000	438 000	136 000
Tschechoslowakei	3 633 000	2 921 400	258 700	452 900
Ungarn	633 000	206 000	338 000	89 000
VOLKSDEUTSCHE (Deutsche außerhalb der Reichsgrenzen von 1937)	7 687 700	4 786 400	1 583 000	1 318 300
DEUTSCHE insgesamt:	17 774 700	11 871 400	2 418 000	3 485 300

Umsiedler sind hier in den Gebieten mitgezählt, in denen sie am 1. 9. 1939 ansässig waren. Die Verluste umfassen Wehrmachtstote, Verluste der Zivilbevölkerung und Austreibungsverluste (aus „Ostdeutschland“, Selbstverlag der Schülerzeitschrift „Wir“, Stade 1960)

Die Rechtswidrigkeit von Massenvertreibungen

von Raymond de Geouffre de la Pradelle

Eine Völkerwanderung ohne Beispiel

Der in Potsdam unterzeichnete „Akkord" vom 2. August 1945 hat eine Völkerwanderung veranlaßt, welche in der Geschichte ohne Beispiel ist. Die drei an der Konferenz beteiligten Regierungen, die Vereinigten Staaten, Großbritannien, die Sowjetunion, haben entschieden, daß

> *die deutsche Bevölkerung Polens, der Tschechoslowakei und Ungarns weiter nach Deutschland überführt wird. Sie stimmen darüber überein, daß dieser Bevölkerungstransfer in ordnungsgemäßer und humaner Weise durchgeführt werden soll, da das Eintreffen einer so großen Zahl von Deutschen, die nach Deutschland geleitet werden, die Verpflichtung vergrößern würde, welche schon auf den Besatzungsmächten lastet. Sie halten es für wünschenswert, daß zuerst der Kontrollrat das Problem unter besonderer Berücksichtigung einer gerechten Verteilung der Deutschen auf die verschiedenen Besatzungszonen prüfen soll.*

Seit dem Winter 1945 betreiben die sowjetischen Stellen den „Transfer". Sie beginnen mit der Austreibung von $3^1/_2$ Millionen Einwohnern der deutschen Gebiete, welche „der Verwaltung des polnischen Staates übergeben sind", und von $2^1/_2$ Millionen aus Gebieten, welche dem tschechoslowakischen Staat unterstellt sind.

> *„Der Transport", schreibt Jean de Pange*[1]*, „erfolgt mit abscheulicher Unmenschlichkeit, im tiefen Winter, bei eisiger*

[1] La Revue des Deux Mondes, 15. Mai 1952, S. 374.

Kälte, in Viehwagen und Waggons ohne Fensterscheiben, die tagelang auf Abstellgleisen stehenbleiben. Keine Verpflegung ist für die Unglücklichen bereitgestellt, von denen viele unterwegs sterben, vor allem Kinder im zartesten Alter. Die Überlebenden treffen erschöpft und unterernährt ein. Sie können nur in Lagern, ähnlich dem von Dachau, Platz finden, wo schon die Opfer der Hitlerschen Deportationen zusammen gedrängt waren und wo Epidemien herrschen. Während der Wanderung starben mehr als vier Millionen. Alle diejenigen, welche Zeugen dieser furchtbaren Austreibung waren, vergessen das Schreckensbild nicht."

Der französische Jurist, welcher sich mit einem solchen Problem befaßt, um es dem Recht gegenüberzustellen — und zwar nicht nur dem Naturrecht, z. B. von Grotius, wie auch von den Theoretikern der Schule von Salamanca, Suarez und Franzisco de Vittoria, sondern auch dem modernsten positiven Recht —, kann mit Genugtuung feststellen, daß Frankreich ein solches Abkommen nicht unterzeichnet hat und daß Frankreich durch die berufene Stimme seines Außenministers, damals Georges Bidault, eine Auswanderungspolitik für Deutsche vorgeschlagen hat, wobei es bereit war, diese durch die Öffnung seiner Grenze zu erleichtern, um „einen permanenten Zustand des Elends und der Übervölkerung, dessen Konsequenzen für die Zukunft des Friedens gefährlich sein könnten", zu vermeiden[2].

Nachdem die drei Großen Alliierten feierlich die Hitlerschen Deportationen vor dem Angesicht des Weltgewissens verdammt hatten, haben sie sich für die Verjagung von Millionen von Männern, Frauen und Kindern aus ihren Häusern, ihren Städten und ihren Dörfern entschieden, wobei ihre einzige Hauptsorge wirtschaftlicher Natur war, nämlich daß die „Last, welche schon auf den Besatzungsmächten ruht", sich nicht vermehre. Die

[2] Erklärung vom 1. März 1947, in: Documentation Française, 7. August 1947, S. 15.

Franzosen, welche einmütig derartige Methoden verwerfen, sollten das Schicksal dieser Bevölkerungsgruppen kennen. Um ihretwillen öffnen wir auf den folgenden Seiten ein wenig die Akte Schlesien.

Die deutsche Geschichte Schlesiens

So weit man in der Geschichte zurückgehen kann, scheint es, daß Schlesien anfänglich von sich weit ausdehnenden Stämmen bewohnt war, und zwar weder germanischen noch keltischen, noch slawischen Stämmen, sondern solchen, die zu der Gruppe der Indoeuropäer gehörten, welche die Ethnologen Illyrier nennen.

Im 6. Jahrhundert v. Chr. erscheinen zusammen mit Reitern aus dem Osten, den Skythen, die ersten germanischen Stämme und machen sich in bestimmten Gebieten des nördlichen Schlesien seßhaft. Diese germanischen Stämme, die ersten, die sich in Schlesien niedergelassen haben, scheinen dieses Gebiet um das Jahr 300 v. Chr. in großer Zahl in Richtung Ukraine verlassen zu haben.

Um das 4. Jahrhundert v. Chr. dringen keltische Stämme in das mittlere und südliche Schlesien ein.

Aber in der 2. Hälfte des 2. Jahrhunderts v. Chr. ist Schlesien schon von den Vandalen bevölkert, germanischen Stämmen, welche aus Jütland und auch aus Norwegen und Schweden kamen, um sich in bevorzugteren Gebieten niederzulassen. Die Spuren, welche aus den ersten sechs Jahrhunderten n. Chr. in Schlesien entdeckt wurden, zeigen uns deutlich, daß es von Germanen bewohnt war. Selbst der Name „Schlesien" scheint von dem eines vandalischen Stammes abgeleitet zu sein, nämlich den Silingern. Tacitus hat ein heidnisches Heiligtum der Silinger erwähnt, welches sich, nach seiner Beschreibung, auf einem Berg befand, den man in den verschiedensten mittelalterlichen Quel-

len den „mons slensis“ benannt findet und den die Deutschen heute noch „Siling“ oder „Zobten“ nennen.

Von dieser Zeit an wohnen Germanen in Schlesien. Als die Vandalen im 5. Jahrhundert n. Chr. ihre Wanderung in Richtung Süden und Westen nach Spanien und Nordafrika wieder fortsetzen, bleibt ein Teil der Germanen im Lande. Zwei Jahrhunderte später erleben sie nun das langsame und fortschreitende Eindringen von Osten kommender slawischer Stämme.

Ursprünglich ist Schlesien weder slawisch noch polnisch. Durch Gewalt und unter Zwang bringen es die polnischen Könige Miesko (963—992) und sein Sohn Boleslaw Chrobry (992—1025) in der 2. Hälfte des 10. Jahrhunderts unter polnische Oberhoheit. Politisch bleibt Schlesien mit Polen für 136 Jahre verbunden, bestimmte Gebiete — wie ein Teil Oberschlesiens — jedoch nur 28 Jahre. Aber Miesko und Boleslaw stehen unter der Lehnsherrschaft des deutschen Kaisers. Boleslaw scheut sich trotz seiner Vasallenbande nicht, 16 Jahre lang gegen Kaiser Heinrich II. Krieg zu führen (von 1002 bis 1018). Er nutzt also die Schwäche des Reiches, um seine Eroberungen nach allen Seiten hin voranzutreiben, so daß unter seiner Herrschaft das größte Polenreich entsteht.

Während sich das Gebiet unter der Herrschaft des polnischen Königs durch Eroberungen ausdehnt, entwickelt sich jenseits der Sudeten ein anderer Staat, das Herzogtum und spätere Königreich Böhmen.

Schlesien wird nun infolge seiner geographischen Lage der Gegenstand unaufhörlicher Kriege zwischen beiden Staaten. Bis 1038 ist es unter dem Zepter des Königs von Polen, dann ist es von 1038 bis 1054 Böhmen angegliedert.

Während dieser Kämpfe zwischen Polen und Böhmen werden sich die Schlesier ihrer Unabhängigkeit bewußt, seit 1093 wird mit dem Grafen Magnus, dem Kastellan von Breslau, eine Art schlesische Politik sichtbar.

Durch den Vertrag von Quedlinburg im Jahre 1054 kommt Schlesien wieder unter die polnische Krone gegen Zahlung eines

jährlichen Tributes an Böhmen. Diese Auflage ist nun während mehrerer Generationen die Quelle für ständige Konflikte zwischen Böhmen und Polen.

Der Vertrag von Glatz im Jahre 1137 setzt diesen Streitigkeiten ein Ende und legt die Grenzen fest, welche sich — abgesehen von späteren Berichtigungen — durch die Jahrhunderte erhalten haben.

Nach der Teilung Polens, welche dem Tode des Königs Boleslaw III. folgt, kommt Schlesien im Jahre 1138 wieder unter die Herrschaft von Wladislaw II., Oberhaupt des polnischen Piastenhauses.

Sodann erhalten 1163 die beiden Söhne Wladislaws, Boleslaw und Miesko, Schlesien von Kaiser Friedrich Barbarossa.

Seit dem 12. Jahrhundert befindet sich Schlesien unter deutschem Einfluß und löst sich mehr und mehr vom polnischen Einfluß.

In kurzer Zeit wird Schlesien ein Land deutscher Sprache und Kultur. Heinrich I., der Sohn Boleslaws, der von 1201 bis 1238 regiert, heiratet Hedwig von Andechs. Sie ist die achte deutsche Prinzessin, die einen Piasten heiratet. Heinrich und Hedwig öffnen Schlesien weit dem christlichen und deutschen Einfluß. Sie fördern die Gründung zahlreicher Klöster und erleichtern die Niederlassung von deutschen Bauern und Handwerkern, denen sie ihren Schutz und die Garantie der persönlichen Freiheit und der Selbstverwaltung bewilligen.

Dörfer und Städte entstehen nun: Schlesien erfährt einen beträchtlichen Aufschwung auf Grund des Anwachsens seiner deutschen Bevölkerung.

Im Jahre 1241 fallen die Mongolen in Schlesien ein. Heinrich II., der das Werk seines Vaters fortführen sollte, wird in der Schlacht bei Wahlstatt, in der Nähe von Liegnitz, getötet, als er die bedrohte christliche Welt verteidigt.

Der Tod Heinrichs II. hat verheerende Folgen für die politische Entwicklung Schlesiens. Seine noch minderjährigen Söhne

können die Einheit des Landes nicht bewahren, das in mehrere Fürstentümer zerstückelt wird.

Schlesien sucht Unterstützung im Westen.

Im Jahre 1327 unterstellen sich mehrere schlesische Fürsten der Lehnsherrschaft der Krone Böhmens. Andere folgen ihnen im Zusammenhang mit einer Entwicklung, welche politisch durch den Vertrag von Trentschin besiegelt wird, den 1335 Johann von Böhmen und der polnische König Kasimir schließen. Nach den Bestimmungen dieses Vertrages entsagt Polen für immer Schlesiens, das ein Teil des deutschen Reiches wird. Dieser Verzicht Polens ist bis zur jüngsten Zeit gültig geblieben.

1526 kommt Schlesien mit Ferdinand I. unter das Zepter der Habsburger, der Erben der Krone Böhmens.

Im Frieden von Breslau im Jahre 1742 tritt die Kaiserin Maria Theresia den größten Teil Schlesiens an Preußen ab; der Friede von Hubertusburg im Jahre 1763 bestätigt diese Regelung.

Durch die Jahrhunderte ist Schlesien deutsches Land. Zumindest in Oberschlesien bleibt eine Minderheit mit polnischer Sprache, aber ohne politisches Streben nach einem Anschluß an Polen.

Die Frage der Zugehörigkeit Oberschlesiens zu Polen wird nur nach dem ersten Weltkrieg gestellt. Die Deutschen erklären, daß eine Teilung einen wirtschaftlichen Ruin zur Folge haben würde. Großbritannien unterstützt diese These, und die Volksabstimmung vom 20. März 1921 ergibt 707000 Stimmen zu Gunsten Deutschlands gegenüber 479000 Stimmen zu Gunsten einer Angliederung an Polen[3].

Die Polen behaupten nun, daß die Ergebnisse der Volksabstimmung durch die umfassende Rückführung einer großen Zahl von Deutschen, die in Schlesien geboren waren, zum Tage der Abstimmung verfälscht worden seien; aber die Deutschen

[3] Wojciech Morawicki, 1949.

machen darauf aufmerksam, daß die Ergebnisse der Volksbefragung noch günstiger gewesen wären, wenn bestimmte Gebiete Oberschlesiens nicht durch die Alliierten von der Abstimmung ausgeschlossen worden wären.

Bald verursacht eine polnische Gruppe Unruhen in Oberschlesien und erzwingt die Teilung trotz der Ergebnisse der Volksabstimmung. Der Völkerbund richtet für die Dauer von 15 Jahren eine vorläufige Wirtschaftsverwaltung unter der Kontrolle einer gemischten Kommission ein. Er organisiert auch den Schutz der Minderheiten.

Ein anderer Teil Schlesiens, die Zone von Teschen, wird zwischen der Tschechoslowakei und Polen am 28. Juli 1920 geteilt.

Diese künstliche Teilung Schlesiens ist ein Nährstoff für Unruhe und Krieg. Sie kam unter Bedingungen zustande, die nur schwer mit der Achtung vor dem Recht vereinbar sind. Sie befriedigt niemanden.

Im Frühjahr 1945 ist Schlesien in den ersten Tagen des Mai gänzlich von der Roten Armee besetzt. Der Süden des Landes kommt unter die Herrschaft der Tschechoslowakei, welche ihre Grenzen von 1937 zurückerhält. Das Potsdamer Abkommen vom 2. August 1945 unterstellt den Rest Schlesiens der vorläufigen Verwaltung Polens.

Dieser historische Abriß läßt deutlich werden, daß die polnischen Ansprüche auf Schlesien jung und sogar künstlich sind.

Nach Potsdam gibt es Polen — zugegeben nicht viele —, die sich leidenschaftlich und gehässig äußern. Für diese schwache Meinungsgruppe, deren Stimme jedoch auf Grund der Verhältnisse den Ton angibt, ist die Deportation der Deutschen notwendig. Diese Ansicht kennt keine Skrupel. Sie wird unterstützt durch die Stellungnahme einiger Juristen, die jedoch nicht die Mehrheit bilden.

Professor Sarwicki erklärt:

Deutschland muß die legalen Sanktionen erdulden, welche gegenüber den Verantwortlichen für die Verbrechen anwend-

bar sind. Es bedarf einer exemplarischen und erzieherischen Züchtigung."[4]

Diese kurz wiedergegebene Rechtsauffassung, die dem Recht widerspricht und voreilig vorgetragen wurde, dient als Rechtfertigung barbarischer Handlungen, welche im Laufe jener Sturmflut verübt wurden, die die Völker ergriff, als sie sich von der Knechtschaft des Nazismus befreiten.

Ein offizielles polnisches Dokument gesteht im Hinblick auf Schlesien zynisch ein, daß man dieses Gebiet ohne Deutsche wiedererlangt habe.

Man stelle sich vor, wie das Gebiet, ein historisch deutsches Land, ohne die Bevölkerung wiedererlangt werden konnte, welche es im Laufe der Jahrhunderte geformt hat.

Austreibungen begannen vor Podsdam

Durch die Übereinkunft vom 2. August 1945, welche in Potsdam ausgearbeitet wurde, haben sich die drei Unterzeichnermächte — USA, Großbritannien und Sowjetrußland — für die Durchführung einer Umsiedlung der deutschen Bevölkerung in Polen und den von Deutschland abgerissenen Gebieten nach Deutschland entschieden. Diese Umsiedlung entspricht der Vorstellung, der Frank Mank in seinem Buch „The Legacy of Nazism" Ausdruck gibt:[5]

„Auf zahlreiche Jahre hin wollen und können die unterdrückten Nationen nicht mit den Deutschen zusammenleben, gleichgültig, ob es Nazis sind oder keine."

[4] Congrès de Droit Pénal 1947. Documentation Polonaise. „Le Droit au Service de la Paix."

[5] Frank Mank: The Legacy of Nazism, S. 56.

Und Jean de la Robrie beschreibt in seinem Buche „Exode, Transferts, Esclavage" den Geisteszustand der Polen am Kriegsende wie folgt:

„Man muß also die deutsche Minderheit austreiben. Schon sind zahlreiche Deutsche hinter ihren Truppen aus Schlesien geflohen, da sie die Rache eines Volkes fürchten, welches sie haßt. Mit Waffen und Gepäck sind sie davon gezogen, wobei sie alles mit sich führten, selbst die ihrer Obhut anvertrauten polnischen Kinder, so groß ist ihre Furcht, in die Hände der Roten Armee zu fallen. Dieser Raub und die zahlreichen Zerstörungen, die Brandstiftungen an Bauernhöfen und Fabriken sind nicht geeignet, Nachsicht gegenüber den auf wilder Flucht befindlichen Deutschen zu empfinden."

Nach dem Rückzug der deutschen Armee erhält die Volkswut eines Teiles der polnischen Minderheit in Oberschlesien unter dem Einfluß extremistischer Elemente freien Lauf. Schon vor Potsdam fanden unter dem Druck der sowjetischen Armeen die ersten Austreibungen statt. Aber für die neuen Herren blieben noch zu viel Deutsche in Polen und Schlesien.

Der im übrigen begrenzten pöbelhaften Rache folgt nun die methodischere und wirksamere Maßnahme der Regierungen. Das menschliche Problem erscheint ihnen uninteressant. Im Vordergrund steht das Ziel, die Grenzen zu sichern und einen lebensfähigen Staat zu schaffen, damit Polen als ein Puffer zwischen Deutschland und Rußland dienen kann.

Churchill verspricht, daß „die Polen für die Sümpfe Polessiens industrialisierte Gebiete bekommen würden." [6]

Molotow verkündet seinerseits: „Die Tatsache der Genehmigung einer Deportation der Bevölkerung ist ein hinreichender Beweis für den Willen der großen Mächte, die neuen Grenzen festzulegen."

[6] Rey Malara: La Pologne d'une occupation à l'autre, S. 95.

Die umfassende Austreibung erscheint als eine Notwendigkeit, welche sich aus den Versprechungen ergibt, die von den Russen und Amerikanern den Polen gegenüber vor der Potsdamer Beredung gemacht wurden, ihnen bei der Umsiedlung dessen zu helfen, was die Polen die deutsche Minderheit nennen. Um diese Absicht zu verwirklichen, „ist es nötig, ohne Erbarmen alle Fremden zu verjagen, damit man völlig unter sich ist".[7]

Die Statistiken der polnischen Regierung, welche natürlich für die Deutschen am wenigsten günstig sind, erweisen sich indessen als recht aufschlußreich:[8]

Im Mai 1939 gab es in Schlesien:	*7,3*	*Mill. Deutsche*
am 1. Juli 1945:	*4,776*	*Mill. Deutsche*
am 14. Februar 1946:	*2,076*	*Mill. Deutsche*
am 1. Januar 1947:	*0,433*	*Mill. Deutsche*

Am Ende des Jahres 1947 bleiben — nach einem Eingeständnis der Warschauer Regierung — nur noch 200 000 Deutsche übrig, und zwar Ingenieure und Techniker, die in den schlesischen Fabriken beschäftigt sind.

Die Verteilung der Vertriebenen auf die sowjetische und britische Besatzungszone in Deutschland geschieht entsprechend dem Prozentsatz der Bevölkerung.

Die systematisch organisierte Rückführung betrifft 1,643 Mill. Deutsche. Die anderen wichen bei der Annäherung der Roten Armee aus, um den verschiedenen Ausschreitungen zu entgehen, oder sind unter den bekannten Begleitumständen verschollen.

Die Flutwelle der Schlesier strömt zunächst nach Sachsen. Auch Berlin ist eine der Durchgangsstellen der Vertriebenen. Aber angesichts der Menschenmassen, welche überhand zu neh-

[7] Lane: J'ai vue la Pologne trahie, S. 64, 70.
[8] Annuaire statistique 1947. Warschau: Office central des statistiques.

men drohen, richtet man militärische Sperrzonen entlang der Oder ein. Am 1. Januar 1947 ist die Austreibung praktisch beendet.

In Potsdam hatte man sich eingebildet, die Bevölkerungsbewegungen mit etwas Methode durchführen zu können. Die Großen Drei hatten eine Wanderung von sechs Millionen Deutschen unter dem Druck der kämpfenden Truppen angenommen und dem Prinzip einer zwangsweisen Umsiedlung der noch verbliebenen Bevölkerung unter drei Bedingungen zugestimmt:

1. Die Umsiedlung müsse in geordneter und menschlicher Weise durchgeführt werden.

2. Vor der Durchführung der Umsiedlung müsse eine Frist bleiben um die deutsche Bevölkerung zu zählen und ihre Aufnahme in den verschiedenen Zonen zu planen.

3. Ein interalliiertes Kontrollkomitee müsse gebildet werden.

Nach angelsächsischer Auffassung war die Teilung Schlesiens durch die Potsdamer Übereinkunft nur provisorisch, die endgültige Regelung sollte zur Zeit der Unterzeichnung eines Friedensvertrages mit Deutschland erfolgen.

Die polnischen Extremisten wollen dagegen, daß die Übereinkunft einen endgültigen Charakter trage. Sie wollen also versuchen, die Alliierten festzulegen. Nach ihrer Meinung legalisiert Potsdam bereits die vollendete Tatsache einer umfassenden Abwanderung der Deutschen, die durch das Vorrücken der sowjetischen Armee weggefegt wurde. Nach dem Potsdamer Abkommen wollen sie schnellstens die Austreibung vollenden, um von der deutschen Minderheit befreit zu sein, die noch vorhanden ist.

Der Jurist Sarwicki ist einer der Wortführer dieser maßlosen Politik.

„Die Umsiedlung der Deutschen", führt er aus, „ist in Übereinstimmung mit den Entscheidungen der großen Mächte und unter ihrer Kontrolle durchgeführt worden. Diese Sanktion wird den Nutzen haben, daß die Deutschen belehrt wer-

den, und ihnen die Absicht, einen neuen Krieg zu provozieren, verleidet wird." [9]

Die Schnelligkeit der Durchführung ergibt sich aus dem Zeugnis von Jean Schwoebel, der in einer Vorlesung in der Sorbonne am 18. Juni 1947 Eindrücke seiner kurz vorher erfolgten Reise in das neue Polen schildert, wobei er ausführt:

„Die Polonisierung ist eine Tatsache. Die großen Mächte, von denen die Verfügung über die Gebiete abhängt, werden sich eingestehen müssen, daß sie jede Möglichkeit für einen taktischen oder diplomatischen Spielraum verloren haben und daß sie durch internationales Recht eine Entwicklung sanktionieren ließen, die auf die Erwerbung zusteuert."

Das ist das Ergebnis einer schnellen Austreibung. „Die Polonisierung ist vorhanden", sagt Schwoebel, „es ist zu spät, um das Rad zurückzudrehen." [10]

Man ist zu der Feststellung gezwungen, so bedauerlich es auch sein mag, daß die Alliierten entgegen allen Prinzipien, welchen sie treu zu sein behaupteten, in Schlesien praktisch ein auf Gewalt gegründetes Recht geschaffen haben.

Flagrante Verletzung der Menschlichkeit

Man muß die Methoden der Umsiedlung der deutschen Bevölkerung vor und nach Potsdam studieren, um sich zu überzeugen, daß sie eine flagrante Verletzung der elementarsten Regeln der Menschlichkeit sind.

[9] Congrès de Droit Pénal 1947 „Le Droit au Service de la Paix" Revue de Droit International. Service polonais pour la recherche des criminels de Guerre. Publication Nr. 4, S. 36.
[10] Schwoebel: Pologne vivante. Societé d'Amitié Franco-Polonaise. S. 33.

Die verschiedenen Zeugnisse der Austreibung der Deutschen sind eindrucksvoll:

„Entkräftet, mit blutigen Füßen, gehen sie als Ausgestoßene, ohne Hoffnung auf Rückkehr, über die Straßen, auf denen ihnen keine Freizügigkeit erlaubt ist.
Demütigung und Hunger sind die ständigen Begleiter der Flüchtlinge." [11]
„Wir wurden in einen Zug gepfercht, der uns auf die andere Seite der Oder bringen sollte. Die Polen bemächtigten sich der Mäntel und der Umhänge der Frauen ... Weißhaarige Greise hielten sich ohne Schuhwerk und Hosen unter dem Novemberhimmel des Jahres 1945 aufrecht ..." Aber die Vertriebenen werden von denen beneidet, die zurückbleiben. Aus einem Brief vom 5. November 1946: ‚Die meisten der Zurückgebliebenen sind tot ... Regelmäßig kommt die Soldateska, um uns zu mißhandeln ... Wir werden alle wie Gefangene behandelt.' [12]

Schon vor ihrer Austreibung sind die Deutschen, deren Besitz beschlagnahmt ist und die für lächerliches Entgelt arbeiten, bürgerlich rechtlos.[13]

Um diesem Zustand abzuhelfen und auf Grund von Protesten gewisser westlicher Kreise, entscheidet man in Potsdam, daß der Transfer ordnungsgemäß und menschlich durchgeführt werden solle, womit eingestanden wird, daß die bisherigen Methoden unmenschlich sind.

Aber zahlreiche Polen jubeln.

Die Juristen Muszkat und Sarwicki schreiben:

[11] Le Monde Illustré, 8. Sept. 1945.
[12] Men without the rights of Men. Ed. by Committee against Mass Expulsion. New York.
[13] Articles et Documents, Nr. 356 u. 385, November 1947.

„Die Entscheidung der Mächte bevollmächtigt Polen, die Deutschen zu deportieren. Es war überflüssig, Deutschland um seine Zustimmung anzugehen, da es bedingungslos kapituliert hatte.
Die Deportation hat in Übereinstimmung mit den Entschlüssen von Potsdam unter der Kontrolle der Alliierten und unter ausreichend guten Bedingungen stattgefunden, wobei den Deportierten die Fortführung ihrer Existenz in den Grenzen des Staates, welcher der ihre ist, gesichert wurde." [14]

Auf diese Weise schieben die Polen den alliierten Signatarmächten von Potsdam die Verantwortung für diese umfassende Deportation zu, nachdem diese vor eine vollendete Tatsache gestellt worden waren. Die Übereinkunft vom 2. August 1945 hat trotz ihrer Versprechungen die Maßnahme nicht vermenschlicht.

Obwohl ein Komitee für die Planung einer besseren Verteilung der Vertriebenen gegründet wurde, erfolgt der Transfer unter jämmerlichen Bedingungen. Nichts ist für die Unterbringung oder Ernährung des Deportiertenstromes vorgesehen. Jede Besatzungsmacht versucht, die Flüchtlinge an ihren Zonengrenzen dem Nachbarn zuzuschieben, woraus eine furchtbare Unordnung entsteht.

Der Erzbischof von Freiburg bringt seine Entrüstung zum Ausdruck und bemüht sich, die katholische Welt zu alarmieren:

„Die jetzigen Straßen Deutschlands sind mit Vertriebenen überlaufen. Es kommt dort zu herzzerreißenden Szenen." [15]

Ernest Bevin erklärt seinerseits im Oktober 1945 vor dem Unterhaus:

[14] Congrès de Droit Pénal. Service polonais pour la recherche de criminels de Guerre. S. 57.
[15] Doc. catholique, Nr. 960 vom 17. November 1945.

„Als ich mich zum Flughafen begab, um Berlin zu verlassen, habe ich ebenso viele Flüchtlinge gesehen, die aus Berlin hinaus wollten, als solche, welche versuchten, nach Berlin zu kommen. Dieser Menschenstrom, die kleinen, von entkräfteten Frauen geschobenen oder gezogenen Wagen waren ein erschütternder Anblick."

Die Weltmeinung scheint in Bewegung zu kommen.

Anne O'Hare Mac Cormick schreibt in der „New York Times" am 4. Februar 1946:

„Alle diejenigen, welche die Aufnahmelager besucht haben, wissen, daß diese Austreibungen unter Bedingungen des Schreckens vor sich gehen, ohne jede Art internationaler Kontrolle, ohne jeden Anspruch auf primitivste Menschlichkeit. Wir sind Mitschuldige an einem Schrecken, der nur mit den nazistischen Schrecken vergleichbar ist."

Aber solche Gewissensregungen bleiben ohne Einfluß auf das Schicksal dieser unglücklichen Deportierten.

Das völlige Versagen jeglicher Kontrolle oder das Scheitern der Organisation geht zu Lasten der Alliierten. Die Zonen sind mit Flüchtlingen überflutet und die polnischen Behörden steigern noch die Unordnung, die einen Höchststand erreicht. Für sie endet ihre Aufgabe an der Grenze. Sie führen die Austreibungen durch, ohne sich mit deren Folgen zu beschäftigen. Unter dem Deckmantel des Potsdamer Abkommens führen sie eine wahrhafte „Generalbereinigung" durch.

Die Bedingungen sind bekannt, unter denen die Austreibung aus dem Inneren der Gebiete durchgeführt wird, die polnischer Verwaltung unterstellt wurden. In den großen Illustrierten aus der Zeit des Weltkrieges kann man herzzerreißende Dokumente sehen, z. B. den mit Deutschen und ihrem Gepäck überfüllten Breslauer Bahnhof.[16]

[16] France-Illustration vom 3. Mai 1947.

Ist eine Flucht, die organisiert ist, weniger grausam? Gibt es Unmenschlicheres als methodisch vorbereitete unmenschliche Maßnahmen?

Aber eine solche Organisation besteht überhaupt nicht.

Der bekannte Akademiker und Spezialist für deutsche Fragen, Robert d'Harcourt, führt uns diese Schreckensbilder vor Augen:

„Nichts wird in uns das Bild von der erbarmungswürdigen menschlichen Herde wieder auslöschen können, die in die fensterlosen Waggons eingepfercht war ... der Anblick Entwurzelter, die die Hoffnung verloren haben." [17]

Die Jahre von 1946—1947 sind die der „Züge des Elends und des Hasses".

Die Unzufriedenheit der Polen wird durch die sowjetische Propaganda verstärkt. In aufreizenden anonymen Flugblättern, die über das ganze Land verstreut werden, heißt es: „Die Sudeten und Schlesien werden wieder deutsch werden." Sie rufen eine Atmosphäre der Furcht hervor und treiben alle diejenigen an, die schon ein schlechtes Gewissen haben, noch radikaler zu werden. Man muß ein Ende machen und alle Deutschen auslöschen.

Nachdem die Engländer ihre Besatzungszone geöffnet haben, sind zu Beginn des Jahres 1947 bereits 88 Prozent der Deutschen aus ihren Häusern vertrieben.

Zynisch erklärt das Polnische Statistische Jahrbuch:

„Damit ist das deutsche Problem in diesen Gebieten bevölkerungsmäßig *gelöst."*

Ein anderes polnisches Dokument hat — wie wir schon weiter oben mitgeteilt haben — die Überschrift:

„Schlesien, ein *ohne die Deutschen* zurückgewonnenes Gebiet."

[17] Revue de Paris vom Dezember 1947.

Die mit den Austreibungen beauftragten polnischen Beamten frohlocken:

Man sagt den Umsiedlern bis zur Abreise *Lebensmittel und Reiseproviant* entsprechend den für die polnische Bevölkerung vorgesehenen Sätzen *zu,* der Autor fährt fort: *Die Engländer haben mehrere Male* die Menschlichkeit der polnischen Umsiedlungsmethoden unterstrichen.

Jedoch diese Beteuerungen und der amtliche Charakter ihrer Quelle können nicht die Augenzeugenberichte der Deportierten widerlegen.

Die Zeitschrift „Amerika" veröffentlichte am 17. November 1945 die Beobachtungen eines Priesters, welche er in Görlitz am Sammelpunkt der Deportierten aus Schlesien gemacht hatte:

„Die Straßen von Görlitz wimmeln Tag und Nacht von zum Narren gehaltenen Menschen. Männer und Frauen, welche Skeletten ähneln, schieben Karren und kleine Fahrzeuge ... Eltern suchen ihre Kinder; Ehemänner ihre Frauen ... Ich habe gehört, wie eine Frau sagte: Jetzt bleibt mir nichts mehr übrig als der Strick. Heute noch hänge ich mich auf."

Und ein anderes Zeugnis:

„Ich habe vier Wochen in Kohlenwagen, welche jeder Witterung zugänglich waren, reisen müssen, nur mit einer Sommerbluse bekleidet ... Auf der einen Fahrt von Ostpreußen nach Stargard in Pommern hatten wir 65 Tote ... Nach drei Tagen sagte man uns, daß der polnische Lokomotivführer mit der Lokomotive weggefahren sei. Denjenigen, welche ihre Reise fortsetzen wollten, blieb nur der Fußmarsch übrig."

Infolge der Proteste der englischen Besatzungsbehörden, die dem Strom der Deportierten machtlos gegenüberstehen und das Aufnahmeproblem nicht mehr bewältigen können, machen die Polen große Anstrengungen, um die Deutschen zum freiwilligen

Verlassen ihrer Häuser zu bewegen. Um sie zur Abreise zu zwingen, beliefern die Polen die Lebensmittelkarten nicht mehr und beschlagnahmen alle Vorräte. Der polnische Bürgermeister eines kleinen oberschlesischen Dorfes erläßt eine Bekanntmachung, in der es heißt, er hoffe, Weihnachten würde mindestens die Hälfte der deutschen Bevölkerung gestorben sein.

In der großen Presse sind zahlreiche Zeugnisse abgedruckt:

„Wir haben auf der zehntägigen Reise von Oliva nach Güstrow in Mecklenburg nichts zu essen gehabt. Die polnischen Soldaten verkauften uns Brot für 100 bis 200 Zloty. Sie sagten uns, daß jeder, der an der mecklenburgischen Grenze mit mehr als 20 Zloty ankomme, erschossen werden würde."

Die Kindersterblichkeit ist verheerend.

„Ich kenne Fälle, da Mütter gekochte Kartoffeln genommen haben, sie kauten und die so bereitete Art von Brei in den Mund ihrer Neugeborenen stopften.
Vor dem Unterhaus fragte Michael Foot, ob kein älteres Gesetz zum Schutz der Frauen und Kinder bestehe, als das, was in Potsdam verkündet wurde."

In der Schweizer Wochenschrift „Die Weltwoche" kann man am 16. November 1946 lesen:

„Es gibt nicht nur einen Eisernen Vorhang in Europa. Es gibt deren zwei. Der zweite, von dem niemand spricht und den nur wenige kennen, trennt die russische Zone Deutschlands von den Ostgebieten, welche auf Grund des Potsdamer Abkommens Polen gegeben wurden und die außerhalb der alliierten Kontrolle stehen . . . ein Land der Gesetzlosigkeit und der Toten.
Jeder, der die polnische Zone verläßt und in die russische Zone kommt, atmet erleichtert auf.

Nach zuverlässigen Berichten ist in weiten Teilen Schlesiens kein Kind unter einem Jahr lebend geblieben. Es ist eine Tatsache, daß in Oberschlesien alle Frauen, welche von Geschlechtskrankheiten befallen sind, durch Kopfschuß getötet werden."

Die durch die Russen aufgehetzten Polen vertreiben zunächst die unnützen Esser und wiederholen die Zerreißung der Familien, die einst den Nazis vorgeworfen wurde.

Man begreift nun, daß das Polnische Statistische Jahrbuch Ende 1947 erklären kann, in Schlesien gebe es nur 200 000 Deutsche — Ingenieure, Techniker, Gefangene —, welche für die Wirtschaft des Landes unentbehrlich seien.

Auf Grund dieser Zeugnisse ist es wohl überflüssig, die Bestimmungen des Potsdamer Abkommens zu kritisieren: Die Umsiedlung solle „ordnungsgemäß und menschlich" durchgeführt werden.

Verstoß gegen das Naturrecht

Können derartige systematische Vernichtungen einer ganzen Bevölkerung gerechtfertigt werden?

Wir können in ihnen nur unmenschliche und barbarische Methoden erblicken.

Dennoch haben sich bedauerlicherweise in Polen Juristen gefunden, welche die Entscheidung von Potsdam als *„einen Akt der Gerechtigkeit* in der Geschichte ansehen." [18]

Der Verlust von Gebieten ist eine Straffolge des Kriegsverbrechens.

[18] Les problèmes de la sauvegarde de la Paix et la liquidation des suites de guerre du point de vue du droit polonais. Publication No. 2, S. 29, 48.

Das Ziel des Potsdamer Abkommens ist die Verteidigung des Friedens. Die Umsiedlung der deutschen Bevölkerung ist nur eine Garantie für diesen Frieden. Die endgültige Verdrängung der Deutschen wird die Ansiedlung einer gleichen Anzahl von Polen ermöglichen."

Ein anderer polnischer Delegierter schreibt:

„Diese Lösung steht in Übereinstimmung mit den Interessen der Völker. Die Deutschen haben Agrargebiete verloren, welche sie vor dem Kriege nicht kultivieren konnten oder wollten; die Polen, welche sie als Tagelöhner bebauten, bearbeiten sie jetzt auf eigene Rechnung.
Deutschland muß die legalen Sanktionen auf sich nehmen, welche auf die Verantwortlichen für die Verbrechen anwendbar sind. Es bedarf einer exemplarischen und erzieherischen Züchtigung, deren Zweck die Verteidigung des Friedens ist."

Unter dem Deckmantel des Potsdamer Abkommens wendet man so wieder nazistische Methoden an. In einem sehr guten Beitrag, der in der Pariser Zeitung „Le Figaro" am 30. Oktober 1946 veröffentlicht wurde, schreibt François Mauriac unter der Überschrift ‚Rache der Gehängten':

„Der Mensch ist eine Sache geworden, welche man nimmt, welche man hin und her schiebt, welche man deportiert; man muß bald sagen: die man importiert und exportiert; dieses undenkbare Verbrechen ... ist zu einer Selbstverständlichkeit geworden; zu einem gewohnten Brauch."

Die Zeitschrift „Esprit", welche von Emmanuel Mounier redigiert wird, empört sich in ihrer Nummer vom 1. März 1946:

„Die Leiden der Vertriebenen und die Rachsucht belasten die Zukunft."

In der „Gazette de Lausanne" sucht Duplain eine Erklärung für das Unentschuldbare:

„Unrecht und Gewalt tragen ihre Früchte. Die Umsiedlung von Bevölkerungen widerstrebt der Auffassung von Föderalisten, die wir sind. Aber würden wir in anderer Weise reagiert haben? Ich glaube es nicht."

Welchen Wert haben diese „Umsiedlungen"? Sind sie eine Garantie für den Frieden, wie einige Polen versichern? Diese Theorie erläutert Schechtmann in seinem Buch „European Transfers":[19]

„Die Umsiedlung ist das kleinere Übel. Ihr Ziel ist die Sicherung des Friedens. Man muß mit den nationalen Minderheiten, den Gärstoffen für Kriege, aufräumen.
. . . den Krebs herauszuschneiden, ist nicht grausam, sondern notwendig.
Man muß deshalb schnell vorgehen."

Das ist ein Rechtfertigungsversuch für die polnische Handlungsweise. Man profitiert von der Volkswut und von den mannigfaltigen Ausschreitungen, welche eine erste Vertreibung bewirkten, und man siedelt im übrigen mit möglichster Schnelligkeit die Reste der dem Untergang geweihten Bevölkerung aus.

Die französische Auffassung steht derartigen Methoden und dem ihnen zu Grunde liegenden Prinzip aus dem Innersten heraus feindselig gegenüber. Der Zwang zur Abwanderung darf nicht absolut sein, denn für einen Menschen ist die Eingewöhnung in ein neues Land langwierig und schwierig.[20]

Das System der Umsiedlung ist gescheitert. Sein Versagen ist in Deutschland sichtbar geworden. Die Deutschen stellen fest,

[19] European Population Transfers, Oxford 1946. S. 24 u. 467.
[20] Les transferts internationaux de populations. Presses Universitaires de France. 1946.

daß die Schlesier trotz gemeinsamer Abstammung, Sprache und Religion ihre Liebe zu dem Lande, aus dem sie verjagt wurden, bewahren; sie wurden nicht eingegliedert, denn ihr Mutterland bleibt Schlesien.

Die Lage eines Schlesiers gleicht im übervölkerten Deutschland nicht derjenigen eines jeden anderen Deutschen, sondern eines Flüchtlings, fast eines Staatenlosen, der zunächst dank der Unterstützung internationaler Organisationen überleben darf.

Man hätte ohne Zweifel die Umsiedlungen organisieren können, was eine Verbesserung dargestellt hätte, aber man konnte sie nicht vermenschlichen. Denn eine solche Maßnahme widerspricht der Natur des Menschen.

Die Umsiedlung einer Menschengruppe bedeutet gleichzeitig deren Ausplünderung. Für die Schlesier ist keine individuelle Schadensregelung möglich. Wer sollte sie entschädigen? Deutschland? Polen?

Auf jeden Fall sind — individuell betrachtet — alle Überlebenden um Hab und Gut gebracht. Wahrer Friede gründet sich auf Gerechtigkeit und nicht auf derartige Verletzungen des Rechts und der elementarsten Grundsätze der Menschlichkeit.

Keine Rechtfertigung durch positives Recht

Für derartige Methoden gibt es keine moralische oder menschliche Rechtfertigung. Könnte man aber für eine solche Bevölkerungsdeportation eine gültige Rechtfertigung im Bereich des positiven Rechtes finden?

Internationale Kapazitäten, deren Autorität schwerlich zu bestreiten ist, haben sich hierüber mit größter Klarheit geäußert.

Auf der Sitzung des „Institut de Droit International", welche 1952 in Siena stattfand, hat Professor Scelle auf den Bericht des Präsidenten der 2. Kommission, Prof. Balladore Pallieri, über Bevölkerungsumsiedlungen erwidert:

„Die Umsiedlung ist niemals ein Mittel zum Schutz der Menschenrechte, sondern ganz im Gegenteil ein Mittel, um gewissen Rechten Genüge zu tun, welche die Staaten in Anspruch nehmen und auf die sie sich durch eine internationale Konvention einigen. Dieses wird am deutlichsten, wenn die Umsiedlung obligatorisch ist. Die Staaten verfolgen nun ihre eigenen Interessen und nicht die ihrer Untertanen. Es liegt also ein Gegensatz zwischen den Individualrechten, dem Völkerrecht und dem Staatsrecht vor. Jeder Rechtfertigungsversuch besagter Methoden muß zuerst zu einem Urteil und einer Entscheidung zwischen einem Individualrecht und einem überstaatlichen Recht führen." [21]

Professor Scelle widerlegt die Konzeption einer überstaatlichen Ordnung, die Umsiedlungsmaßnahmen legalisiert:

„Die politischen Maßnahmen stehen mit den elementarsten und fundamentalsten Prinzipien des Menschenrechtes in Widerspruch ... Jede Bevölkerungsumsiedlung ist eine Verneinung der modernen internationalen Ethik, der vornehmsten Grundlage einer internationalen Rechtsordnung. Alle Kollektivvertreibungen sind eine Verletzung der allgemeinen Rechtsgrundsätze ... Das erste Element einer jeden Gesellschaftsordnung ist das Individuum, die einzige wirkliche Rechtsperson ...
Die grundlegende Norm eines jeden entwickelten Rechtssystems ist die Anerkennung der Autonomie des Willens der Rechtsperson. Diesen Grundsatz umgekehrt anwenden, bedeutet, daß die Möglichkeit der Knechtschaft und selbst der Sklaverei stillschweigend anerkannt wird.
Die Bevölkerungsaustreibung steht in direktem Gegensatz zu der schon ein Jahrhundert alten Entwicklung des Völker-

[21] Annuaire de l'Institut de Droit International. Session de Sienne 1952. S. 178—180.

rechts . . . eine Verletzung des geheiligten Rechtes der Völker, über sich selbst zu bestimmen . . .
Die Verbannung zieht den Verlust des Erbes nach sich, bringt Leiden, das Grauen der Vertreibung und oft den Schwächeren den Tod . . .
Man kann also schwer verstehen, wie Juristen kalten Blutes über die Existenz von Regierungsvollmachten diskutieren können, welche die Anordnung derartiger Schrecken ermöglichen . . . Bevölkerungsumsiedlungen sind gleichermaßen verdammungswürdig wie durch das internationale Recht geächtet, dessen Grundsätze den Staaten automatisch auferlegt sind . . . Der Austausch von Bevölkerungsgruppen kann nicht als Hilfsmittel hingenommen werden, insofern er ein Ersatz für Ausrottungen und Völkermord ist. Er ist dem Wege nach dasselbe."

Professor Fernand de Visscher hat seinerseits diese Rechtsverletzung gegeißelt und unterstrichen, daß „die Potsdamer Entwürfe, welche auf rein politischen Erwägungen beruhen, im Lichte des internationalen Rechtes nicht als legal angesehen werden können." [22]

Professor de Visscher stimmt mit Professor Scelle darin überein, in Potsdam nur eine politische Willensentscheidung zu sehen, welche sich weder um das menschliche Problem, noch um das Recht kümmert, sondern welche die Interessen der vertragschließenden Mächte schnell und durch Gewalt zu regeln beabsichtigt.

[22] Annuaire de l'Institut de Droit International. Session de Sienne 1952. S. 192.

Manifestation der Gewalt

Kann das Potsdamer Abkommen, das so sehr im Gegensatz zum Völkerrecht im weitesten Sinne steht, als ein gegen Deutschland gerichteter Vertrag betrachtet werden?

Dieses Problem überschreitet den Rahmen unserer Untersuchung, aber es muß hervorgehoben werden, daß Deutschland das Abkommen vom 2. August 1945 nicht unterzeichnet hat und daß ihm die Entscheidung der drei Großen Alliierten auferlegt wurde.

Die Doktrin der Warschauer Regierung stützt sich auf die Behauptung, daß die bedingungslose Kapitulation Deutschlands einer internationalen Übereinkunft zwischen den interessierten Partnern entspricht. Tatsächlich wurde Polen, das in Potsdam nicht Unterzeichnermacht war, dort gehört und zu einem Bericht zugelassen, der die in Jalta formulierten älteren Forderungen wiederholt.

Aber die große Mehrheit der europäischen Juristen teilt diese Meinung nicht. Für Baron van Asbeck gibt es keine Übereinkunft, sondern vielmehr einen übernationalen Rechtsakt der Besatzungsmächte in Deutschland, der dem niedergeworfenen Gegner auferlegt wurde und der den siegreichen Regierungen die Ausübung der Souveränitätsrechte übertragen hat.

Halten die Anordnungen des Potsdamer Abkommens den allgemeinen Prinzipien des positiven Rechtes stand? Sie stehen im Gegensatz zum Artikel 13 § 2 der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte, welcher festlegt:

„Jedermann hat das Recht, jedes Land zu verlassen, eingeschlossen das Seinige, und in sein Land zurückzukehren."

Sowie mit Artikel 15 § 2, welcher verkündet:

„Niemand darf willkürlich seiner Nationalität beraubt werden, auch nicht des Rechtes, seine Nationalität zu wechseln." [23]

Es liegt also nach dem Wortlaut dieser Texte eine offenkundige Verletzung der Urkunde der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte vor. Aber diese Erklärung ist jünger als das Abkommen. Man muß also nachforschen, ob die in den Artikeln 13 und 15 dargelegten Grundsätze neu sind oder ob sie mit den völkerrechtlichen Regeln übereinstimmen.

Es scheint uns offensichtlich, daß das Heimatrecht und das Nationalitätenrecht nicht erst 1948 entdeckt wurden, sondern sehr wohl vorher bestanden:

Diese Auffassung wird übrigens fast einhellig von den Juristen von Georges Scelle bis zu den erbittertsten Verteidigern der polnischen Thesen, wie Prof. Bogdan Winiarski, Richter am Internationalen Gerichtshof in den Haag, geteilt. Für ihn gibt es eine Verletzung der Artikel 13 und 15. Aber diese Verletzung bestehe nur dem Buchstaben nach, denn zum Zeitpunkt des Abschlusses des Potsdamer Abkommens bestand erstens die Deklaration nicht, zweitens legalisierte Artikel 107 der Charta der Vereinten Nationen die früheren Vorgänge.[24] Ferner: obwohl Prof. Winiarski im allgemeinen Bevölkerungsumsiedlungen verurteilt, so lehnt er diejenige aus Schlesien nicht ab, denn sie stelle eine *besondere*, aber notwendige Maßnahme dar. Für ihn sind tatsächlich „Umsiedlungen",[25] obwohl sie grundsätzlich zu verurteilen sind, in Ausnahmefällen gültig. Im Falle Schlesiens würde man sich damit dem Konzept einer überstaatlichen rassischen Staatsbürgerschaft gegenübersehen.

Über den Umweg der Umsiedlung kommt man also dazu, reinstes Nazirecht anzuwenden.

[23] Déclaration Universelle des Droits de l'Homme, Assemblée générale des Nations Unies. Paris, 10. Dezember 1948.

[24] Annuaire de l'Institut de Droit International. Section de Siene 1952.

[25] Wir verwenden hier den Terminus, der von den Alliierten offiziell gebraucht wurde. Tatsächlich handelt es sich um eine echte Deportation.

Man erinnert sich daran, daß Hitler am 6. Oktober 1939 proklamierte:

„In dieser Epoche des Nationalitätenprinzips und der rassischen Idee ist es utopisch, sich vorzustellen, daß die Mitglieder eines höher stehenden Volkes ohne Schwierigkeit assimiliert werden könnten."

Jetzt ist es die polnische Regierung, welche die Deutschen nicht in den Gebieten tolerieren will, welche sie ihnen genommen hat.[26]

Zufolge der Erklärung des Führers sollten alle Polen weggeschafft werden, denn die Deutschen könnten als höhere Wesen, obgleich eine Minderheit, nicht mit Polen zusammenleben, welche eine mindere Rasse sind. Nun ist die Umkehrung wahr. Die polnischen Extremisten, die 1946 eine Minderheit sind, wollen nicht mit den Deutschen zusammenleben, die mindere Wesen und mit all den Verbrechen des letzten Krieges beladen sind. Man muß also, zufolge Prof. Winiarski, die Deutschen umsiedeln, um eine Metzelei zu verhüten. Die Umsiedlung wird damit — in diesem Ausnahmefall — statthaft und steht in Übereinstimmung mit dem Völker- und dem internationalen Recht. Winiarski schreibt:

„Das Potsdamer Abkommen entspricht völlig den 15 Verträgen, Konventionen und Abmachungen, die Deutschland zwischen 1939 und 1945 mit der Absicht geschlossen hat, ethnisch Deutsche auf polnischem Gebiet zusammenzuziehen ... Diese Deutschen waren niemals mit diesen Gebieten verbunden und haben sich dort während des Krieges nur vorübergehend aufgehalten ... Ohne Zweifel sind dies die Gründe, weshalb die in Potsdam gebilligte außergewöhnliche und schwere Maßnahme von den Signatarmächten als legal entsprechend den Vorschlägen von Dumbarton Oaks, der Charta

[26] In Wirklichkeit sind die Polen, die einem Zusammenleben mit den Deutschen zustimmen würden, sehr zahlreich.

der Vereinten Nationen und der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte angesehen worden ist."

Winiarski verschanzt sich hinter historischen Tatsachen und einem außergewöhnlichen Geisteszustand, um zu versuchen, diese Austreibungen zu rechtfertigen. Was ein wahrhaftes Genocidium war, wie Professor Scelle es so klar zeigt, wird so getarnt. Kein doktrinärer Versuch, kein Rechtfertigungsversuch kann hinsichtlich der Austreibung der Schlesier aufrecht erhalten werden. Wir stehen einem Verbrechen gegen die Menschlichkeit gegenüber, das die Alliierten begangen haben. Nur ein rassisches Recht könnte — philosophisch und willkürlich ausgelegt — in diesem Punkte die Potsdamer Abmachungen rechtfertigen. Stellt man sie den großen und über jeden Zweifel erhabenen Rechtsprinzipien gegenüber, dann muß man feststellen, daß sie diese verletzen. Sie sind eine Manifestation der Gewalt ohne jeden moralischen Halt und ohne jede rechtliche Begründung.

Überdies muß man an den provisorischen Charakter der Beschlüsse von Potsdam erinnern, das nur ein von den Verhältnissen bestimmtes Abkommen ist.

Wollte man für die Austreibung der Schlesier im Artikel 107 der Charta der Vereinten Nationen einen juristischen Deckmantel finden, so müßte man sich gegen eine solche Heuchelei wenden.

Der Artikel 107 dieser Charta besagt tatsächlich, daß es gegenüber den Alliierten kein Verbot für irgendeine Maßnahme gibt, welche durch die Regierungen, die die Verantwortung für diese Maßnahme tragen, im Verlauf dieses Krieges durchgeführt oder veranlaßt wurde.

Dieser Beschluß datiert, wie die Charta selbst, vom 26. Juni 1945 und ist am 24. Oktober desselben Jahres in Kraft getreten.[27]

[27] Die Charta wurde von der Mehrheit der Signatarstaaten sehr bald ratifiziert.

Die umfassenden Austreibungen, an die wir erinnert haben, fanden nach 1945 statt. Zuzulassen, daß ein Verbrechen nur darum ein Verbrechen ist, weil es vom Gegner begangen wurde, ist eine unwürdige Einstellung.

Die Polen selbst beziehen diese Stellungnahme nicht. Zahlreich würden die darüber entrüsteten polnischen Stimmen sein, wenn sie frei geäußert werden könnten.

In einem in der „Revue de Droit International Public“[28] unter dem Titel „Les Frontières de l'Oder-Neiße“ veröffentlichten Artikel analysiert Prof. Skubieszewski die verschiedenen Theorien, welche von seinen Kollegen ausgearbeitet wurden, um eine Rechtfertigung des Potsdamer Abkommens zu versuchen. Dieser späte Artikel zeigt selbst, wieviel polnische Juristen die Fragwürdigkeit ihrer Position fühlen. Professor Skubieszewski, der die juristische Argumentation seiner Kollegen aufgibt, beschränkt sich auf die Folgerung, daß die Deportation im Hinblick auf ein dadurch vermiedenes Massenblutbad das kleinere Übel gewesen sei.

Das Statut des Internationalen Gerichtshofes, der in Nürnberg die führenden Persönlichkeiten des Dritten Reiches verurteilt hat, nennt ausdrücklich in seinem Artikel 6 unter der Aufzählung der Kriegsverbrechen, welche bestraft werden sollen:

„... die Deportation der Zivilbevölkerung in besetzten Gebieten zur Zwangsarbeit oder für alle anderen Zwecke ...“

Dieses Statut ist in Ausführung der Londoner Übereinkunft vom 8. August 1945 geschaffen worden. Wenn sich die führenden Nazis unter Berufung auf den Grundsatz vergeblich zu schützen versucht haben, daß es keine Strafe ohne Gesetz gebe und daß derartige Verbote in keinem Teil des positiven Rechtes bestünden, dann haben die Alliierten, welche nach der öffentlichen Verkündigung ihrer eigenen Gesetze bewußt

[28] Revue de Droit International Public, Juni-Juli 1957.

derartige Handlungen begangen haben, noch weniger Entschuldigungen.

Frankreich hat auch in diesen Zeiten der Erregung und Leidenschaft mehr als jedes andere Land die Meinungsfreiheit zu wahren gewußt. Die zuständigsten französischen Stimmen haben sich gegen derartige verbrecherische Taten gewandt. Sie zu vernehmen ist tröstend. Nach Jean de Pange, Robert d'Harcourt, François Mauriac — um nur diese zu nennen — hat sich René Pinon, Professor an der Ecole des Sciences Politiques, zum Verteidiger der unterdrückten Bevölkerungen gemacht.

Präsident Schuman hat von einer hohen Warte aus, die nicht überraschen wird, seinerseits darauf hingewiesen, daß derartige Verfahren die Probleme auf dem politischen und diplomatischen Schachbrett nicht beseitigen, die angewandt wurden, um bestimmte Gebiete des alten Deutschland frei von Deutschen zu machen.

Es steht heute juristisch und historisch fest, daß ein Rechtsbruch kein Recht hervorbringen kann, so daß man fast sicher sein kann, eines Tages wird die Zuteilung Schlesiens an Polen, welche nach dem Potsdamer Abkommen — und solange ein Friedensvertrag keine Änderung gebracht hat — nur einen provisorischen Charakter hat, in Frage gestellt werden. Die deutschen Schlesier — daran sollen wir nicht zweifeln — werden immer daran denken, auch wenn sie wenig davon reden.

Der offizielle französische Standpunkt

fand seinen Ausdruck in einem Interview des ehemaligen Ministerpräsidenten Robert Schuman mit der Zeitschrift *Realites* (Ausgabe Januar 1954) und hat sich seitdem nicht geändert.

Die Monatsschrift *Realites* und der Herr Präsident Robert Schuman haben uns liebenswürdigerweise die Erlaubnis erteilt, die diesbezügliche Stelle des Interviews zu veröffentlichen:

„Man hat also im gegenwärtigen Deutschland nicht den Eindruck, daß es sich um einen ‚*Diktatfrieden*' handelt?"

„Es gibt in Deutschland Fragestellungen jeder Art. Die vordringlichste Frage aber ist gegenwärtig die nach einer Zusammenarbeit, genauer formuliert, die nach der europäischen Zusammenarbeit. Ich selbst konnte dies in zahlreichen Gesprächen mit Kreisen der Universität, der Wirtschaft und anderen bestätigt finden; und falls dieser Gedanke den Sieg davon tragen sollte, so bin ich überzeugt, daß selbst diejenigen, die ihm in Deutschland nicht günstig gesonnen sind, ihn schließlich maßvoll und besonnen hinnehmen werden."

„Auch wenn dies einen Verzicht auf die Ostprovinzen mit einschließen sollte?"

„Man sollte aus psychologischen Gründen nicht die Erwartung hegen, daß Deutschland je förmlich und endgültig auf eine Rückkehr der Ostgebiete verzichten werde. Auch Frankreich hat nach dem Vertrag von Frankfurt, den es unterzeichnen mußte, die Abtretung von Elsaß-Lothringen niemals moralisch anerkannt, was jedoch nicht bedeuten soll, daß es die Absicht gehabt hätte, zur Rückeroberung dieser Gebiete einen Krieg zu beginnen. Aber man bewahrte sich die Hoffnung auf eine Rückgliederung.

Die Deutschen werden nicht anders reagieren wie wir. Zudem sind ihnen ja die Ostgebiete nicht durch einen Vertrag

entzogen worden, den sie selbst unterzeichnet haben. Was wir daher fordern können und müssen, ist, daß sie in der Frage der Rückgliederung auf jede Gewaltanwendung verzichten. Bundeskanzler Adenauer hat dies sehr deutlich zum Ausdruck gebracht.

Obgleich nach dem Vertrag von Frankfurt die Statue von Straßburg zum Zeichen der Trauer mit einem Schleier verhüllt wurde, verstrichen 45 Jahre, in denen wir nicht daran dachten, einen Krieg vom Zaune zu brechen, um die Lage zu ändern. Vom Standpunkt der deutschen Regierung her betrachtet, ist es also kein Widerspruch, wenn sie einerseits die Ostvertriebenen ermutigt, sie sollten die Hoffnung auf eine dereinstige Rückkehr nicht preisgeben, und sich andererseits verpflichtet, um der Rückkehr dieser Gebiete willen keinen Krieg anzufangen."

„Sie denken in diesem Augenblick hauptsächlich an die Gebiete jenseits der Oder-Neiße-Linie. Was aber meinen Sie zu ‚Ostdeutschland'?"

„Dies ist eine andere Frage. Die Deutschen wünschen selbstverständlich die Wiedervereinigung von ganz Deutschland unter einer einheitlichen Regierung, wobei die Sowjetzone mit einbezogen ist. Ich glaube nicht, daß dieser Wunsch den Frieden bedroht. Solange in ‚Ostdeutschland' eine russische Besatzung sein wird, mag es zwischen den Deutschen und den sowjetischen Truppen Zwischenfälle geben, solange (dabei) jedoch die Anwesenheit der Alliierten in Deutschland den Ausschlag gibt, ist jeglicher Konflikt allgemeiner Art ausgeschlossen. Wenn also die Deutschen morgen im Besitz von Waffen sein werden, so sind dies keine Waffen eigener Fabrikation. Was Rußland (im Grunde) befürchtet, sind nicht diese Zwischenfälle. Es ist weit mehr darüber besorgt, daß es sich (dereinst) nach der Entvölkerung (der Ostprovinzen) einem wiedervereinigten und von *einer* Regierung gelenkten Deutschland gegenüber sehen könnte, das zweifellos antikommunistisch orientiert ist und über eine Armee verfügt, die einen Gewaltstreich wagen kann; und es wird von dem Gedanken gequält, daß hinter Deutschland die

Vereinigten Staaten stehen könnten, um sein Vorhaben zu unterstützen.

Um gerade solchen Vorurteilen entgegenzutreten, haben wir den Vorschlag zur Bildung der Europäischen Verteidigungsgemeinschaft gemacht. Sie dürfte ganz besonders für jene Zeit von Wichtigkeit sein, in der es keine Besatzungstruppen und vielleicht auch keine atlantische Verteidigungsgemeinschaft mehr geben wird. Die europäische Verteidigungsgemeinschaft würde die Gefahr eines unüberlegten Gewaltstreichs vermeiden. Denn hinter Deutschland stünde dann lediglich die Solidarität der europäischen Völker und jegliche Agression würde nur mit deren Zustimmung ermöglicht. Ich bin überzeugt, daß, falls man dies den Russen mit der nötigen Klarheit begreiflich macht, bei ihnen Verständnis dafür geweckt werden dürfte, daß eben jene Gefahren, die sie befürchten, durch die Europäische Verteidigungsgemeinschaft neutralisiert werden."

„Es gibt Politiker, welche die Ansicht vertreten, daß eine (Wieder-)Vereinigung, selbst, wenn sie auf friedlichem Wege geschähe, für Frankreich insofern gefährlich wäre, als sie das Gefüge innerhalb der (europäischen) Gemeinschaft zu dessen Ungunsten verändern würde."

„Sofern die Wiedervereinigung Deutschlands sich nicht durch einen Krieg vollzieht, kann sie nur durch eine allgemeine Zustimmung erfolgen. Man kann sich denken, daß Frankreich in dem Augenblick, in dem man über diese Zustimmung verhandelt, ebensosehr wie die UdSSR seine Vorsichtsmaßregeln treffen wird. Der Vertrag zur Bildung der Europäischen Verteidigungsgemeinschaft sieht vor, daß die Lage in diesem Falle überprüft werden soll; er enthält jedoch außerdem die Bestimmung, daß die Struktur der Gemeinschaft nicht in Frage gestellt werden dürfe. Eine Wiedervereinigung Deutschlands würde demnach nicht nur eine Neuanpassung der EVG, sondern gleichermaßen eine solche der Montanunion nach sich ziehen. Diese würde, selbst dann, wenn Schlesien nicht mit einbezogen wäre, auf eine gewisse Anzahl von Bergwerken und Eisenhütten der

östlichen Zone ausgedehnt werden. Wir dürfen daher überzeugt sein, daß wir nicht gegen unsern Willen vor vollendete Tatsachen gestellt werden und in der Lage sind, unsere Interessen zu wahren, denn ohne unsere Zustimmung ist die Wiedervereinigung nicht möglich. Sie sehen also, daß man stets zuviel im Abstrakten räsoniert. Wir müssen die Fragen in die (großen) Zusammenhänge einordnen und alle Trümpfe, über die wir verfügen, stets im Auge behalten."

Die Heimatvertriebenen aus Ostdeutschland

Ihr Einfluß auf die deutsche Innenpolitik

von Jean de Pange

„Die Vertriebenenfrage ist in Deutschland gegenwärtig das zentrale Problem", schreibt Herr Lukascheck, dem die hierfür zuständige Dienststelle untersteht. Diese Frage hat für Europa die Bedeutung einer Zeitbombe, und diejenigen, die sich dort mit den deutschen Fragen befassen, wissen gut, daß diese Bombe eines Tages explodieren wird, falls nicht etwas geschieht, um sie zu entschärfen. Man darf nicht vergessen, daß die Vertriebenen zu der Stunde, in der die Frage der Deutschen Einheit an der Tagesordnung ist, in der Mitbestimmung eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen werden.

Selbst zu Attilas Zeiten hat Europa keine derartig ungeheuren und auch keine so blutigen Bevölkerungsverschiebungen erlebt wie jene, die dem vergangenen Kriege gefolgt sind. Durch sie sind etwa fünfzehn Millionen Deutsche in Mitleidenschaft gezogen worden. Frankreich ist dafür in keiner Weise verantwortlich, weil es in Potsdam nicht vertreten war, als dort, am 2. August 1945 die Vereinbarungen unterzeichnet wurden, die diese Vertreibungen vorsahen. Wenn es wahr sein sollte, daß die Regierung der Vereinigten Staaten meinte, sie hätte ihre Unterschrift nicht mehr verweigern können, so wollen wir uns doch zu Ehren der amerikanischen Katholiken an jenes Mißbilligungsschreiben erinnern, das der Regierung durch die Bischöfe überreicht wurde:

„Wir haben gesehen, daß in Europa Dinge geschehen sind, wie sie die Geschichte bis dahin nicht kannte. Millionen von Deutschen, die seit Jahrhunderten im östlichen Europa ansässig waren, sind auf Grund einer Vereinbarung zwischen den

Siegermächten von ihrem Heimatboden verjagt und ohne jegliche Habe mitten ins Innere Deutschlands vertrieben worden.

Wir in Amerika rühmen uns unserer Demokratie. Wenn wir jedoch diese Zwangsausweisungen von Menschen gutheißen, sind wir selbst ins Kielwasser der Grausamkeit und Unmenschlichkeit des Totalitarismus geraten."

Die sowjetische Barbarei zeigt sich unverhüllt in dem „Verschickungsplan" vom 20. November 1945. Dieser bestimmt für jede der Besatzungszonen die Zahl der Vertriebenen, die sie aufzunehmen hat. Die Kommunisten beginnen damit, 3,5 Millionen Einwohner aus Polen und 2,5 Millionen aus der Tschechoslowakei zu vertreiben. Diejenigen, die aus Polen kommen, werden zwischen der russischen und der englischen Besatzungszone aufgeteilt, wobei diese zwei, jene 1,5 Millionen aufnimmt. Die amerikanische Besatzungszone erhält 2,5 Millionen Sudetendeutsche sowie die Vertriebenen aus Ungarn zugewiesen, die man auf eine halbe Million schätzt.

Der Transport wird mitten im Winter bei eisiger Kälte in Viehwagen und in Waggons ohne Scheiben, die tagelang auf Rangiergleisen stehen bleiben, mit einer Abscheu erregenden Unmenschlichkeit durchgeführt. Für die Unglücklichen wird keinerlei Verpflegung bereitgestellt. Viele von ihnen, vor allem kleine Kinder, sterben unterwegs. Die Überlebenden erreichen erschöpft und unterernährt ihren Bestimmungsort. Sie können nur in Lagern wie jenen von Dachau beherbergt werden, wo zuvor die Opfer der Zwangsverschickungen Hitlers untergebracht waren, und wo überall Seuchen herrschen. Im Verlaufe der Vertreibungen übersteigt die Zahl der Toten die Grenze von vier Millionen. Alle, die Zeugen dieses schrecklichen *„Auszugs der Deutschen"*[1] waren, werden dieses Bild des Grauens nie wieder vergessen können.

[1] Hier ist „exodus" in seiner Bedeutung: „Auszug der Juden aus Ägypten" gemeint.

Unter den Ostdeutschen zeigt sich indessen ein Gefühl der Verbundenheit. Dies bezeugen einige trostreiche Seiten, die uns vom Göttinger Arbeitskreis in einem Buch mit dem Titel „Dokumente der Menschlichkeit" überreicht wurden. Die französische Übersetzung soll demnächst erscheinen. Anläßlich des fünften Jahrestages der russischen Invasion sollte dies ein Zeugnis dafür ablegen, daß die Deutschen inmitten der schrecklichen Szenen, in denen Millionen von ihnen der Vernichtung oder einem Schicksal entgegengingen, gegenüber dem das der Sklaven beneidenswert erscheint, bei den Westmächten stets eine Zuflucht gefunden haben. Es sind Briefe von Flüchtlingen, die dem Chaos zu entkommen suchten. Eine Frau, die erzählt, wie die Amerikaner sie aufgenommen und gegen die Russen geschützt haben, schreibt hierzu: „Diese Stunde hat mir den Glauben an die Menschlichkeit zurückgegeben." Ähnliche Zeugnisse finden sich für Engländer und Belgier. Daß sie in so reicher Fülle vorliegen, ist besonders den Franzosen zu verdanken. Eine große Anzahl von ihnen waren als Gefangene in den Gebieten des Ostens. Sie folgten, um heimzugelangen denselben Straßen wie die Deutschen. Einige unter ihnen hatten ihr Gepäck auf einen Handwagen geladen, auf dem ein kleines Fähnchen mit den Nationalfarben angebracht war. Um dieses scharten sich dann die Unglücklichen, die vor der Flut herflohen. Eine Frau beschreibt die Überraschung, die sie empfindet, als sie ihr Lebensmittel bringen und dazu meinen: „Madame, auch wir haben ein Herz." Sie lernte sie kennen: Emile, den Lehrer aus der Bretagne, Serge, den Sohn eines Bankiers aus Paris, Louis, Marcel, René und schließlich Gaston, der ihren Kindern zu essen gibt. Da ruft sie aus: „Meine Kinder werden keine Vorstellung haben vom Erbfeind jenseits des Rheins." Als sie außerhalb der Reichweite der Russen sind, faßt sie eine heftige innere Bewegung und die Soldaten, die sie gerettet haben, sagen in herzlicher Anteilnahme: „Aber Madame, wir sind ja da. Warum denn weinen?" Wieviel andere Franzosen haben Frauen geholfen und sie beschützt! Manche von ihnen haben dabei ihr Leben ver-

loren. Über die Russen hört man sie urteilen: „Das sind Wilde." Wird man in ihnen ein Gefühl für Menschlichkeit wecken können?

Dieser latente *Gegensatz* zwischen Ost und West zeigt sich nachdrücklich in Westberlin, wo wir uns z. Z. befinden. Wir wollen zum Funkturm gehen, um die Ausstellung „Deutsche Heimat im Osten" zu besuchen. Wenn wir es mit den Worten „Das Geburtsland der Deutschen des Ostens" übersetzen, so ist damit nicht jener tiefe Sinn des Wortes „Heimat" wiedergegeben, ein Wort, das in Frankreich schlecht verstanden und häufig falsch ausgelegt wurde, wenn man es beschwor, um damit die Bestrebungen für eine Rückkehr des Elsaß zu unterstützen. Dieses Wort, dem englischen *„Home"* verwandt, bedeutet die Traulichkeit, die von einem Herde ausstrahlt, es bedeutet jene innige Zuneigung, die uns an die Umwelt bindet, in der wir einmal gelebt haben. Die Veranstalter dieser Ausstellung haben sich deshalb vorgenommen, die Kraft der inneren Bindungen sichtbar zu machen, durch welche die aus den Ostprovinzen vertriebenen Deutschen ihrer Heimat verbunden bleiben.

In einer Reihe großer Hallen sind Fotografien von Gedenkstätten, Stadtpläne und Karten zusammengestellt, die an die Gründung und Entwicklung der Abteien erinnern. Und ist es nicht jene kulturelle Leistung der deutschen Missionare, die diese Länder dem Christentum zugeführt und mit Europa verbunden hat? In der Mitte der letzten Halle steht ein ländlicher Kirchturm von ostpreußischer Bauart. Er birgt „Die Glocken der Freiheit". Jede Stunde werden diese beiden Glocken — auch sie stammen von dort — von zwei jungen Mädchen in der schmucken Tracht ihrer ostdeutschen Heimat geläutet. Man begreift das Symbol, jenen Appell an die verlorenen Provinzen, der in einem Elsaß-Lothringer wieder so viele Erinnerungen an einst erweckt.

Gehen wir jetzt, ohne Berlin zu verlassen, in den Ostsektor. Es geschieht, ohne daß man es merkt. Wir betreten das Haus

der sowjetischen Kultur. Überall riesige Bilder von Stalin und Pieck, dem Präsidenten der „Deutschen Demokratischen Republik“, an denen eine ärmlich gekleidete Menge vorbeizieht. Nichts erinnert an die Vergangenheit, an jene geistigen Kräfte, deren Erweckung uns eben noch bewegte. Hier spricht man nur von Zahlen, sieht nur Statistiken. Alles neigt zu Gleichmacherei und Einförmigkeit. Um den tieferen Grund dafür zu begreifen, darf man nicht vergessen, daß der russische Volkscharakter, noch ehe er vom Kommunismus unterworfen war, kein Empfinden für jene angestammte Bindung an das Besitztum und an die Geborgenheit kannte, aus dem das Gefühl für Heimat erwächst. Die Lehensherrschaft, die den Menschen an die Scholle bindet, hat in Rußland nie bestanden. Dagegen ist es während des Mittelalters sehr stark von der mongolischen Überwanderung geprägt worden, von der sich noch die Spuren finden. Schließlich läßt sich der russische Bauer um so leichter verpflanzen, als ja sein Horizont in der unendlichen, eintönigen Ebene nicht so eng umgrenzt ist wie der unsrige. So erklärt sich seine außerordentlich große Beweglichkeit — ein Zug, durch den er sich am meisten von seinen europäischen Nachbarn unterscheidet — sowie die Leichtfertigkeit, mit der er die Unterdrückung privaten Besitztums hinnehmen kann. Wo es keine Bindungen an den Boden gibt, begegnet der Kommunismus nicht denselben Schwierigkeiten wie im Westen, um die Anerkennung des Staates als alleinigen Besitzers zu erlangen.

Diejenigen Deutschen, die sich noch in den russisch-besetzten Gebieten befinden und fliehen können, überfluten Westdeutschland. Sie erschweren dadurch die Lebensverhältnisse der Bevölkerung. In der Tat ist die Verteilung der Vertriebenentransporte, die oft Militäreinheiten übertragen wurde, auf die brutalste Weise vollzogen worden und hat in manchen Gegenden — wie beispielsweise in Schleswig-Holstein — zu übermäßiger Ballung geführt. Dieser unerhörte Zustrom an Bevölkerung wächst unaufhörlich, und gegenwärtig wird die Zahl der Flüchtlinge unter Einbeziehung der russischen Besatzungszone auf

13 400 000 geschätzt. Er vollzieht sich in einem Lande, das bereits überbevölkert ist. Etwa 72 Prozent der deutschen Bevölkerung von 1939 drängt sich auf einem Gebiet zusammen, das kaum mehr als die Hälfte des Reichsgebietes jener Zeit ausmacht. Die Zahl der Bewohner je Quadratkilometer beträgt das 2,5 fache derjenigen Frankreichs; weil nun durch die Zerstörungen des Krieges ein Sechstel des Wohnraumes verlorengegangen ist, weiß man nicht, wie man den Millionen von Zuwanderern eine Unterkunft geben soll. Wie soll man sie ernähren, da ja Ostdeutschland, aus dem sie vertrieben wurden, bisher die Kornkammer Westdeutschlands war? Die meisten von ihnen sind Bauern. Was aber sollen Bauern ohne Land? Wie soll man in Industriegebieten eine geeignete Beschäftigung für sie finden? Wie soll man sie kleiden, wie sie mit Haus- und Küchengeräten ausstatten? Wie soll man für ihre Kinder Schulen bauen? Mit einem Wort: wie soll man verhindern, daß sie Rebellen werden?

Um diese Probleme zu lösen, hat sich die Bundesrepublik an die Vereinigten Staaten gewandt, deren Bürger ja zu einem so großen Teil aus (dem alten) Deutschland stammen, mit dem sie sich noch immer verbunden fühlen. Sie hat darum gebeten, daß eine Gruppe von Sachverständigen damit beauftragt werde, nach geeigneten Mitteln zu forschen, um die Vertriebenen in das wirtschaftliche, soziale, und politische Leben Westdeutschlands einzugliedern. So ist eine Kommission aus acht amerikanischen und neun deutschen Wirtschaftsexperten gebildet worden. An ihrer Spitze steht Christian Sonne, der Präsident einer großen amerikanischen Bank.

Am 21. März überreichte er Adenauer seinen Bericht, der in Deutschland weite Verbreitung gefunden hat und Gegenstand heftiger Diskussionen ist. Er greift die Frage mit aller Entschiedenheit auf. Abgesehen von den vier Millionen Vertriebenen aus den annektierten Provinzen, die sich in der russischen Besatzungszone aufhalten, sind es noch weitere 9 400 000, denen die Bundesrepublik Asyl gewährt hat. 1 500 000 davon sind Flüchtlinge aus der russisch besetzten Zone, deren Anzahl jähr-

lich um 200 000 steigt. Etwa 3 500 000 haben Arbeit gefunden. Was aber soll man mit den Übrigen tun, um sie der revolutionären Propaganda zu entreißen?

Man braucht nicht an Auswanderung zu denken. Hierfür würden sich schon bei einer Million Menschen die Kosten auf 2,5 Milliarden belaufen. Der Sonne-Plan, wie man ihn kurz nennt, gibt der Hoffnung Ausdruck, daß sich Deutschland selbst aus der riesigen inneren Gefahr, die es bedroht, wird helfen können. Um dies zu ermöglichen, verbreitet sich der Verfasser in Ausführungen technischer Art, bei denen wir ihm nicht zu folgen vermögen. Das Wesentliche aber ist seiner Meinung nach die moralische Frage. Die Vertriebenen sind Heimatlose, Menschen ohne Grund und Boden, sie sind die gegebene Beute für den Kommunismus, dem man sie nur entreißen kann, wenn man sie neu verwurzelt. Man muß sie vereinigen, sie in größeren Verbänden organisieren, in denen jedes Mitglied erfaßt wird. „Es ist ermutigend", so heißt es in dem amerikanischen Bericht, „wenn man feststellt, daß die Vertriebenen bestrebt sind, in den ‚Landsmannschaften' den Geist ihrer Heimat lebendig zu erhalten".

Dieser Ausdruck, für den es im Französischen kein entsprechendes Wort gibt, bezeichnet Verbände, die ihrer Herkunft nach derselben Landschaft entstammen. „Landsmannschaft" ist die Bezeichnung für eine neue Ordnung, die unter den Vertriebenen wieder große Familien mit einem seelisch-geistigen Gemeingut schaffen soll. Seit die Besatzungsmächte das Vereinswesen wieder zugelassen haben, hat sich der deutsche Organisationsgeist in einer seiner eigenwüchsigsten Nachkriegsschöpfungen bekundet. Die Einwohner aus den baltischen Ländern, die Ostpreußen und Westpreußen, die Pommern und Brandenburger, dann die Schlesier, die Sudetendeutschen und die Deutschen aus der Slowakei, aus Jugoslawien und Ungarn, die Siebenbürger Sachsen, die Deutschen aus der Bukowina und aus Rußland, sie alle haben, jeweils unter sich einen landsmannschaftlichen Verband gegründet. Sie haben ihren Heimatboden,

ihren Beruf, ihre soziale Stellung und oft auch ihre Angehörigen verloren. Woran sollen sie sich halten? Sie alle sprechen die hochdeutsche Mundart. Jeder unter ihnen gehört jedoch einer Gegend an, die ihre sprachlichen, kulturellen und vom Brauchtum her begründeten Besonderheiten hat, und sie in Zusammenkünften und, soweit möglich, auch durch Gründung eines Heimatblattes lebendig erhält. Die Landsmannschaft ist das Band, das sie vereint. Hier finden sie sich als ein Gemeinwesen eigener Prägung bestätigt. Daß dies einem tiefen Bedürfnis entspricht, zeigte der erste Kongreß der „Vereinigten Ostdeutschen Landsmannschaften", abgekürzt V. O. L., der am 1. Juli vergangenen Jahres in der historischen Paulskirche zu Frankfurt, in der 1848 die Parlamentssitzungen stattfanden, mehr als fünfhundert Delegierte zusammengeführt hat.

Diese spontane Bewegung hat im „Göttinger Arbeitskreis" eine geistige Führung gefunden, wo sich die geistig-führende Schicht der Ost-Vertriebenen — an ihrer Spitze stand der Kurator der Universität Königsberg — vereinigt hat, um ihre Landsleute zu unterstützen. Das Studienzentrum hat einen Preis mit dem Titel: „Der landsmannschaftliche Gedanke" gestiftet, um Arbeiten zu fördern, die es sich zur Aufgabe machen, die Fruchtbarkeit dieser Idee zu erweisen. Europa wird sich nur durch die Entfaltung seiner regionalen Kräfte entwickeln können. Die Bezeichnung „Staaten" dürfte hier nicht voll zutreffend sein.

Die landsmannschaftlichen Verbände haben bei der Abfassung der Charta der Heimatvertriebenen die führende Rolle gespielt. Sie ist am 5. August 1950 auf dem Treffen in Cannstadt bei Stuttgart vom Verband der Vereinigten Ostdeutschen Landsmannschaften sowie vom Zentralverband der Heimatvertriebenen in Gegenwart von Mitgliedern der Bundesregierung und Vertretern der Hohen Kommissare feierlich verkündigt worden. Hier die wichtigsten Stellen daraus:

„Im Bewußtsein ihrer Verantwortung vor Gott und den Menschen und in der vollen Überzeugung, der christlichen Kultur des Abendlandes anzugehören . . . haben die Vertreter, gewählt

von Millionen von Vertriebenen nach reiflicher Überlegung und in der Verantwortung vor ihrem Gewissen beschlossen, vor dem deutschen Volke und vor der Welt eine feierliche Erklärung abzugeben:

Wir Vertriebene verzichten auf Rache und Vergeltung. Dieser schwere Entschluß ist uns heilig im Gedenken an das unendliche Leid, das der Menschheit im vergangenen Jahrzehnt widerfahren ist. Wir unterstützen aus allen unsern Kräften jede Bemühung, die dazu beiträgt, ein vereinigtes Europa zu schaffen, in dem die Völker ohne Furcht und Zwang leben können."

Die Charta verlangt ferner „daß das Recht auf Heimat als eines der Grundrechte der Menschen anerkannt und verwirklicht werde". In diesem Augenblick geht eine Bewegung durch die bisher unbewegliche Menschenmenge. Sie kann nicht unbeteiligt bleiben, angesichts der Verkündigung dieses Rechtes, das sie von der ganzen Welt anerkannt wissen will. Haben nicht auch die Vereinten Nationen seit dem 10. Dezember 1948 die Erklärung jener Rechte gutgeheißen, deren 13. Artikel lautet: „Jeder hat das Recht, in seine Heimat zurückzukehren."

Keine dieser Landsmannschaften hat bisher soviel Tätigkeit entfaltet wie die Sudetendeutschen. Sie haben ein Studienzentrum gegründet, das augenblicklich ein Weißbuch mit dem Titel „Dokumente zur Vertreibung der Sudetendeutschen" veröffentlicht. Die Herausgeber haben hier Zeugnisse über die unsägliche Grausamkeit zusammengestellt, mit der die Vertreibungen vonstatten gingen. Was man in den Internierungslagern an Brutalität beging, steht dem, dessen sich der Nationalsozialismus schuldig gemacht hat, in nichts nach. Diese Veröffentlichung dient außerdem als Beweis dafür, daß das Programm dieses „Völkermordes" — um hier eine Wortschöpfung der Organisation der Vereinten Nationen zu gebrauchen, womit die Vernichtung einer gesamten Bevölkerung bezeichnet wird — aus der Ferne von der kommunistischen Partei ausgearbeitet und gesteuert wurde. Es handelt sich nicht um eine spontane Tat der tschechischen Bevölkerung, der gegenüber es ebenso ungerecht

wäre, ihr diese Verbrechen zur Last zu legen, wie es ungerecht wäre, wenn man dem ganzen deutschen Volk die Verbrechen der Hitlerpartei zuschreiben wollte. Die Sudetendeutschen sind daher bereit, mit den Tschechen wieder jene guten Beziehungen anzuknüpfen, durch die sie Jahrhunderte hindurch mit ihnen verbunden waren. An die Spitze ihrer Studiengruppe wie auch ihrer Landsmannschaft haben sie Herrn Lodgman von Aue gestellt, der sie seit 1911, zuerst im Wiener Parlament, dann auf der Friedenskonferenz von Saint-Germain, wo er zu erreichen suchte, daß sie mit Österreich vereinigt blieben, und schließlich in der tschechoslowakischen Abgeordnetenkammer vertreten hat.

Er hat mit dem tschechischen Nationalkomitee verhandelt, das in London durch den General Prchala gegründet wurde, der bis 1938 als kommandierender General eine tschechische Armee befehligte und mit Benesch gebrochen hatte, da er ihm seine unterwürfige Politik gegenüber den Sowjets zum Vorwurf machte. Herr Lodgman und der General Prchala haben am 4. August 1950, am Vorabend der Verkündigung der Vertriebenencharta, ein Übereinkommen getroffen, dessen vierter Artikel folgendermaßen lautet:

„Die beiden Vertragspartner erkennen an, daß die Heimkehr der Sudetendeutschen gerechtfertigt ist und sich daher von selbst versteht. Sie sind sich darüber im klaren, daß die Heimkehr auf jeden Fall von der Befreiung des tschechischen Volkes abhängen wird, deren Verwirklichung sie nach besten Kräften betreiben. Angesichts der Tatsache, daß heute die politischen Bedingungen nicht vorhergesehen werden können, und daß andrerseits die beiden Völker in Böhmen und Mähren und in Schlesien während eines Zeitraums von tausend Jahren in engen und gutnachbarlichen Beziehungen miteinander gelebt haben und dies auch in Zukunft zu tun gedenken, sind die Verhandlungspartner übereingekommen, im Hinblick auf die Verwirklichung dieses Rechtes ein Bundes-Komitee zu bilden."

Man sieht, daß die Vereinbarung zwischen dem General Prchala und Herrn Lodgman auf eine Rücksiedlung der Sude-

tendeutschen hinausläuft. Dies dürfte nicht möglich sein, ohne daß man dem Einfluß der Sowjets ein Ende setzt. Werden diese dazu schweigen? —

Am 9. Juli 1957 ertönt ein Donnerhall: Die Regierung der Sowjetunion macht bekannt, daß nach viermonatigen Verhandlungen die Regierungen Polens, der Tschechoslowakei, Ungarns und Rumäniens sich bereit erklärt haben, einen Teil der 1945 vertriebenen Deutschen wieder bei sich aufzunehmen. Zunächst werde man 200 000 davon, die sich in der Sowjetzone befinden, wieder aufnehmen. Der erste Transport soll Ende Juli durchgeführt werden. Wir wissen, daß es eines energischen Drucks von seiten Moskaus bedurfte, um diese Maßnahme bei den „Volksdemokratien“ zur Annahme zu bringen. Besonders Polen und die Tschechoslowakei haben dem einen langanhaltenden Widerstand entgegengesetzt. Die Sowjets setzten sich schließlich unter dem Vorwand darüber hinweg, daß die Regierung Grotewohl in „Ostdeutschland“ das durch die Anwesenheit von 4,5 Millionen Vertriebenen verursachte Elend nicht mehr ertragen könne. Diese (Vertriebenen) machen in Mecklenburg die Hälfte der Bevölkerung aus. Die angeführte Begründung ist demnach verständlich.

Allerdings gelingt es weder den Polen noch den Tschechen die vertriebenen Deutschen zu ersetzen. Innerhalb der gegenwärtigen polnischen Grenzen lebten vor dem Kriege 30 Millionen Einwohner. Heute sind es nur noch 23 Millionen. Die Bevölkerungsdichte, die 1939 in den annektierten Provinzen 87 Einwohner betrug, ist auf 40 gesunken. In Pommern, das der polnischen Verwaltung unterstellt ist, fallen Gebiete, die, wie Rügen, einst zu den fruchtbarsten zählten, in den Urzustand des Brachlandes zurück. In der Tschechoslowakei haben einst blühende Industriezentren ihren Betrieb einstellen müssen. Man sieht keine Kurgäste mehr, weder in Karlsbad noch in Marienbad, die einst die blühendsten Badeorte Europas waren. Die Prager Regierung spürt sehr wohl die Notwendigkeit, die Hand des fachkundigen Arbeiters, die sie verloren hat, wieder zu ge-

winnen. Sie wird nicht nur die Wiederaufnahme eines Teils der Vertriebenen ins Auge fassen, sondern ihnen schließlich auch die Wiedereröffnung der deutschen Schulen und den Vorsitz im Gemeinderat in Orten mit deutscher Mehrheit bewilligen müssen.

Eigentlich ist die Frage durch die Initiative der Moskauer Regierung überholt, die darauf abzielt, der Integration Westdeutschlands in der europäischen Union Schach zu bieten. Aus Deutschland schreibt man mir: „Vielleicht ist dies ein Meisterstück sowjetischer Politik, um die Bildung einer deutschen Armee zu verhindern. Denn es ist offensichtlich, daß die Vertriebenen in Westdeutschland anfangen, an eine Heimkehr zu denken. Es wird solche geben, die nicht zurückgehen wollen, aber wieviele sind das und wie lange bleiben sie bei ihrem Entschluß? Ich habe den Eindruck, daß jene Sudetendeutschen, die den Vertrag mit Prchzala unterzeichnet haben, sehr unangenehm überrascht sein werden. Gleichzeitig befreit dies die ‚Deutsche Demokratische Republik' vom unerträglichen Gewicht von 4,5 Millionen Flüchtlingen. Werden wir eine west-ost gerichtete Auswanderungsbewegung erleben?"

Jetzt, da Stalin sein Spiel aufgegeben hat, kann man sehen, daß die Vertreibungen für ihn nicht die Bedeutung einer nationalen, sondern die einer sozialen Politik hatten. Der „Rheinische Merkur", den man als das „Sprachrohr Adenauers" ansehen kann, weil sein Leitartikel zuweilen vom Kanzler selbst unterzeichnet ist, schreibt: „In den hellsichtigen Kreisen des Auslandes beginnt man einzusehen, daß der sowjetische Plan mit seinen Massenvertreibungen aus Ostdeutschland und Böhmen letztlich darauf hinauslief, in dem Volke, dessen Zerstörung angesichts der Energie, mit der es sich gegen den Bolschewismus verteidigt hat, am dringlichsten schien, einen Herd sozialer Unruhen zu stiften."

Die Bevölkerung des deutschen Ostens, reich und unternehmungslustig wie sie war, stellte der Ausbreitung des Kommunismus ein unüberwindliches Hindernis in den Weg. Heute

sind diese Massen, bei deren Proletarisierung man Stalin in unbegreiflicher Verblendung unterstützte, für ihn nicht mehr zu fürchten, und sie sind bereit, dem zu folgen, der ihnen ihre Heimat wiedergibt. Er wird darin einen doppelten Vorteil finden. Zunächst wird er das wirtschaftliche Leben der Satellitenstaaten wiederherstellen, die sich von der Schwächung, die der Abgang der Vertriebenen bei ihnen verursachte, anscheinend nicht wieder erholen konnten. Sodann, und dies ist die Hauptsache, wird er sich der Hilfe eines nicht assimilierten und unbeständigen Elementes, nämlich der 13 Millionen Heimatloser, in Westdeutschland versichern, wo sie beinahe ein Viertel der Bevölkerung ausmachen. Wird Deutschland, falls es Stalin gelingt, sie an sich zu fesseln, nicht selbst in jene Richtung mit fortgerissen?

Man kann dieses Problem nicht auf ein paar Seiten in aller Ausführlichkeit behandeln. Seinem Umfang sowie seinen wirtschaftlichen und sozialen Folgen nach übersteigt es an Bedeutung diejenigen, welche die europäischen Staatsmänner bis dahin zu behandeln hatten. Noch nie sah man im Herzen Europas mehr als 13 Millionen Entwurzelter, denen man wieder ein gesichertes Dasein und geregelte Arbeit schaffen muß. Schließt man den Gedanken eines Krieges aus, so bieten sich gegenwärtig zwei friedliche Lösungen an. Eine davon ist die der Moskauer Regierung, die jetzt überzeugt ist, diese proletarisierten Massen eingliedern zu können, und ihnen daher anbietet, nach und nach in ihre Heimatgebiete zurückzukehren.

Die andere ist die der Landsmannschaften, die der westlichen Zivilisation treu bleiben und ihr Vertrauen erwecken, weil sie „ein vereinigtes Europa schaffen wollen, in dem die Völker ohne Furcht und Zwang leben können". Es besteht die Wahl zwischen Ost und West, zwischen Diktatur und Föderalismus. Zu welcher von ihnen sollen wir sie anspornen, wenn Ost- und Westdeutschland dazu aufgerufen sind, die Herrschaft zu wählen, unter der sie leben wollen, wenn man sie gerade jetzt dazu einlädt?

Das Schicksal Polens

von René Pinon

... Um die Mißgeschicke der Polen verstehen zu können, muß man sich davor hüten, ihren Lehensstaat mit einem einheitlicheren und durch sprachliche und kulturelle Grenzen schärfer umrissenen Staat zu verwechseln, wie wir ihn etwa im Falle Frankreichs vor uns haben. Das historische Polen bestand aus einem sehr dicht-strukturierten Kern slavischer (römisch-)katholischer Bevölkerung, die mit einer starken jüdischen Minderheit zusammenlebte. Der sehr unternehmungslustige polnische Adel besetzte Gebiete, in denen die Polen, wenngleich sie zahlenmäßig nicht am stärksten vertreten waren, in kultureller und sozialer Hinsicht dennoch die führende Schicht darstellten. Die Zahl der Großgrundbesitzer verringerte sich mit der zunehmenden Entfernung vom Siedlungsmittelpunkt. Man muß eine Stadt wie Wilna gesehen haben, um zu verstehen, worin bei den weniger entwickelten Völkern die Ausstrahlung des spezifisch Polnischen ihren Niederschlag gefunden hat. Noch 1930 war dort ein Viertel der Bevölkerung polnischer Herkunft, ein Viertel bestand aus Litauern, ein weiteres waren Juden, und das restliche Viertel Weißrussen. Einerseits vom Drang des Eroberers und Kolonisators getrieben, wurde das Polentum andrerseits doch auch wieder zurückgestoßen, überrannt und teilweise sogar assimiliert....

Vor dem zweiten Weltkrieg

Polen ist eine Größe eigener Prägung. Dies gilt ebensowohl für seine Geschichte wie auch für die besondere Prägung seines Volkscharakters. Je nachdem man es unter dem einen oder an-

dern dieser beiden Gesichtspunkte betrachtet, zeigt sich uns sein Geschick in dreierlei verschiedener Gestalt: Die erste ist die des 16. Jahrhunderts, der Zeit seiner größten Ausdehnung. Damals war es der Hüter des Katholischen Westens bis hin zum Dnjeper und weit über die Memel hinaus.

Die zweite zeigt uns Polen in der Zeit von 1815—1919, als es unter seine drei Nachbarn aufgeteilt und politisch vernichtet war. So bleibt also noch eine dritte, die einzig gerechte und einzig vernünftige Lösung, die sein Volkstum berücksichtigt, vorausgesetzt, daß es sich dabei nicht um eine dem Anschein nach wissenschaftliche Rassentheorie, wie sich ihrer der Hitler'sche Rassismus rühmte, sondern um den freien Willen der Völker handelt, sich selbst und ohne Zwang, ihren Neigungen entsprechend zu entscheiden[1]. Leider wurde in den Verträgen von 1919 dieses Recht nicht, oder wenn schon, so doch nur unvollständig auf die Polen angewandt.

Von westlicher Seite hat sich die internationale alliierte Kommission unter der Führung von General Le Rond darum bemüht, diejenigen Gebietsteile Schlesiens abzutrennen, in denen eine polnische Mehrheit bestand, um sie sodann jeweils dem neuen Polen einzugliedern. Was Pommern und den „berüchtigten Korridor von Danzig" angeht, so war man bestrebt, Polen einen Zugang zum Meere zu sichern. In Pommern wurden ihm Gebiete zugewiesen, in denen das polnische Element nicht in der Mehrheit war, und wo die eingedeutschte Bevölkerung keine Angliederung an Polen wünschte.

Im Osten war es noch schlimmer. Dort hatte das revolutionäre Rußland mitten im Kriege seine Verbündeten verlassen und den Frieden von Brest-Litowsk unterzeichnet. Es bestand eigentlich gar nicht mehr als europäische Macht, und war vollauf damit beschäftigt, die Streitkräfte der „Weißen" zu bekämpfen, und seine kommunistischen Lehren in die Praxis um-

[1] (Der inzwischen verstorbene René Pinon war ein Gegner des Nationalsozialismus).

zusetzen. Die Grenze des neuen polnischen Staates umschloß weite Gebiete, die einst zum historischen Großpolen gehörten, aber nur von einer polnischen Minderheit besiedelt waren. Im Norden war Wilna zum großen Mißfallen der Litauer polnisch geworden. Im Osten umfaßte Polen weite Gebiete von Weißrußland und Wolhynien. Im Süden wurde Galizien, das vom Kaiserrreich Österreich losgetrennt worden war und sich in Auflösung befand, polnisch, obgleich östlich des San die ukrainische Bevölkerung überwog.

Selbst so hitzige polnische Patrioten wie Roman Dmowski meinten, daß Polen, was den Osten angehe, seine Grenzen zu weit hinausgetragen habe. „Im Augenblick", so betonte Dmowski, „entgehen diese Gebiete dem Kommunismus, aber es ist eine Grenze, die man revidieren muß, sobald Rußland eine gefestigte Regierung haben wird".

Das solchermaßen wiederhergestellte Polen bleibt ungesichert in seinem Bestand. Nicht nur das gute Einvernehmen mit Litauen, das vor den Teilungen bestand, findet sich nun nicht wieder ein; diese beiden Länder, die durch den Sieg der Westmächte zu gleicher Zeit wiedererstanden sind, unterstützen sich nicht gegenseitig, nein, jetzt betrachten sie sich (geradezu) als Feinde, und keines von beiden unterhält irgend eine Beziehung zu seinem Nachbarn. Die Litauer schmieden unentwegt Ränke gegen Polen, (gerade) als ob die Unabhängigkeit ihres Staates sich ohne die seines Nachbarn bewahren könne und sie nicht dieselben Feinde hätten! Das erste Mal, 1920, war Polen, das von seinen Nachbarn eben bedrängt wurde, nahe daran, zu unterliegen, und wurde nur durch das Eintreffen des Generals Weygand gerettet, dessen Gegenwart einen allgemeinen Aufschwung der Kräfte hervorrief und einen Gegenangriff auslöste, der die Feinde weit von Warschau zurücktrieb. Sind die Polen zuweilen auch anmaßend und unklug, so sind sie doch auch zum Heroismus fähig.

Nach dieser Krise hat sich der polnische Staat langsam gefestigt, aber allem Anschein nach kann er, umgeben von Fein-

den, nur mit Hilfe Frankreichs und dessen Verbündeten in einem europäischen System bestehen, wie es in den Verträgen von 1919 geschaffen wurde ...

... Einige Monate nach der Begründung des freien Polen machte ein von Pilsudski organisierter militärischer Staatsstreich aus dem alten Verschwörer den volkstümlichen General Pilsudski. Er war in Wirklichkeit der Herr des Staates und Begründer des „Regimes der Majore", das nun an die Stelle der parlamentarischen Regierung trat, die zu demagogisch gewesen war, um es den Alliierten zu erlauben, aus ihr eine sinnvolle Einrichtung zu schaffen.

Die französische Regierung hatte genug von östlichen Abenteuern und war zu schwach, um die Rückkehr zu einem Regierungssystem zu fordern, das den westlichen und amerikanischen Vorzügen eher entsprochen hätte. Bald darauf wurde Oberst Beck hauptsächlicher Berater des Marschalls Pilsudski in Fragen der Diplomatie und kurz danach dessen Außenminister. Er sollte die schwerste Verantwortung für die Ursachen des Kriegsausbruches von 1939 und der endgültigen Katastrophe tragen.

Nach dem zweiten Weltkrieg

Im Osten verliert das neue Polen zu Gunsten Rußlands das gesamte historische Expansionsgebiet des alten Polen. Diese „Marken", in denen die herrschende und besitzende Klasse polnisch war, gehören jetzt zu Litauen, Weißrußland und der Ukraine, d. h. die Orte Wilna, Grodno, Brest-Litowsk und Lemberg gehen Polen verloren und gelangen an die UdSSR. Das neue russische Gebiet endigt indessen an der Grenze der Länder, in denen die polnische Bevölkerung nicht nur über die Mehrheit verfügt sondern beinahe unvermischt ansässig ist.

Als Entgelt für die Verluste im Norden und Westen umfaßt das Polen von 1945 Gebiete, deren Bevölkerung in ihrer überwältigenden Mehrheit deutsch oder eingedeutscht war. Es er-

wirbt nicht nur den berüchtigten „Korridor" mit dem „polnischen Pommern" und seinem Hafen von Gdingen, sondern außerdem Danzig. Das alte Preußen wird polnisch mit Ausnahme des Nordens, der jenseits der Linie Suvalki-Frisches Haff von Rußland annektiert wird, wozu auch Königsberg gehört, das jetzt Kaliningrad heißt. Es ist ein beispielhaftes Wahrzeichen einer erstaunlichen „Kehrtwendung der Geschichte". Polen vergrößert sich um Westpommern einschließlich der Odermündung und Stettins, ferner um Schlesien und alle Gebiete bis zur Oder und deren Nebenfluß Neiße. Dies ergibt eine fast gerade Linie von Nord nach Süd, von der Ostsee bis hin zur tschechischen Grenze. Dieses neue Polen erscheint auf der Karte als ein massives, quadratisches Gebilde, das mit 416 km Küste eine günstige Grenzziehung aufweist.

Die Gebiete im Westen waren im Mittelalter von ziemlich dünngesäten Slavenstämmen bewohnt, die man mit dem Namen „*Polaben*" bezeichnete. Ihre fortschreitende Christianisierung und Eindeutschung ist der ganze Inhalt der Geschichte des deutschen Vordringens nach dem Osten. Unter der Dynastie der Piasten gründeten die Polen Ende des 10. Jahrhunderts als die ersten im Rahmen des Heiligen Römischen Reiches einen unabhängigen Staat. Bald war dieser mit dem Reich gegen die aus dem Osten drohenden Gefahren verbündet, bald lag er mit ihm im Kampf um seine Unabhängigkeit. Der Mittelpunkt dieser (staatlichen) Konzentration war der erste katholische Erzbischof des unweit von Posen gelegenen Gnesen.

Niemand bezweifelt, daß diese Bevölkerung zwischen Elbe und Weichsel ursprünglich slavisch gewesen war, ebensowenig aber ist ihre Eindeutschung zu bestreiten. Die Reformation Luthers, eine typisch deutsche Erscheinung, hat dem Deutschtum den Rest dieser Bevölkerung gewonnen; wobei zu beachten ist, daß es sich hier um ostpreußische Bevölkerungsteile handelt, wie wir sie in Ermland und Masuren finden, die noch slavische Dialekte sprechen. Vor dem ersten Weltkrieg ließ eine einzige kleine slavische Volksgruppe in der Lausitz hinsichtlich kulturel-

ler Belange, keinesfalls jedoch im Namen des Polentums, gelegentlich einen Wunsch nach Autonomie hören. In manchen Bezirken sprach die ländliche Bevölkerung weiterhin einen slavischen Dialekt, während die eingedeutschten Städte nur noch in ihren veränderten Ortsnamen eine Erinnerung an ihren fernen Ursprung bewahrten.

Diese Spuren einer längst vergessenen Vergangenheit haben indessen nicht im geringsten dazu beigetragen, die Entschließung der „Drei" zu bestimmen, die, zuerst in Teheran und Jalta, dann in Potsdam übereinkamen, Polen wiederherzustellen, und in groben Umrissen seine Grenzen bestimmten. Im November 1943 trafen sich der Präsident Roosevelt, Winston Churchill und der Marschall Stalin auf der Konferenz von Teheran. Dort sprach Stalin zum ersten Mal von der Curzon-Linie, die 1919 als Nachkriegsgrenze des wiederhergestellten Polens gegenüber Rußland gezogen worden war. Auf der Konferenz von Jalta, im Januar/Februar 1945 wurde die Frage von neuem zwischen den gleichen Persönlichkeiten behandelt. Man kam überein, daß Polen zum Ausgleich der östlich der Curzon-Linie gelegenen Gebiete, die an Rußland zurückfallen sollten, und in denen eine polnische Minderheit ansässig war, auf Kosten Deutschlands reiche gebietsmäßige Entschädigungen erhalten solle. Es galt damals, zunächst den Krieg zu beendigen und Rußland, das den gewaltigen Ansturm der Armeen Hitlers erlitten und gebrochen hatte, Reparationsleistungen zu geben. Für den Präsidenten der Vereinigten Staaten handelte es sich hauptsächlich darum, von Rußland die Zusicherung zu erhalten, sich nach der Ausschaltung Deutschlands am Kriege gegen Japan zu beteiligen, von dem die Amerikaner einen langen Widerstand fürchteten. Nach der bedingungslosen Kapitulation Deutschlands ermächtigte das Potsdamer Protokoll vom 2. August 1945 die Polen, die deutschen Gebiete östlich von der Oder und Neiße in ihre vorläufige Grenze einzubeziehen und sie zu besetzen.

In der Bestimmung der Curzon-Linie zur Westgrenze zeigte sich die Moskauer Regierung relativ maßvoll, zumal

sie hierbei ja auch den ethnographischen Grenzen Beachtung schenkte.

Westlich der Curzon-Linie überließ es den Polen sogar einige Gebiete, die nicht zu dem 1815 in Wien vereinbarten Kongreßpolen gehörten, so beispielsweise den Bezirk von Bialystok. Es verletzte jedoch skrupellos die Rücksichtnahme auf den Volkscharakter und auf sein Recht, indem es sich selbst Nordostpreußen mit Königsberg zuschrieb und den Polen weit ausgedehnte Gebiete überließ, die man Deutschland geraubt hatte, und die bei weitem über jene den Polen in den Verträgen von 1919 zugewiesenen Grenzen hinausgingen, die die Ursache des Krieges von 1939 waren. Haben sich Roosevelt in Jalta und Herr Truman in Potsdam über den Ernst und die Gefahr der Annexion so weit ausgedehnter deutsch besiedelter Gebiete durch Polen Rechenschaft abgelegt? Die beiden amerikanischen Präsidenten enthielten sich jeglichen Einwandes gegenüber den russischen Forderungen. Ihr Verhalten erklärt auch jenes von Churchill, obgleich dieser die Gefahren derartiger Entschlüsse besser erkannte. Churchill, der am 5. Juni 1945 als Oppositionsführer im Unterhaus sprach, hat erklärt: „Ein freies Polen sollte auf Kosten Deutschlands im Baltikum und im Westen zugleich Entschädigungen erhalten, selbst wenn diese die Linie der Oder und der östlichen Neiße zur Grenze haben." Aber es kam auch vor, daß er in seiner bilderreichen Sprache Protest erhob: „Es ist eine Torheit, wenn man die polnische Gans mit soviel deutschem Futter mästet. Sie werden sie vor lauter Verdauungsbeschwerden noch zum platzen bringen, und was soll dann aus den 10 Millionen Deutschen aus dem östlichen Preußen werden?" Stalin antwortete: „Machen Sie sich keine Sorgen um die Bevölkerungstransporte; überall, wo unsere Truppen einmarschieren, fliehen die Deutschen."

Der Kommissar der UdSSR für auswärtige Angelegenheiten, Molotow, faßte in seiner Pariser Erklärung vom 17. September 1946 die Modalitäten zusammen, unter denen die drei Mächte in Jalta und Potsdam beschlossen hatten, dem polnischen Staat die

ostdeutschen Provinzen jenseits der Oder-Neiße-Linie zur Verwaltung zu übertragen und bemerkte hierzu, „daß die endgültige Festlegung der polnischen Westgrenze bis zur Friedenskonferenz zurückgestellt werden solle". Kurz darauf fragte ein Journalist der *United Press* den Generalissimus Stalin bei einem Interview in Moskau, „ob die Sowjetunion die polnische Westgrenze als endgültig ansehe", und erhielt die Antwort: „Ja." Im Verlaufe derselben Erklärung fügte Molotow hinzu, daß die französische Regierung hinsichtlich der polnischen Grenzregelung ebenfalls ihre Zustimmung erteilt habe.

Die polnische und russische Propaganda hat versucht, für diese Annexion deutscher Gebiete historische Argumente ins Feld zu führen. Man kann es sich ersparen, über die Ursprünge zu debattieren. In den Augen des Völkerrechts, wie die zivilisierten Länder es verstehen und lehren, gilt allein der frei zum Ausdruck gebrachte Wille der Einwohner. Niemals haben die Königsberger darum gebeten, russisch zu werden; und nie haben weder die Bauern noch die Stadtbewohner Ostpreußens, Pommerns oder Schlesiens innerhalb der Grenzen der Verträge von 1919 darum gebeten, Polen zu werden. Sollten sich die Annexionen von 1945 als endgültig erweisen, so muß man sie als einen Verstoß gegen das Selbstbestimmungsrecht der Völker werten, das für alle zivilisierten Länder unantastbar sein sollte.

Daß die Polen sich kaum damit befassen, ist begreiflich, denn sie selbst waren oft das Opfer eines Mißbrauchs der Gewalt und ihre Nachbarn haben ihren Vorzügen niemals Beachtung geschenkt. Daß die Russen, die nicht denselben Grad der Zivilisation erreicht haben wie der Westen, so vielen Völkern gegenüber, die ebenso oder kultivierter waren als sie, vom Gewaltrecht Gebrauch machen, sollte uns nicht verwundern. Talleyrand, der sich auf das Menschenrecht berief, erhielt auf dem Wiener Kongreß von Alexander I. die Antwort: „Die europäischen Gepflogenheiten sind das Recht." Heute gibt es in den UdSSR und selbst in ganz Europa Leute, die zu der Aussage bereit sind, daß die Gepflogenheiten Stalins das Recht seien. Wird

es den Lehren Hitlers, die beim östlichen Kommunismus in noch bedrohlicherem Umfang wieder auferstanden sind, gelingen, die christliche Menschheit in ihre Gewalt zu bekommen?

... Die neuen Grenzen, so führt man zur Entschuldigung an, enthielten ja keine zahlreiche deutsche Bevölkerung, weil die Deutschen in großer Anzahl ausgewandert seien. Es ist nötig, daß wir dies hier an Hand einiger Zahlen verdeutlichen. Die Provinzen des alten Deutschland, die vom neuen Polen annektiert worden sind, umfaßten 104 000 qkm und hatten auf Grund der letzten Volkszählung durch das Reich 8 200 000 Einwohner, worunter nach deutschen 350 000, nach polnischen Angaben mehr als eine Million Polen waren. Der Unterschied rührt vor allem daher, daß die Deutschen die Kaschuben um Pommern und die Masuren in Ostpreußen, die slanische, dem Polnischen verwandte Dialekte sprechen, nicht als Polen zählen. Eine Saisonarbeit brachte jedes Frühjahr etwa 200 000 polnische Landarbeiter ins Reich. In den ärmsten Provinzen Deutschlands betrug die Bevölkerungsdichte nur 77 je qkm.

Vor der Ankunft der russischen Armeen floh die deutsche Bevölkerung massenhaft nach dem Westen. Man schätzt, daß zu der Zeit, da Polen gemäß dem Potsdamer Protokoll diese Gebiete unter seine Verwaltung nahm, dort nur noch 4 Millionen Einwohner, bzw. 49 je qkm zurückgeblieben waren. Eine Volkszählung vom November 1946 ergibt 5 107 000 Einwohner, wobei das im Norden von Rußland annektierte Gebiet nicht mit einbezogen ist. Davon waren 4 237 000 Polen. Zu ihnen zählen 1 300 000 Menschen, die aus den Gebieten jenseits der Curzon-Linie gekommen sind, welche jetzt die neue polnisch-sowjetische Grenze bildet. Wahrscheinlich haben es, besonders auf dem Lande, zahlreiche Familien mit einem Namen slavischer Herkunft vorteilhaft gefunden, sich für Polen zu erklären. Wenn zahlreiche Deutsche freiwillig vor dem russischen Schrecken geflohen sind, so ist die Umsiedlung von einer großen Anzahl anderer organisiert und in brutaler Weise durchgeführt worden. Das Potsdamer Protokoll, das diese Umsiedlungen vorsieht, er-

klärt hierzu, daß sie unter menschlichen Bedingungen vollzogen werden sollen; als ob es möglich wäre, ein in sich selbst grausames Verfahren auf menschliche Weise zu vollziehen. Zumindest die Russen haben sich darum nicht viel gekümmert. Diese Bevölkerungstransporte, jene Praxis der Entwurzelung und Verpflanzung von Völkern sind eine Errungenschaft, die unsrer Epoche keineswegs zur Ehre gereicht ...

... Es schien gerechtfertigt, dem polnischen Volke nach so vielen Leiden eine Entschädigung in Gestalt eines Lebensraumes zu geben, indem man die deutsche Bevölkerung, die dort ansässig war, umsiedelte. Winston Churchill hat in einer Rede vom 15. Dezember 1945 derartige Maßnahmen gebilligt, und ein paar Tage darauf, am 21. Dezember hat Georges Bidault sie nicht verurteilt. Die Regierung von „Ostdeutschland" selbst hat auf sowjetisches Anraten hin, die neue Grenze als unverletzlich und als einen Beitrag zum Frieden offiziell anerkannt. Später allerdings hat Herr Bidault in einer am 9. April in Moskau gehaltenen Rede die Aufmerksamkeit darauf gelenkt, welche Gefahr für die Zukunft ein Deutschland bedeuten mußte, das zugleich territorial beschränkt und mit unruhigen Bevölkerungsteilen überlastet sei.

Da sie durch keinen neuen Vertrag festgesetzt ist, gilt die neue Grenze im rechtlichen Sinne nicht als endgültig. In Wirklichkeit aber kann nicht die Rede davon sein, daran zu rütteln, es sei denn, daß dies auf gegenseitiger Übereinstimmung beruht. Man darf die Gefahren, die daraus erwachsen, nicht unterschätzen, und es ist nicht mehr als recht und billig, wenn man offen und klar bekennt, daß derartige Praktiken das schmerzliche Zeichen eines kulturellen Rückschritts sind, und eine technisch-wissenschaftliche Barbarei ankündigen, die noch weit schlimmer ist, als die vom Naturtrieb bestimmten Bräuche der primitiven Völker es waren ...

Der polnische Katholizismus und die Zukunft

Eingezwängt zwischen das byzantinische Rußland und die lutherischen Provinzen Ostdeutschlands verdankt es das polnische Volk seiner römisch-katholischen Religion, seiner nationalen Geschlossenheit und jener völkischen Dynamik, daß es alle Teilungen überleben und die schlimmsten Stürme bestehen konnte. So kann man sagen, daß Polen es zwar nie verstanden hat, frei zu leben, sich jedoch als Meister darin zeigte, niemals zu sterben. Was seine Mißgeschicke betrifft, so sind daran gewisse Charakterfehler der Polen, insbesondere ihre unvorsichtige Unbeständigkeit schuld. Seine Lebenskraft aber verdankt es seinem Glauben und seiner Kirche. Es handelt sich dabei um einen Katholizismus breiter Volksschichten, der mehr als 90 Prozent der Polen vereinigt. Er ist ein zuverlässiges Rüstzeug der Nation, ist dem Staate in traditioneller Weise verbunden und zeigt auch dem Papsttum gegenüber eine enge Verbundenheit. Die Geistlichkeit der 24 Diözesen ist sehr zahlreich, ihren Vorgesetzten gegenüber gehorsam und mit dem Leben des Volkes und seinen Nöten aufs engste vertraut. Während des Krieges und im Widerstand gegen Deutschland hat sie etwa 3000 Priester verloren und eine so große Volksverbundenheit gezeigt, daß es ihr in der Zeit der brutalen Niederwerfung der Satelliten durch Moskau gelungen ist, das ihrer Unabhängigkeit und priesterlichen Tätigkeit zukommende Ansehen vorläufig zu bewahren. Es ist dies eine merkwürdige und bedeutsame Erscheinung, die wir hier nicht im einzelnen darlegen können. Indessen müssen wir ein kurzes Wort dazu sagen, um den Platz der polnischen Nation im heutigen Europa zu erklären.

Die kraftvolle religiöse Organisation, die den tragenden Grund der nationalen polnischen Lebenskraft ausmacht, auf der einen, und die eroberungslustige Dynamik des Kommunismus, die in Stalins Händen zum machtvollen Werkzeug der universalen Beherrschung Rußlands und des Panslawismus geworden

ist, auf der anderen Seite, bilden zwei Kräfte, die sich bei allen Reibungen vorläufig dulden. Es ist die aus den Umständen erwachsene Situation, bei der weder hinsichtlich der Lehre noch des Geistes von einer der beiden Seiten irgend ein Zugeständnis gemacht wurde. Rußland verzichtet nicht auf seine Doktrin und auf seine materialistische und atheistische Propaganda und der polnische Katholizismus läßt sich von seinem Glauben und seinem Apostelamt nicht abbringen. Einige gegenseitige Zugeständnisse sind notwendig geworden: Die polnische Kirche verzichtet darauf, den Staat zu bekämpfen und seine Handlungen öffentlich zu kritisieren, der Staat achtet die Freiheit des Gottesdienstes, des Apostolats und, wohlgemerkt, auch die Freiheit der katholischen Presse. Die Kirche unterstützt die Restauration und Polonisierung der von Deutschland „recuperierten" Provinzen. Wo Volk und Staat eine nationale Wiedereroberung sehen, sehen Episkopat und Kirche eine Rückeroberung gegen Luther.

Der Staat entwickelt rasch seine Schulen und die Bischöfe vermehren die Anstrengungen des katholischen Apostelamtes durch Unterricht, sowie durch die Tages-, hauptsächlich aber durch Wochenzeitschriften, die in dem Staate, der verkündet, das Verschwinden jeglicher Religion stehe in den Gesetzen der Geschichte geschrieben, einen außerordentlichen Aufschwung verzeichnen. Es ist dies zweifellos jene theoretische Überzeugung, die, wenngleich ihr selbst in Rußland die Tatsachen widersprechen, den leitenden Funktionären der kommunistischen Doktrin die notwendige Geduld für eine Toleranz in der Praxis verleiht.

Ergebnis dieser doppelten Tendenz war die „gemeinsame Erklärung" vom 14. April 1950. Sie blieb stets auf dem Boden der nüchternen Tatsachen und der Lebensbedürfnisse. Sie hat, zumindest eine Zeitlang, die zwischen Staat und Kirche hergestellten Beziehungen gefestigt und ist nicht ohne Schwierigkeiten und Streit, aber ohne Bruch seit zwei Jahren wirksam[2]. Die Re-

[2] Seit dieser Zeit haben sich die Beziehungen zwischen Kirche und Regierung entschieden verschlechtert.

gierung anerkennt den Papst als „die zuständige und oberste Autorität der Kirche in Dingen des Glaubens, der Moral und der Rechtsprechung in Kirchlichen Angelegenheiten". Das Episkopat verpflichtet sich „gemäß den Anweisungen der Kirche" zu predigen, desgleichen die Achtung vor dem Gesetz und vor der Obrigkeit des Staates zu lehren und „die Gläubigen zu ermutigen, ihre Bemühungen zum Neuaufbau des Landes und der Erhöhung des Lebensstandards zu vermehren".

Der Heilige Stuhl hat natürlich auf Grund der Besetzung der Gebiete östlich von Oder und Neiße, die von keinem Friedensvertrag sanktioniert wurde, den polnischen Staat nicht anerkannt. Er hat jedoch den polnischen Klerus dazu ermächtigt, diese Provinzen anstelle der Bischöfe und Priester, die ihren vertriebenen Pfarrkindern über die neue Grenze gefolgt sind, zu verwalten. Der polnische Klerus bemüht sich in einer gewaltigen Anstrengung, den katholischen Glauben in diesen Provinzen, die bis zum 16. Jahrhundert katholisch[3] gewesen waren, wieder von neuem zu beleben. Vier große Priester-Seminare sind geschaffen worden, und heute sind diese Gebiete von mehr als sieben Millionen Katholiken besiedelt. In ihrer Mitte üben mehr als 3000 Priester ihr Amt aus. So finden sich die Polonisierung und Katholisierung dieser deutschen und in ihrer Mehrheit protestantischen Provinzen im Bund mit der Katholischen Kirche und der Aktion des kommunistischen Staates, deren Bestrebungen doch so entschieden voneinander abweichen.

Man darf indessen nicht vergessen, daß die bischöflichen Erklärungen auf Seiten der kommunistischen Presse Empörung und Kundgebungen des amtlichen Atheismus hervorrufen. Andrerseits beklagt sich ein Teil der Katholiken über den fanatischen Eifer von seiten gewisser Priester. Verbirgt die patriotische Begeisterung der Polen anläßlich der Wiedererstehung ihres Vaterlandes den katholischen Polen die Knechtung unter den Willen Moskaus und die Bedrohung, die sich daraus für die so eng

[3] Also bis zur Reformation.

mit dem nationalen Leben verbundene Religion ergibt? Oder hoffen sie vielmehr, daß dieser Versuch auf eine weit umfassendere Bewegung hinausläuft? Es ist nicht möglich, darüber zu urteilen. Zweifellos aber bestehen beide Ideen gemeinsam im Fieber eines wiedergefundenen Lebens.

Wie wir gezeigt haben, enthält die allgemeine Entwicklung noch einen weiteren Faktor. Es sind dies die Millionen entwurzelter Deutscher, die man ihren Heimstätten entrissen hat, und die nun, herrenlosem Strandgut vergleichbar, umhertreiben. Es sind unglückliche, verbitterte Menschen an der Peripherie der deutschen Gesellschaft, deren Sicherheit sie bedrohen, und deren Wunsch nach Frieden sie entgegenstehen. Für die Zukunft zeigt dieses Problem, von welcher Seite man es auch immer betrachten mag, nichts als Unruhe und Gefahren. Man fragt sich dabei, ob Polen nicht glücklicher, freier, und weniger von zukünftigen Gefahren bedroht wäre, wenn es sich damit begnügen würde, in den Grenzen zu leben, die ihm von seinem Volkstum vorgezeichnet sind. Diese Westgrenze, die Gebiete umfaßt, die gestern noch deutsch waren, hat Rußland ihm aufgebürdet. Geschieht dies nicht, um es als abhängigen Satelliten auch weiterhin nur desto besser zu beherrschen? Angesichts der unausbleiblichen Rückforderungen eines wiedervereinigten Deutschland kann sich Polen der russischen Militärmacht nicht entziehen. Es wird seine Sicherheit solange mit seiner Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit bezahlen, bis Rußland vielleicht eines Tages dazu gezwungen sein wird, sich jenes deutsche Bündnis zu sichern, von dem es sich dann die Weltherrschaft versprechen würde. Dann wird es sich mit Deutschland in einem Abkommen, das jenem vom 23. August 1939 entspricht, über eine neue und endgültige Aufteilung Polens verständigen.

Ist also das Schicksal der polnischen Nation nicht stets gefahrvoll und ungewiß, und ist seine Unabhängigkeit nicht stets ein vielfacher Anlaß zum Streit? Die entsprechende Entschädigung, die aus Polen Patrioten macht — und sie alle sind Patrioten —, diese neue Westgrenze versteht sich von selbst. Indessen sollte

man angesichts des verstümmelten Reiches doch auch die Klagen der aus ihrer Heimat vertriebenen Deutschen und die aller Deutschen nicht vergessen. Wenn die Oder-Neiße-Grenze endgültig wird, dann haben die Vereinten Nationen die Pflicht, Deutschland bei der gerechten Einordnung dieser heimatlosen Bevölkerung ihren Beistand zu geben, vorausgesetzt natürlich, daß es auf jegliche Veränderung seiner durch den Krieg geschaffenen Grenzen verzichtet. Wenn Polen mit Rußland eng verbündet und von ihm abhängig ist, könnte es zum Ausgangspunkt eines Angriffs der UdSSR und Eurasiens gegen den Westen und das Atlantische Bündnissystem werden. Das notwendige Gleichgewicht kann also nur durch die tatkräftige Zusammenarbeit von Westeuropa und Amerika wieder hergestellt werden. Im Gegensatz dazu würde die wirkliche Unabhängigkeit eines starken Polens den allgemeinen Frieden und die Sicherheit garantieren. So wie im 18. Jahrhundert und 1939 ist auch heute der Weltfriede zu einem guten Teil mit dem Schicksal Polens verknüpft.

Die internationalen Bevölkerungsverschiebungen

Die moralische, rechtliche und politische Zwiespältigkeit in der Frage der Umsiedlung

Seit die Freiheit des Menschen in Frage gestellt ist, besteht ein grundsätzlicher Widerspruch zwischen rechtlichen, moralischen und politischen Erwägungen. Es ist begreiflich, daß dieser Widerspruch sich verschärft, wenn es sich um eine Zwangsumsiedlung handelt. Das internationale Recht unterscheidet zwischen wahlfreier und zwangsmäßiger Umsiedlung.

Wenn es sich um die wahlfreie Umsiedlung handelt, d. h., wenn sich der einzelne auf seine eigene Willensentscheidung beruft, so ist dies eine durch ein Übergangsstadium geregelte Vereinbarung, der gegenüber von Seiten der Moral und des Rechts nichts einzuwenden ist. Anders ist es jedoch bei der erzwungenen oder bei der wahlfreien Umsiedlung, zu der Propaganda, Versprechungen, Erpressungen und Drohungen hinzutreten, mit denen die Obrigkeit den einzelnen in der Regel bedrängt, während sie dabei das Ziel im Auge hat, das sie durch die Umsiedlungsvereinbarungen zu erreichen sucht. Hier kann man dem einzelnen nicht die Möglichkeit der freien Entscheidung zusprechen. Sein Wille und seine Fähigkeit zur Wertung sind in einem solchen Maße behindert, daß ein derartiger Akt, vom rechtlichen Standpunkt her betrachtet, nicht als Ausdruck einer frei erwogenen Willensentscheidung zu werten ist.

Weiter unten werden wir eine Zusammenstellung der Umsiedlungsvereinbarungen bringen und zwar nach Maßgabe ihrer vertraglichen Bestimmungen d. h., nicht auf Grund ihrer Anwendung. Wir unterscheiden hierbei, ob der Zwang zur Umsiedlung auf eine eindeutig vertragliche Art und Weise geregelt wurde, ob er verhehlt oder unterschlagen wurde, oder ob der

Grundsatz der Wahlfreiheit ausdrücklich angeordnet worden ist.

Es gibt also einen Widerspruch zwischen Moral, Recht und Politik, wenn die Umsiedlung dem Recht oder dem Tatbestand nach als erzwungen gilt.

Gibt es überhaupt ein sogenanntes „Höheres Recht", auf Grund dessen wir es uns erlauben dürften, Menschen aus ihren Heimstätten zu entwurzeln, sie aus den Ländern ihrer Vorfahren zu vertreiben, sie von den Äckern zu verjagen, die sie urbar gemacht und kultiviert haben und deren Boden die Asche ihrer Ahnen deckt? Die innige Bindung an die Vorfahren, die Liebe zur Heimat, begegnen sie uns nicht schon in den frühesten Zeiten der Menschheit? Nehmen sie nicht schon in den ältesten und primitivsten religiösen Vorstellungen den wichtigsten Platz ein? Stehen sie unter den unwillkürlichsten und unmittelbarsten Bekundungen des sittlichen Wesens, das in jedem von uns steckt, nicht an allererster Stelle?

Darüber hinaus ist es unmenschlich und barbarisch, Menschen ihrer natürlichen Umgebung zu entreißen, um sie wegzuschleppen und in einer Gegend anzusiedeln, die vielleicht völlig andere Bedingungen aufweist. So etwas erfordert eine vollständige Umstellung aller Gewohnheiten, aller täglichen Verrichtungen und der Lebensweise, von Dingen also, die im Dasein eines Menschen von so großer Bedeutung sind.

Sind die Menschen nicht frei geboren? Ist die Freiheit nicht das kostbarste Gut des Menschen? Und jene Freiheit, die sich in ihrer wohltätigsten Form unter einem negativen Vorzeichen bekundet, dem nämlich, daß man dort bleiben möchte, wo man bisher gelebt hat, verdient sie nicht die größte Verehrung? Welches Verbrechen haben die Vertriebenen begangen, daß man sie dieser Freiheit beraubte? Keines! Aber sie gehören einem andern Volkstum an, sprechen eine andere Sprache oder verehren Gott auf eine andere Weise als es die Mehrheit der Völker tut, die in dem politischen System das Übergewicht haben, auf dessen Boden sie durch den Ratschluß des Schicksals gestellt sind.

Die Moral widersetzt sich also der willkürlichen Verpflanzung des Menschen. Man muß daher eine andere Lösung finden, als jene, Menschen wie Vieh umzugruppieren in der so ungewissen Hoffnung, damit den Frieden zu sichern.

Diese Zwangsumsiedlung ist einer Gesellschaft unwürdig, die von sich behauptet, kultiviert zu sein.

Für die Juristen scheint es absolut festzustehen, daß das internationale Recht klar und ausdrücklich jedes Abkommen verdammt, das die dem Menschen zuerkannten Rechte willkürlich beschränkt, denn diese sind Ausdruck der allgemeinen Moral und schaffen die grundlegenden Rechte der Menschheit. Jeder der öffentlichen internationalen Ordnung zuwiderlaufende Vertrag gilt als ungesetzlich! Werden also infolge der Macht der Verhältnisse Verträge durchgeführt, die die Menschen zum Verlassen ihrer Heimat zwingen, so kann deren juristischer Wert als null und nichtig angesehen werden. Das juristische Gewissen lehnt es ab, die zwangsläufige Umsiedlung von Menschen zu verstehen und anzuerkennen, auch wenn diese für die Politik als notwendig erachtet wurde [1].

Um die Bevölkerungsverschiebungen zu verstehen, beruft sich die Politik auf den Frieden als einen Gesichtspunkt höherer Ordnung. Mit der Entwicklung des Nationalbewußtseins der Völker, das grundsätzlich von ethnischen Vorstellungen bestimmt ist, hat sich die psychologische Bindung des Staates von Grund auf geändert. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts lag die Ursache der meisten internationalen Streitfälle im Bestreben fremdvölkischer Minderheiten begründet, sich von der jeweils ethnisch staatstragenden Bevölkerung zu lösen.

Man ist über den Widersinn erstaunt, daß, solange die Staaten getrennt voneinander bestanden, die Völker verschiedener Herkunft innerhalb desselben politischen Rahmens Seite an Seite friedlich zusammenlebten und jedes von ihnen dabei seine

[1] Cf. S. Sépériades: L'échange des populations, Recueil des cours de l'Académie de Droit Intérnational de la Haye 1928, t. IV, S. 328 ff.

ethnischen Besonderheiten bewahrte. Ein Beispiel aus unserer Zeit ist das Nebeneinander zahlreicher Minderheiten, die von anderen, zahlenmäßig weit stärkeren Nationalitäten umgeben sind. Weltweit sind Vereinigung, Brüderlichkeit und Zusammenrücken an der Tagesordnung, nur im Innern von Staaten mit verschiedenartiger Bevölkerung herrschen Haß, Verfolgung, ja selbst Vernichtung. Ebenso widerspruchsvoll erscheint, daß in eben dem Maße, in welchem die internationale Gemeinschaft sich um das Schicksal der einzelnen kümmert, und zu eben der Zeit, in der durch internationales Recht die Menschenrechte festgelegt worden sind und die Machtfülle der Herrscher, selbst im Hinblick auf ihre eigenen Untertanen, nicht mehr unbeschränkt ist, der einzelne in seinem heiligsten Gut, der Freiheit, besonders deren wesentlichstem Teil, der Freizügigkeit, die unglaublichsten Beschränkungen erleidet. Anfänglich hat man den Gedanken der wahlfreien Umsiedlung mit Widerwillen aufgenommen, heutzutage aber preisen die liberalsten und „weitherzigsten" Geister in aller Öffentlichkeit die obligatorische Umsiedlung[2].

Um was es sich auch immer handeln mag, schon seit geraumer Weile stellen Minderheiten eines besonderen Volkstums für die Regierungen ständige Unruheherde dar, bilden einen Vorwand für auswärtige Einmischungen, und sind geeignet, die politischen Machtmittel des Staates zur Anwendung zu bringen.

Infolge der Ereignisse der letzten Jahre wurden, wie man meint, zur Erhaltung des Friedens, beträchtliche gebietsmäßige Veränderungen vorgenommen, die im deutschen Staatsgebiet tiefe Einschnitte hinterlassen werden. Aber wozu soll es gut sein, wenn man gewissen Staaten für ihr Gebiet eine größere Sicherheit zubilligt, und dabei gleichzeitig Massen von Deutschen in ihnen ansiedelt?

[2] Man vergleiche hierzu die Rede Churchills, die er am 15. Dezember 1944 im Unterhaus hielt.

Die politischen Erwägungen erklären bis zu einem gewissen Grade die Ziele der Umsiedlungen im Rahmen der internationalen Politik. Es geht darum, die Unruhenherde der „Irredenta" auszumerzen oder einzuschränken und den Frieden, das Ziel der Befriedung, dadurch zu sichern, indem man in einem bestehenden Staate die Einheitlichkeit der Bevölkerung verstärkt. So kann auch die Anregung zur Umsiedlung

a) von einem Staate ausgehen, in dem die Minderheit eines Volkstums lebt, deren er sich entledigen will.

Dies war 1923 in der Türkei mit ihrer griechischen Minderheit der Fall. Es war ferner der Fall in Italien mit seiner in Südtirol ansässigen deutschen Minderheit. Das Ziel des deutsch-italienischen Abkommens vom 23. Juni 1939 ist im Paragraphen 1 des Abkommens vom 17. November 1939, Zusatz 9c, klar formuliert: Es handelt sich darum, zwischen den beiden Staaten in der Volkstumsfrage eine vollständige und endgültige Regelung zu finden. Die Regelung soll derart beschaffen sein, daß nach den auf Grund der Vereinbarungen vorgenommenen Umsiedlungen sich die Minderheitenfrage in Südtirol nie wieder stellen wird. Deutschland hat der Bereinigung der Alpengrenze zugestimmt. Es wollte, daß die politische Grenze zwischen Deutschland und Italien mit der Volkstumsgrenze übereinstimme. Wenn es auf diese wichtige machtpolitische Möglichkeit hinsichtlich seiner politischen Ziele jenseits der Alpen verzichtet hat, so geschah dies deshalb, weil es 1939 weitere Gebiete ins Auge gefaßt hatte, als Südtirol, oder, anders ausgedrückt, einen Zugang zur Adria auf deutschem Boden. Es geschah, um den geschmiedeten „Stahlpakt" zu stärken, der kurz zuvor durch den Bündnisvertrag vom 22. Mai 1939 vereinbart worden war[3].

[3] Ausführlicher darüber: „La Documentation Internationale politique juridique et économique, Paris 1939, Nr. 63.

War nicht außerdem die Entschädigung der Tiroler für die von ihnen verlassenen Güter mit italienischen Waren für Deutschland angesichts des bevorstehenden Krieges sehr nützlich?

Das italienische Interesse wird durch die Tatsache erklärt, daß die deutschen Minderheiten, selbst weit von den Grenzen des Reiches entfernt, für die beiden beteiligten Regierungen Anlaß zu ständiger Besorgnis gaben und einen Vorwand für eine mögliche deutsche Intervention boten. Andererseits stellte die Auswanderung der Deutschen Italien vor eine ziemlich schwierige wirtschaftliche Frage, denn die Entvölkerung der Gebirgsgegenden brachte schwer zu lösende Aufgaben mit sich.

b) Ferner kann der Wunsch zur Umsiedlung von dem Staate ausgehen, der seine Bevölkerung durch Teile seines eigenen Volkstums verstärken will, die sich in andern Staaten befinden.

Eben dies gilt 1912 für die Türkei bezüglich ihrer Minderheiten in den Balkanländern. Und eben diese Vorstellungen finden sich auch in dem rumänisch-türkischen Vertrag vom 4. September 1936. 1939 handelte Deutschland in derselben Absicht. Es suchte zunächst die dem Reich einverleibten polnischen Gebiete einzudeutschen, indem es die dort ansässigen Polen auswies. Sodann suchte es sich Menschenmaterial für die deutschen Armeen und für die deutsche Kriegsindustrie zu beschaffen; und schließlich bemühte es sich in den verschiedenen Ländern um Guthaben, indem es seine durch den Krieg angewachsenen Bedürfnisse durch beträchtliche Wareneinkäufe im Ausland deckte, die es dann mit den Gütern bezahlte, die jene aus diesen Gebieten umgesiedelten Menschen zurückgelassen hatten.

Infolge der deutsch-sowjetischen Vereinbarung von 1939 war die Besetzung der baltischen Staaten und Bessarabiens durch die Sowjetunion vorauszusehen, falls nicht bereits entschieden. Deutschland beeilte sich auch, diese Gebiete von seinen Volkszugehörigen zu räumen, vielleicht, um einen Streit mit der UdSSR zu vermeiden, vielleicht auch, um diesen Menschen die

besonderen Leiden zu ersparen, die ein deutsch-russischer Krieg für sie bedeutet hätte.
Deutschland wußte außerdem, daß die gewaltsame Aneignung dieser Gebiete durch die UdSSR die entschädigungslose Verstaatlichung des Grundbesitzes der Deutschen zur Folge hätte. Die Beseitigung dieses Besitzes schien demnach unumgänglich zu sein. Das mit der UdSSR verbündete Deutschland durfte hoffen, daß die letztere das Vertrauen, das Deutschland bei diesen Ländern besaß, vor ihrer Besetzung durch Rußland achten würde. Übrigens handelte es sich dabei um eine Annexion, die sich zu diesem Zeitpunkt nicht ohne deutsche Mitschuld vollziehen konnte.

Was die Sowjetunion anbelangt, so nahm sie die deutschen Vorschläge günstig auf, denn sie betrafen nur jene neuerdings eroberten Gebiete, die noch nicht in den sowjetischen Wirtschaftsraum eingegliedert waren. Das wirtschaftliche Durcheinander, das eine Umsiedlung mit sich bringt, berührte sie nur mittelbar; außerdem war es ihr nur recht, wenn die deutschen Minderheiten, die eben diese Grenzgebiete bewohnten, verschwanden, denn damit war es ihr möglich, sie durch Weißrussen oder durch Ukrainer zu ersetzen.

Die Folgen von Bevölkerungsumsiedlungen treffen sowohl den einzelnen, wie auch den Staat. Gehört die umgesiedelte Bevölkerung einer Minderheit des Staates an, aus dem sie ausgesiedelt wurde, so findet sie in ihrer neuen Heimat mehr Sicherheit und Freiheit. Im allgemeinen aber kann man nicht sagen, daß die Umsiedlung den einzelnen wirtschaftliche Vorteile bringt.

Was die Staaten angeht, so machen sich die Folgen von Umsiedlungen auf allen Gebieten des Lebens bemerkbar: Sie bedeuten eine Veränderung der wirtschaftlichen, der sozialen und bevölkerungsmäßigen Struktur u. a. m. Wurde die Umsiedlung aus Gründen des Volkstums durchgeführt, so ziehen sie daraus den Vorteil, eine einheitlichere Bevölkerung zu besitzen. Ihre politische und nationale Sicherheit wird dadurch vermehrt. Auf

der anderen Seite handelt es sich für den Staat, aus dem die Auswanderung geschieht, darum, eine soziale und wirtschaftliche Aufgabe zu bewältigen. Er muß die entstandenen Lücken wieder auffüllen. Ist die Umsiedlung der einzige Sinn, so steigen zur selben Zeit, in dem die Produktionsleistung des Landes zurückgeht, die Schulden gegenüber dem Staat, der die Bevölkerung aufgenommen hat. Aller Gewinn fließt demnach an diesen.

Es sollen hier nicht alle Wirkungen untersucht werden, die eine Massenumsiedlung im Gefolge hat; eine Frage, die ja überdies auch den Fachmann beträfe. Wir wollen uns darauf beschränken, ein oder zwei kennzeichnende Beispiele zu bringen, um damit die möglichen Folgen zu veranschaulichen, die eine derartige Bevölkerungsverlagerung für das Herkunftsland und für das Bestimmungsland mit sich bringt:

a) Was die wirtschaftlichen Folgen im Herkunftslande betrifft, so nehmen wir hierfür das Beispiel der deutschen Bevölkerung in Estland. Nach der Volkszählung von 1934 gab es dort 16 346 Personen deutscher Herkunft, die 1,5 % der Bevölkerung ausmachten. 10 % dieser Bevölkerung waren Bauern, während 47 % der Bevölkerung Estlands sich von den Erzeugnissen des Landes ernähren konnten. 28 % der Deutschen, die von der Industrie lebten, waren Großgrundbesitzer. Von den 150 großen industriellen Unternehmungen, die 26 369 Arbeiter beschäftigten, befanden sich 27 in deutscher Hand. Diese Betriebe beschäftigten 10 320 Arbeiter. Ihnen gegenüber hatten die 73 estischen Betriebe nur 8 513 Arbeiter aufzuweisen.

Diese Zahlen gestatten uns eine Vorstellung von der Verwirrung des wirtschaftlichen Lebens im Herkunftslande, denn die ausgesiedelten Personen vertraten einen wichtigen Teil des wirtschaftlichen Unternehmertums der Bevölkerung. Zum Vergleich möge man sich nur an die Schwierigkeiten erinnern, welche die Regierung in Ankara überwinden mußte, um den Unannehmlichkeiten entgegenzutreten, die durch den Abgang der griechischen Kaufleute, Seeleute, Bankbesitzer, Künstler und

Betriebsunternehmer aus Anatolien entstanden. 1926 mußte sie eine staatliche Gesellschaft gründen, um den Verlust an Unternehmergeist und Tätigkeitsdrang zu ersetzen. Dies aber geschah, wohlgemerkt, nur mit Rücksicht auf den Außenhandel.

b) Die Bedeutung einer Umsiedlung für die Bevölkerung und ihre Struktur im Aufnahmestaat soll hier am Beispiel Deutschlands gezeigt werden. Untersuchen wir bei den verschiedenen Gruppen von Einwanderern zunächst einmal den Altersaufbau. Gemäß der Volkszählung von 1939 waren die Kinder unter 14 Jahren mit 21,5 % vertreten. Dieselbe Altersstufe wies bei den Eingewanderten einen weit höheren Prozentsatz auf. Wenn es stimmt, daß er bei den Esten nur 15,2 % und bei den Letten 18,4 betrug, so bei den Eingewanderten aus dem Gebiet von Narew 25,9 %, bei denen aus Galizien 28,9 % und bei der bedeutendsten Gruppe, die aus Wolhynien kam, 37,7 %!

Dem entsprach, natürlich mit umgekehrten Vorzeichen, der Anteil der Bevölkerung über 65 Jahren. So war diese Gruppe in Deutschland mit 7,9 % der Bevölkerung vertreten. Bei den Einwanderern aus Estland betrug sie 14,1 %, bei denen aus Lettland 10,3 %, bei denen aus dem Raum von Narew 5,9 %, bei denen aus Galizien 3,8 %, bei denen aus Wolhynien indessen nur 3,5 %!

Diese Abweichungen haben ihren Grund darin, daß die Deutschen in den baltischen Ländern zu den sozial gehobenen Klassen gehörten, die allgemein kinderarm sind, während die Einwanderer aus den übrigen Gebieten Bauern waren, die in der Regel viele Kinder haben, bei denen aber die Sterblichkeitsziffer höher liegt.

Der Bevölkerungsanteil der Geschlechter ergab in Deutschland auf 1048 Frauen 1000 Männer. Bei den Einwanderern aus Estland waren es 1388 Frauen, bei denen aus Lettland 1248. Hier eine Tabelle der Einwanderer nach Angabe der Geschlechter:

Herkunftsland	Anzahl der eingewanderten Deutschen Gesamt	Männer	Frauen
Estland und Lettland	61 509	27 030	34 479
Wolhynien	64 554	31 801	32 753
Galizien	55 440	27 831	27 609
Gebiet von Narew	8 053	3 825	4 228

Der Anteil der verschiedenen deutschen Einwanderergruppen nach ihrer Tätigkeit ist in der folgenden Tabelle zusammengefaßt (Angaben in % der Gesamtbevölkerung):

Aufteilung der Bevölkerung (prozentual)	Deutsche aus				Bevölkerung Deutschlands (Volkszählg. von 1933)
	Estland u. Lettl.	Wolhynien	Galizien	Narew	
Berufstätige	48,8	55	57,1	49,6	49,5
Nicht berufstätige	10,4	2	1,1	4,3	8,9
Ehefrauen ohne Beruf	14,3	3,6	8,7	13,5	15,2
Andere Familienmitglieder ohne Beruf	26,5	39,4	33,1	32,6	26,4
Zusammen	100	100	100	100	100

Der große Anteil der alten Leute der estisch-lettischen Gruppe zeigt sich am hohen Prozentsatz der unbeschäftigten Bevölkerung; im Gegensatz dazu stehen die kinderreichen Bevölkerungsgruppen, bei denen ein bedeutender Teil der Familienmitglieder ohne Beruf ist.

Bei den Bevölkerungsgruppen mit einem starken bäuerlichen Anteil, bei denen die Frau auf dem Hofe arbeiten muß, und daher zur arbeitenden Bevölkerung gehört, ist der Prozentsatz der untätigen Bevölkerung ausgesprochen schwach, einmal auf Grund des geringen Anteils der alten Leute, sodann, weil es auf dem Lande Arbeit jeder Art und auch entsprechend der Leistungsfähigkeit eines jeden gibt.

Abschließend wollen wir noch den Anteil der tätigen Bevölkerung bei den verschiedenen deutschen Einwanderergruppen untersuchen. Während bei den baltendeutschen Einwanderern der Anteil der Bauern 20 % der beschäftigten Bevölkerung betrug, waren es in Deutschland 8,9 %, bei den Einwanderern aus Galizien dagegen 65,6 %, und bei denen aus Wolhynien 85,9 %. Dies entsprach völlig dem von Deutschland verfolgten Ziel, denn man wollte die Gebiete im Osten nicht mit Krautjunkern besetzen, die eine bäuerliche Fremdbevölkerung kommandierten, sondern mit einer starken deutschstämmigen Bauernschaft, die Eigentümer des Bodens war, den sie bebaute.

Dieses Ziel Deutschlands entsprach Erwägungen vorwiegend politischer Natur: Der Besetzung durch deutsche Truppen sollte eine Ansiedlung deutscher Bevölkerung beigeordnet sein. Man war sich dabei im Klaren darüber, daß die Berufszugehörigkeit der Auswanderer einen beträchtlichen Einfluß auf das wirtschaftliche Gefüge des Bestimmungslandes ausübe. Handelt es sich dabei um ein Land mit vorwiegend bäuerlicher Bevölkerung, so werden ihm die geistig arbeitenden Menschen, die Künstler und die Kaufleute unter den Einwanderern vermutlich in einigen Jahren ein stark verändertes wirtschaftliches Gefüge verleihen.

Ebenso verhält es sich mit den wirtschaftlich-sozialen Folgen der Umsiedlungen. Man braucht dabei nur an die landwirtschaftlichen Reformen, die besonders in Bulgarien durchgeführt wurden (hierzu die Gesetze vom 17. August 1920, vom 9. Mai 1921, und vom 1. August 1924) und in Griechenland zu denken (die Gesetze von 1919, 1920 und Gesetzeserlasse von 1923 und 1926), die den Zweck verfolgten, den in großen Mengen eintreffenden Einwanderern Boden zuzuteilen.

c) Was die Auswirkungen einer Umsiedelung auf das Volkstum angeht, so bringen wir hierfür das Beispiel Griechenlands: Betrachten wir zunächst die Anteile der jeweiligen Volkszugehörigkeit der Bevölkerung des griechischen Mazedonien in den Jahren 1912 und 1926:

	1912		1926	
Griechen	513 000	46,2 %	1 341 000	88,8 %
Moslems	475 000	39,4 %	2 000	0,1 %
Bulgaren	119 000	9,9 %	77 000	5,1 %
andere	98 000	8,1 %	91 000	6 %
zusammen	1 205 000	100 %	1 511 000	100 %

Wie man sieht, ist während dieses entscheidenden Zeitraumes von 14 Jahren der Anteil der Griechen auf mehr als das Doppelte gestiegen, während jener der Türken die annähernd 40 % der Bevölkerung ausmachten, auf 2 000 Personen gesunken ist. Es sind Moslems albanischer Herkunft, die von dem Austausch ausgeschlossen waren (vgl. S. 149).

Was die Bulgaren anbetrifft, so darf man nicht vergessen, daß der Unterschied beträchtlicher ist als es die Zahl von 42 000 Personen erkennen läßt, denn man muß die natürliche Vermehrung der Auswanderer in Rechnung stellen.

Für das gesamte griechische Gebiet finden wir in den Jahren 1920 und 1928 folgende Bevölkerungsanteile:

	1920		1928	
Griechen	4 470 000	80,75 %	5 822 000	93,83 %
Türken	770 000[1]	13,91 %	103 000[2]	1,66 %
Bulgaren	139 000	2,51 %	82 000	1,32 %
Albaner	18 000	0,32 %	20 000	0,32 %
Juden	65 000	1,17 %	70 000	1,13 %
Armenier	1 000	0,02 %	35 000	0,56 %
andere	73 000	1,32 %	73 000	1,18 %
zusammen	5 536 000	100 %	6 205 000	100 %

[1] Einschließlich von 300 000 Türken in Ostthrakien, das 1920 von Griechenland besetzt wurde.
[2] Ausschließlich aus Westthrakien.

In diesem Schaubild ist das Anwachsen der griechischen Bevölkerung besonders zu beachten. Sie hat zwischen 1920 und 1928 tatsächlich um 30 % zugenommen. Demgegenüber verringerte sich die türkische Bevölkerung, die 1923 auf griechischem Boden lebte, um fast 79 %.

Zwangsverpflanzung oder freiwillige Umsiedlung?

(Eine Aufgliederung der getroffenen Vereinbarungen)

Man hat gesehen, daß, vom juristischen Standpunkt aus betrachtet, die Vereinbarungen über eine „freiwillige Umsiedlung der Bevölkerung von jenen durch einen Abgrund getrennt sind, die eine „Zwangsumsiedlung" vorsehen.

Welcher Form soll man den Vorzug geben? Theoretisch gesehen geht es darum, zu bestimmen, was man unter einer erzwungenen oder einer freiwilligen Umsiedlung verstehen will. Wenn es darum geht, die Bevölkerung eines Staates durch die Rückführung von Minderheiten, die seinem Volkstum angehören und im Ausland wohnen, zu verstärken, so wird man dazu neigen, dies als eine freiwillige Umsiedlung zu bezeichnen, denn es liegt im Interesse des neuen Heimatstaates, daß nur diejenigen zurückkehren, die es aus eigenem Antrieb tun und die Hoffnung hegen, daß die neue soziale und politische Umwelt ihnen zusagen wird. Dieser Gesichtspunkt der Fragestellung ist in unsern Tagen ebenso wichtig, wie es im 17. und 18. Jahrhundert die religiöse Frage war. Man braucht nur an die Hunderttausende von vertriebenen Russen, Türken, Deutschen, Armenier, Assyrer, Spanier usw. zu denken, die zwischen den beiden Kriegen ihre Heimat verloren haben.

Wenn demgegenüber die Räumung eines Gebietes im höheren Interesse der europäischen Sicherheit als notwendig erachtet wird, so handelt es sich dabei um eine obligatorische Ver-

pflanzung. Es wäre wünschenswert, wenn die Nötigung zur Umsiedlung durch drei Einschränkungen begrenzt würde:

a) Die Nötigung zur Umsiedlung darf, abgesehen von einigen ganz besonderen Ausnahmefällen, nicht umfassend sein.
b) Sie darf, abgesehen von einigen ganz besonderen Ausnahmefällen, für den einzelnen nicht zwingend sein.
c) Dem Auswanderer soll die Wahl zwischen mehreren Ansiedelstaaten offen stehen.

Die Umsiedlung unter Druckmaßnahmen ist umfassend, wenn sie ausnahmslos auf alle angewandt wird, die hinsichtlich ihrer Person von den auf Seite 139 und hinsichtlich des Gebietes von den auf Seite 160 ausgeführten Bestimmungen betroffen sind. Eine derart allgemeine Anwendung der Zwangsmaßnahmen kann sich, abgesehen von einigen äußerst seltenen Fällen, nicht von dem Zweck her erklären lassen, den der Herkunftsstaat verfolgt. Einige Beispiele werden das besser veranschaulichen, als lange abstrakte Gedankengänge: Nehmen wir an, daß es der Zweck der Umsiedlung sei, im Grenzgebiet des betreffenden Staates die militärische Sicherheit zu gewährleisten. Warum soll man denn eine solche Minderheit vollständig vertreiben, wenn ihre verschiedenen Gruppen über das ganze Staatsgebiet hin verteilt, und einige von ihnen auf Grund ihrer geographischen Lage überhaupt nicht von Belang sind?

Nehmen wir an, daß es der Zweck eines Staates sei, sich von einer fremdvölkischen Minderheit zu befreien, weil diese seiner Ansicht nach irgendwelche Eigentümlichkeiten aufweist. Ist es da nicht offenkundig, daß diese Eigentümlichkeiten einigen Führern oder Mitgliedern einer Partei, oder einer Vereinigung zu verdanken sind, denen die große Mehrheit mit der Trägheit und Gleichgültigkeit der Massen gefolgt ist, so wie Schafe einem Hirten folgen? Ja es wäre geradezu ungerecht, wenn man Menschen vertreiben wollte, die stets eine gute Staatsgesinnung gezeigt haben.

Nehmen wir gar noch an, daß diese Bestrebungen in keiner Weise den Minderheiten zu verdanken sind, sondern irgendwelchen Angehörigen des Staates, dem die Minderheiten ihrem Volkstum nach zugehören, und die sich auf dem Boden des Gaststaates häuslich niedergelassen haben, warum sollte man dann alle Fremden vertreiben, wenn es genügen würde, die Zwangsausweisung dieser fremden Staatsangehörigen zu veranlassen?

Diese Einschränkungen könnten auch die Zeit als unterscheidendes Merkmal miteinbeziehen; so, wenn der betreffende Staat sich seines Erachtens nicht über die Alteingesessenen, sondern über alle diejenigen Personen (einer Minderheit) zu beklagen hätte, die seit einem bestimmten Zeitraum in ihm leben. Hierzu sei an den Artikel 2 der griechisch-türkischen Vereinbarungen vom 30. Januar 1923 erinnert, der von dem Bevölkerungsaustausch die griechische Bevölkerung Konstantinopels ausnahm, die vor dem 30. Oktober 1918 dort ansässig war.

Notwendig ist auch das in der Vereinbarung festgelegte Recht des Einzelnen oder gewisser Bevölkerungsschichten, sich dem Zwang zur Auswanderung zu entziehen. Diese Einschränkung ergibt sich für uns aus den Bestrebungen des Staates, die Satzungen der Minderheiten zu unterdrücken. Unserer Ansicht nach würde eine Verweigerung der Ausreise den völligen Verzicht auf die einer Volksminderheit angemessenen Sondersatzung bedeuten, beispielsweise den Verzicht auf die Minderheitensprache in der Verwaltung, in den Schulen, usw.; denn die Ausreiseverweigerung hätte dann für alle diese Menschen die Annahme des herrschenden Rechts in der Behandlung aller Bürger des betreffenden Staates zur Folge. Dieser hätte dann kein Interesse mehr daran, sie härter zu behandeln als die Bevölkerung, die in ihm die ethnische Mehrheit ausmacht. Ganz im Gegenteil würde er durch Gerechtigkeit und Gleichheit staatstreue Bürger aus ihnen machen.

Durch eine derartige Vereinbarung würden also in Zukunft alle barbarischen und unmenschlichen Folgen beträchtlich ver-

ringert werden, die eine erzwungene Umsiedlung notwendigerweise mit sich bringt.

Der Mensch und ganz besonders der Bauer hat eine tiefe Bindung an die Umwelt, in der er lebt, und die ihn ernährt. Die Geschichte der türkischen Moslems, die damals bei der Durchführung der griechisch-türkischen Vereinbarung lieber die christliche Religion annehmen als von ihrem Boden gerissen werden wollten, ist hierfür besonders lehrreich. Bedenkt man die tiefe Bindung, die die Mohammedaner an ihre Religion empfinden, so erscheint es angesichts der Tatsache, daß sie bereit waren, Gott um ihrer Heimat willen in der Weise der Ungläubigen anzubeten, doch möglich, daß es ihnen zumindest ebenso leicht gefallen sein dürfte, ebenso, wie sie gute Christen geworden waren, nun auch gute Griechen zu werden.

Das griechisch-bulgarische Abkommen von 1919 ist anfänglich bei den betroffenen Bevölkerungsschichten ebenso ausdrücklich auf Ablehnung gestoßen. Wären nicht Umstände eingetreten, die eine Massenauswanderung zur Folge hatten, so hätten sich kaum tausend Menschen zur vereinbarten Auswanderung entschlossen.

Wenn man der Zwangsumsiedlung diese Einschränkung in einem gewissen Maße zugesteht, so kann man sie der wahlfreien Umsiedlung annähern. Die erste Art der Umsiedlung gleicht sich der zweiten an, wenn man in die Bestimmung für freiwillige Umsiedlung eine Vereinbarung einführt, derzufolge sie im Falle des Verzichts auf die Umsiedlung auf die Vorrechte ihrer Minderheit verzichten müssen. Dies sind die tatsächlichen juristischen Folgen, die dann eintreten, wenn man es vorzieht im Land seiner Vorfahren zu bleiben und es ablehnt, zu handeln, wenn die Ausreise möglich ist[3].

Derartige Übereinkünfte stünden im Einklang mit den verhandelnden Parteien und würden Mißbräuche vermeiden, die

[3] Diese Folgerung ist dem Inhalt nach in den deutsch-italienischen Vereinbarungen vom 21. Oktober 1939 und vom 21. Dezember 1939 enthalten.

der zuständige Staat von seiten seiner Agenten und der des andern Vertragspartners duldet, denn in Wirklichkeit wäre, falls die Vertragspartner dies beabsichtigten, die freiwillige Umsiedlung ja erzwungen. Diese wollen indessen die Nötigung zur Umsiedlung nicht in aller Form zum Zwang machen, um nicht die öffentliche internationale Meinung zu empören. So hat der Rechtsberater der Türkei in seinem Gutachten vom 22. April 1919 zur Auslegung der türkisch-bulgarischen Vereinbarung vom 16. bis 29. September 1913 offiziell festgestellt, daß „das im Vertrag verfolgte Ziel im Geiste eines freiwilligen Bevölkerungsaustausches angestrebt wurde, daß jedoch der von der bulgarischen Regierung verfolgte Plan, die mohammedanischen Einwohner zur Auswanderung zu zwingen, die ottomanische Regierung dazu veranlaßt habe, mit Vorsicht zu handeln, und daß demzufolge die 15-Kilometerzone entsprechend dem Abkommen von Adrianopel von 1913 erweitert würde“[4].

Wir wollen hierbei den diplomatischen Euphemismus „mit Vorsicht zu handeln“ beachten. Tatsache ist, daß die ottomanischen Bürger bulgarischer Volkzugehörigkeit auf eine Entfernung von 90 km von der Grenze anstelle von 15 umgesiedelt wurden. Wir brauchen nicht weiter nachzuforschen, ob dieses „mit Vorsicht zu handeln“, eine Ursache oder eine Wirkung war. Tatsächlich ist der als „freiwillig“ vereinbarte Austausch unzweideutig erzwungen worden.

Weniger unmenschlich und brutal zeigt sich die Umsiedlung dann, wenn ein Staat den Wunsch äußert, seine zerstreuten Volksminderheiten zurückzuholen. Dies gilt jedoch nur, wenn der Staat, in dem die Minderheiten wohnen, die Rückführung nicht unter Druck ausführt. Ist dies nicht der Fall, so äußert sich das Zwanghafte einer solchen Umsiedlung oft in Überredung, Druck und Drohung; dennoch ist das einem direkten Zwange noch vorzuziehen. Man kann in den betreffenden Fällen die

[4] Zusatzartikel III/a. A. Antoniades: Die wirtschaftliche Entwicklung Thrakiens, Athen 1922, S. 180.

Bitten um Ausschluß von der Umsiedlung bewilligen. Tatsächlich kann sich auch der Druck nicht überall und nicht ständig durchsetzen. Wenn man dem einzelnen eine freie Entscheidung zugesteht, so muß es ihm ermöglicht sein, eine Abmachung zu annullieren, in die er zuvor „freiwillig" eingewilligt hatte ...

Dieser Gedanke lag dem Artikel 8 der griechisch-bulgarischen Vereinbarung vom 6. März 1922 zu Grunde, wonach die Erklärung zur Auswanderung erst zwei Monate nach der Veröffentlichung unwiderruflich sein darf. Hierbei ist zu bemerken, daß die Veröffentlichung dem Datum entsprach, an dem die Liegenschaften eingezogen wurden, was eine Verzögerung um mindestens sechs Monate bedeutete.

Den entgegengesetzten Gedanken bringt Art. 2 des deutsch-lettischen Vertrags vom 30. Oktober 1939 zum Ausdruck. Darin heißt es, daß die Bitte nicht zurückgezogen werden könne. Dies erlaubt uns, den „freiwilligen" Charakter der Umsiedlung im vollen Sinne seines rechtlichen Bezuges anzuerkennen.

Die Umsiedlung ist „freiwillig", wenn der Staat, aus dem die Umsiedlung erfolgt, Wert darauf legt, daß sie es sei, denn in dieser Hinsicht hat die vollzogene Entscheidung den Vorrang, ja sie ist praktisch unwiderruflich. Auch veranlaßt sie alle Beteiligten, die Entscheidung anzuerkennen.

Sind die beiden Verhandlungsteilnehmer in diesem Punkt der Frage verschiedener Ansicht, so wird derjenige, der auf die Betonung ihres freiwilligen Charakters Wert legt, niemals genügend Vorsichtsmaßregeln treffen können, daß sie es auch in der Tat sei. Im Grunde geschieht es auch nur, um eine internationale Kommission mit ihren ausgedehnten und wirksamen Vollmachten zu beschwichtigen. Es ist anzunehmen, daß dies gelingt. Voraussetzung hierfür ist allerdings, daß der Rücktritt der Abgeordneten der daran interessierten Partei die Tätigkeit der internationalen Behörde nicht außer Kraft setzt.

Die freie Wahl des Bestimmungslandes, diese dritte mögliche Milderung der Härten einer Umsiedlung, ist in den getroffenen Vereinbarungen bis heute noch nicht in wirksamer Weise ange-

wandt worden. Man kann leicht verstehen, daß die Betroffenen gerne die Wahl zwischen mehreren Bestimmungsländern hätten. In unserer Zeit ist die Freiheit der Gewissensentscheidung in der zivilisierten Welt im weitesten Sinne des Wortes anerkannt. Nun spielen ja im Leben der Menschen die politischen und sozialen Auffassungen eine Rolle ersten Ranges, und der zivilisierte Mensch, der heute gewisser elementarer Lebensbedingungen beraubt ist, hält sein Leben dann nicht mehr der Mühe wert. Es wäre demnach einfach unmenschlich, wenn man Leute, die ihr Land aus politischen, religiösen oder rassischen Gründen verlassen haben, dazu zwingen wollte, wieder dorthin zurückzukehren. Damit nun jedoch die Wahl im vollen Sinne des Wortes als frei gelten kann, denn andernfalls wäre es ja nur eine Vertreibung, sollte ein derartiges Abkommen entsprechende Vereinbarungen enthalten, um dadurch die wirtschaftlichen Interessen derjenigen Personen zu gewährleisten, die nicht mehr in ihre alte Heimat zurückkehren. Denn es wäre bloße Heuchelei, wenn man das Recht auf freie Wahl des Bestimmungslandes anerkennen und gleichzeitig die Betroffenen zwingen würde, unter Vereinbarungen über Einziehung ihrer Güter, also unter deren Verlust, in ihre Heimat zurückzukehren.

Vielleicht ließe sich die richtige Lösung dann erreichen, wenn man zuläßt, daß dem Auswanderer von einem dritten Staate die Genehmigung erteilt wird, sich in seinem Gebiet anzusiedeln. In diesem Falle könnte die Einziehung der Güter des Auswanderers zwischen diesem Staate und jenem geregelt werden, in dem die Güter liegen. Das Ganze müßte dann entsprechend den im Umsiedlungsabkommen vereinbarten Bestimmungen geregelt werden.

Diese mildernden Bestimmungen zur obligatorischen Umsiedlung könnten mit der Frage einer dichten Besiedlung anderer Erdteile durch die weiße Rasse verknüpft werden. Es sind dies Kontinente, für die eine entscheidende und wirksame Regelung ihrer Existenzfrage aufs engste mit einer Kräftigung der weißen Rasse verbunden ist. Sollten die zu besiedelnden Staaten infolge

dieser Einwanderung einigen Belastungen ausgesetzt sein, so wäre dieses Opfer dank der militärischen Sicherheit, die die neuen Siedler den menschenarmen Ländern, die nur Gegenstand der Begehrlichkeit ihrer Nachbarn sind, bedeuten würden, wieder weitgehend ausgeglichen.

Ist die Nötigung zur Umsiedlung kein bedingungsloser Zwang, so erscheint es angezeigt, auch für diejenigen eine wahlfreie Umsiedlung zu vereinbaren, die, dank des einschränkenden Vorbehalts, nicht unter die Zwangsbestimmungen fallen. Es liegt in der Tat im allgemeinen Interesse, allen, die es wollen, die Auswanderung zu gestatten. In dieser Weise sollte die erzwungene durch eine umfassende wahlfreie Umsiedlung verdoppelt werden. Dieser Gedanke liegt dem Artikel 16 des griechisch-türkischen Abkommens vom 30. Januar 1923 und dem Artikel 3 des bulgarisch-rumänischen Abkommens vom 7. September 1940 zu Grunde.

Man kann feststellen, daß beinahe sämtliche Abkommen die wahlfreie Umsiedlung der Bevölkerung vorgesehen haben. Denn sowohl der erste Artikel der griechisch-türkischen Vereinbarung vom 30. Januar 1923, in dem es heißt: „Der obligatorische Austausch der türkischen Rebellen ... sowie der griechischen Staatsbürger" wie auch all das Leid, das Unglück und die Willkür, mit denen die Durchführung, dieses Abkommens verbunden war, haben in der öffentlichen Meinung der zivilisierten Welt eine derartige Entrüstung hervorgerufen, daß man sich schließlich nicht nur enthielt, es öffentlich in dieser Weise vorzuschreiben, sondern, daß niemand für dergleichen verantwortlich sein wollte. Es scheint, als sei die Idee des freiwilligen griechisch-türkischen Bevölkerungsaustausches Dr. *Nansen*[5] und die der zwangsmäßigen Umsiedlung *Hamid Bey*, dem türkischen Abgeordneten auf der Friedenskonferenz von Lausanne, zu verdanken.

[5] Fridtjof Nansen, Polarforscher und Völkerbundskommissar für Flüchtlingsfragen.

Seitdem haben sich indessen nicht nur Verfechter der Zwangsumsiedlung[6] gefunden, sondern es bestehen darüber hinaus auch zwei Vereinbarungen, die sie vorgeschrieben haben. Dies sind das deutsch-italienische Abkommen vom 23. Juni 1939 und der bulgarisch-rumänische Vertrag vom 7. September 1940. Die Tragweite dieser beiden Vereinbarungen ist jedoch in jeder Hinsicht nicht so groß, wie die des griechisch-türkischen Abkommens vom 23. Januar 1923.

Hatte die griechisch-türkische Vereinbarung von 1923, nachdem sie laut Artikel 1 für den Austausch aller Türken griechisch-orthodoxer Religion und aller Griechen mohammedanischer Religion, die auf den Gebieten der Türkei und Griechenlands ansässig waren, den Zwang zum Grundsatz erhob, auch Ausnahmen vereinbart, so hantiert der bulgarisch-rumänische Vertrag vom 7. September in seltsam schillernder Weise mit den Begriffen Zwang und Freiheit. Zunächst bestimmt er die allgemeine Grundlage, die er nach gebietsmäßigen Gesichtspunkten umgrenzt: „Bis zur Dobrudscha" soll der Austausch der Bevölkerung bulgarischer, bzw. rumänischer Herkunft unter Zwang vorgenommen werden. Der wahlfreie Austausch erstreckt sich jedoch laut Artikel 1 auf weitere Gebiete der beiden Länder.

Indessen sei festgestellt, daß dieser freie Austausch nicht ohne Einschränkung gilt. Tatsächlich ist hierfür laut Art. 1 Abs. 3/4 vorgesehen, daß jeder der beiden Staaten die zwangsmäßige Auswanderung einer Zahl von Personen aus dem anderen beschließen kann, die derjenigen der wahlfreien Umsiedler aus seinem eigenen Gebiet gleichkommt. Diese eigentümliche Vereinbarung kann man aus dem Wunsch nach Aufrechterhaltung des Gleichgewichts zwischen den beiden Staaten erklären, denn es sollte ein Gleichgewicht an Personen und Gütern herrschen. Die Vermutung liegt nahe, daß jene Regierung, die auf Grund dieser Vereinbarungen das Recht zur Wiederherstellung

[6] B. Lavergne: Année politique française et étrangère, Paris 1939, November, S. 233 ff.; N. Polits: Politique étrangère, Paris, 1940, April, S. 83 ff.

des Gleichgewichts hat, durch ihren Beschluß zur Zwangsauswanderung denjenigen Personen den Vorzug geben wird, deren Besitzungen einen Ausgleich zu denen bilden, die die aus dem andern Staat eingewanderten Menschen verlassen haben.

Kann man einer solchen Verfügung zustimmen? In der Theorie zweifellos. Sie entspricht dem Geist der für den Bevölkerungsaustausch geschaffenen Einrichtung. In der Praxis pflegt man jedoch auf Grund der menschlichen Unzulänglichkeiten Vorbehalte zu machen. Wieviel Drohungen, Betrügereien und Ungewißheiten werden nicht die Betroffenen belasten, aus deren Mitte man die Ergänzung der Umsiedler bestimmt?!

Was die dritte Vereinbarung, das deutsch-italienische Abkommen vom 21. Oktober 1939 angeht, so enthält auch sie Festlegungen, die indessen anderer Art sind als jene des bulgarisch-rumänischen Vertrags von 1940. Das deutsch-italienische Abkommen betrifft die Umsiedlung von deutschen Staatsangehörigen und Personen deutscher Herkunft, die in dem im Abkommen bestimmten Gebiet (S. 164) wohnen. Während nun bei der zweiten Personengruppe die Umsiedlung wahlfrei ist, so ist sie nach § 7 für die deutschen Staatsangehörigen obligatorisch.

Nun ist, wie sich zeigen wird, die in den verschiedenen Abkommen vereinbarte wahlfreie Auswanderung noch nicht völlig gewährleistet. Wir denken hierbei an zwei Personengruppen:

1. Zur Aufrechterhaltung der Einheit der Familie verfügt der Wille ihres Oberhauptes oder dessen legalen Vertreters über andere Familienmitglieder sowie über Personen, die sich unter seinem Schutz oder unter seiner Fürsorge befinden. Diese ausgedehnte Wirkung des Familienoberhauptes oder dessen gesetzlichen Vertreters gilt auch bei der Entscheidung über die Auswanderung aus einem Gebiet. Wir werden auf diese Frage noch zurückkommen.

2. Die Umsiedlung kann der Wirkung nach noch eine weitere Personengruppe umfassen, für welche die Umsiedlung gleichermaßen zwangsläufig ist. Es sind jene, die der auswandernden Gemeinschaft zur Last fallen.

Diese Vereinbarungen sind verständlich, da es sich darum handelt, die passiven Teile der Bevölkerung zusammen mit den stimmberechtigten umzusiedeln. Einige Verfügungen haben dem Herkunftsland ausdrücklich das Recht eingeräumt, Menschen ohne Beruf oder nachweisbares Einkommen, Geisteskranke und ähnl. in den neuen Heimatstaat umzusiedeln. In diesem Zusammenhang sei auch die griechisch-türkische Vereinbarung vom 21. Juni 1925, Zusatzartikel VI b 5, erwähnt, worin zugestanden wird, daß etwa 120 „nicht austauschbare" Griechen und Türken ohne Beruf, Vermögen oder Mittel zum Unterhalt miteinbezogen werden könnten. Der in seiner Art einmalige deutsch-bulgarische Vertrag vom 22. Januar 1943 sieht ausdrücklich die Umsiedlung von Personen deutscher Herkunft aus Bulgarien vor, die innerhalb der Bevölkerung den passiven Teil darstellen.

Aufgliederung der Vereinbarungen

Auf Grund dieser Einschränkungen, die vom rechtlichen und wirtschaftlichen Gesichtspunkt und von der Vernunft her gerechtfertigt sind, lassen sich die Umsiedlungsabkommen auf Grund der Vereinbarungen — nicht auf Grund ihrer Durchführung — in vier verschiedene Klassen einteilen:

Unter diesen vereinbart die erste ganz offensichtlich Zwangsmaßnahmen; bei der zweiten sind diese verheimlicht, sie ergeben sich jedoch aus dem Ganzen; bei der dritten Klasse sind sie geheim, als solche wenigstens erweist sie der Geist des Abkommens, so sind beispielsweise die Art und Weise der Anwendung derart beschaffen, daß der Einzelne nicht in der Lage ist, sich dem Herdentrieb der Gesamtheit zu entziehen; in der vierten Gruppe schließlich läßt die im Abkommen vereinbarte Freiheit nichts zu wünschen übrig.

Wir betonten oben „Auf Grund der Vereinbarung und nicht auf Grund ihrer Anwendung". Das will besagen, daß diese Abkommen bei der Durchführung nicht nur dem Geist sondern auch dem Buchstaben nach mißachtet worden sind.

Stützt man sich jedoch auf den Sinn der Vereinbarungen, so kann man die Abkommen in folgende vier Klassen einteilen:

a) Das griechisch-türkische Abkommen vom 30. Januar 1923, das deutsch-italienische Abkommen vom 21. Oktober 1939 sowie das griechisch-bulgarische vom 7. September 1940 gehören zur ersten Gruppe. Der Zwang zur Umsiedlung ist eindeutig vereinbart. Es bestehen jedoch sowohl hinsichtlich des Raums (S. 160) wie auch hinsichtlich der Bevölkerung (S. 139) gewisse Einschränkungen.

b) Der türkisch-bulgarische Vertrag vom 16. — 29. September 1913 gehört der zweiten Gruppe an. Der Zwang zur Umsiedlung ist geheimgehalten. Wenn die vertragschließenden Parteien „darin übereinstimmen den wahlfreien Austausch der genannten Volksgruppen zu erleichtern", so vereinbaren sie, daß „der Austausch jeweils dörferweise vollzogen wird". Die günstigste theoretische Anwendung des Ausdrucks „wahlfreier Austausch" bestand darin, daß man die betreffenden Dörfer deswegen befragte. Demnach hätte die Mehrheit der Dorfbewohner der Minderheit ihren Willen und damit den Zwang zur Auswanderung aufgedrängt. Diese diplomatische Finte enthält auch keinerlei Bestimmungen hinsichtlich der Erklärungen Einzelner und ihrer Tragweite. Man konnte nachher in der Tat feststellen, daß Häuser, ja sogar ganze Dörfer besetzt, ihre Einwohner von den Flüchtlingen vertrieben wurden und die Auswanderer (dergestalt) auf die andere Seite der Grenze gelangten.

c) Das deutsch-estische Protokoll vom 15. Oktober 1939 scheint der dritten Gruppe anzugehören. Der Zwang zur Auswanderung ist geheim gehalten. Dieses Protokoll räumt in der Tat das Recht ein, die estische Nationalität aufzugeben, aber der hierfür nötige Antrag kann nur von der Gesamtheit gestellt werden. Bekanntlich fällt es ja auf Grund der massenpsycholo-

gischen Erfahrungen dem Einzelnen schwer, Widerstand zu leisten, besonders wenn es sich um einen Deutschen handelt, bei dem Herdentrieb und Disziplin stark entwickelt sind[7].

Auch der deutsch-lettische Vertrag vom 30. Oktober 1939 ist dieser dritten Gruppe angenähert. Hier hat der Einzelne die Möglichkeit, einen Antrag zu stellen. Er kann jedoch einmal gestellt, nicht mehr zurückgezogen werden. Auf diesem Wege wollten die deutschen Verhandlungspartner erreichen, daß der unter Druck gestellte Antrag erst dann zurückgezogen werden kann, wenn die Beeinflussung, Aufwiegelung und Bedrohung aufgehört und der Betroffene seine Entscheidungsfreiheit wiedererlangt hätte, ihn nach einiger Überlegung rückgängig zu machen.

Ebenso gehören zu dieser Gruppe alle Abkommen, in denen der Aussiedelstaat die Erlaubnis erteilt, daß ständige oder für den Zweck der Aussiedlung bestellte Organisationen von seiten des Staates, dem die Volksgruppen ethnisch zugehören, sich in den Verlauf der Aussiedlungsbewegung einschalten, um die dementsprechende Willensbekundung der betroffenen Volksgruppen anzuregen oder anzuordnen. Dies war der Fall in den Vereinbarungen mit den beiden baltischen Staaten, in welchen den örtlichen Verbänden der Nationalsozialistischen Partei das Recht zur Einmischung zugestanden wurde; ferner in § 5 des deutsch-italienischen Abkommens vom 21. Oktober 1939, worin die Schaffung eines Amtes für Rückführung und Auswanderung von Deutschen mit all seinen verzweigten Dienststellen vorgesehen war. Schließlich gehören hierzu die deutsch-sowjetischen Vereinbarungen, wonach es hauptsächlich deutsche Bevollmächtigte waren, denen die Betroffenen ihre Erklärung zur Auswanderung abgeben sollten. Ebenso durchzogen in Anwendung des Abkommens vom 3. November 1939 300 Beauftragte aus

[7] Auf Grund der Anwendung dieses Protokolls verließen etwa 75 % der Deutschen Estland. Die restlichen 25 % gingen auf Grund des deutsch-sowjetischen Abkommens vom 10. Januar 1941.

Deutschland Wolhynien, Galizien sowie das Gebiet von Narew und suchten dort alle Deutschen auf, um sie aufzufordern, anzuregen und in sie zu dringen, doch ja ihre Heimstätten zu verlassen. Es handelte sich nicht einfach darum, jene Deutschen aufzufinden, die in den kleinen Städten und Dörfern wohnten, sondern es mußten auch diejenigen aufgesucht werden, die ganz vereinzelt in Tälern und auf Bergen wohnten. Das alles geschah bei einer Kälte von 45 Grad, bei tiefem, meterhohem Schnee und in großer Eile, denn die Umsiedlung sollte innerhalb von 6 Wochen vollzogen sein[8].

d) Die Mehrzahl der Vereinbarungen gehört der vierten Gruppe an. So die englisch-türkische Vereinbarung vom 17. Mai 1817, worin von Einwohnern die Rede ist, „die die Absicht zur Auswanderung hätten". Von seiten der Türkei lag hierbei eher das Bedürfnis vor, sie zurückzuhalten, während England uninteressiert war. Die Willensbekundung der Parguinoten sollte aus eigenem Antrieb und freiwillig erfolgen.

In ihrer Vereinbarung vom 27. November 1919 gestanden Griechenland und Bulgarien den Betroffenen „das Recht zur Auswanderung in ihre jeweiligen Gebiete" zu und bemühten sich, die Ausübung des vorgesehenen Rechtes zu „erleichtern". Damit nun aber diese Staaten bei Durchführung dieser Vereinbarungen das Recht zur Auswanderung bei den Betroffenen nicht allzusehr erleichterten, vereinbarten sie in Artikel 10 der Regelung vom 6. März 1922, daß die gemischte Behörde „das Recht auf freie und unbeeinflußte Entscheidung zur Auswanderung" überwachen sollte, damit „auf niemanden irgendein Druck ausgeübt werde, jemanden an der Auswanderung zu hindern oder jemanden gegen seinen Wunsch zum Auswandern zu veranlassen". Auch sei es vorzuziehen, wenn man die Formulierung „die unterzeichneten Parteien hindern die Betroffenen nicht daran, die Vereinbarungen des Abkommens anzuwenden"

[8] Bücher der Heimkehr: Der Treck der Volksdeutschen aus Wolhynien, Galizien und dem Narew-Gebiet, Berlin, 1941, S. 19.

gebrauche. Die rechtlichen Folgen dieser Vereinbarung unterscheiden sich von jener, in der die unterzeichneten Parteien sich darum bemühen, den Betroffenen beim Verlassen des Landes „keine Schwierigkeiten zu verursachen" oder „sie dabei nicht zu behindern"; denn dadurch verpflichten sich die unterzeichneten Parteien, die Ausreisenden aus keinem auch nur möglichen Grunde, wie beispielsweise Schulden gegenüber dem Staat, Verurteilung oder Verpflichtung zum Wehrdienst am Verlassen des Landes zu hindern.

Ebenso bestimmt die türkisch-rumänische Vereinbarung vom 4. September 1936, daß die Betroffenen von den Vereinbarungen des Abkommens (Art. 2) freien Gebrauch machen können, und nichts im Texte des Abkommens schließt dessen Zugehörigkeit zur vierten Gruppe aus. Dasselbe gilt für die italienisch-jugoslawische Vereinbarung vom 1. März 1939, in der, in ähnlicher Weise wie in der türkisch-rumänischen, die Wahlfreiheit vereinbart wird.

Auch § 1, Absatz 1 der deutsch-kroatischen Vereinbarung vom 12. November 1941 bestimmt ausdrücklich, daß es den Betroffenen freigestellt sei, nach Kroatien auszuwandern, wenn sie es wollten, und daß sie in keinem Falle dazu gezwungen würden.

Ganz allgemein gesagt, scheint es im Interesse aller zu liegen, daß man sich klarer und einwandfreier Formulierungen bedient. Bestehen Zwangsmaßnahmen, so sollen diese ohne Verschleierung bestimmt werden. Die Freiheit soll indessen, soweit dies immer möglich ist, in entsprechender Weise gesichert werden, wobei zu bemerken ist, daß dies durch die Anwesenheit einer neutralen Behörde zu geschehen hat, der der Betroffene dann persönlich sein Aussiedlungsgesuch zu überbringen hätte. Dieses sollte vor Beginn der Aussiedlung widerrufen werden können, denn die Geschäfte, die zu diesem Zweck oder für den Verkauf des Besitzes unternommen wurden, rechtfertigen nicht die Festsetzung eines mehr oder minder kurzen Zeitraums, der an sich illusorisch bleiben könnte.

Der rechtliche Charakter der internationalen Umsiedlungsvereinbarungen

Das Studium der internationalen Umsiedlungsvereinbarungen zeigt, daß vom rechtlichen Standpunkt aus vor allem drei Besonderheiten zu beachten sind. Es sind dies

1. Die der Ratifizierung zu Grunde gelegten internationalen Vereinbarungen. Bekanntlich ist innerhalb der internationalen Rechtsordnung der Titel[9] des zwischenstaatlichen Abkommens ohne Belang, ganz gleich, ob es sich um einen Vertrag, eine Vereinbarung, eine Anordnung oder um sonst eine Verfügung handelt. Sie alle sind den für ihre Rechtsgültigkeit erforderlichen Formalitäten unterworfen. Ebenso ist bekannt, daß für die Gültigkeit eines internationalen Abkommens die Ratifizierung einschließlich der Veröffentlichung unerläßlich ist. Im allgemeinen machen davon nur bestimmte Abkommen eine Ausnahme, deren Gegenstand gewissermaßen ergänzender Natur ist, so beispielsweise:

a) wenn man übereinkommt, daß Vereinbarungen, deren Laufzeit sich ihrem Schlußtermin zuneigt, weiterhin gewisse Zeit in Kraft bleiben sollen.
b) wenn es sich darum handelt, gewisse, in Kraft befindliche Vereinbarungen näher zu bestimmen, oder
c) Ausführungsmaßnahmen,
d) Maßnahmen zur Vorbereitung oder
e) vorläufige Maßnahmen zu treffen oder
f) rein technische Anordnungen hinsichtlich der Post, der Eisenbahn usw. zu vereinbaren, oder
g) irgendeine Angelegenheit, beispielsweise eine Rückgabevereinbarung rasch durchzuführen.

[9] L'intitulé de l'accord ...

Selbstverständlich gehören Vereinbarungen über die Umsiedlung einer Bevölkerung keiner der genannten Ausnahmen an. Sie betreffen eine der Grundlagen des Staates: die Bevölkerung.

Derartige Abkommen vermehren oder vermindern die Zahl der Einwohner, wobei sie die volksmäßige Zusammensetzung der Bevölkerung verändern. Sie erfordern staatliche Ausgaben usw. Ihre Durchführung kann nicht unmittelbar vollzogen werden. Ihr wichtigstes Kennzeichen ist die Billigung ihres Inhalts durch die dafür vorgesehenen staatlichen Stellen. Die Nichtbeachtung dieser Regel[10] macht sie vom rechtlichen Standpunkt aus ungültig.

Wir können feststellen, daß Deutschland es unterlassen hat, die von ihm beschlossenen Umsiedlungsabkommen auch in Vereinbarungen zu regeln und somit grundsätzlich gegen die formalrechtlichen zwischenstaatlichen Gepflogenheiten verstoßen hat. Gab es hierbei Ausnahmen, wie im Falle von Estland, Lettland und Ungarn, so deshalb, weil die Staaten Wert darauf legten, daß diese Fragen in dieser Weise geregelt und entsprechend ihrer Verfassung gebilligt wurden[11]. Dies geht sehr klar aus Art. 5, Abs. 2 des deutsch-estischen Protokolls vom 15. Oktober 1939 hervor. Man findet hier die für das internationale Recht außergewöhnliche Vereinbarung, nach der das Protokoll nur von estischer Seite zu unterzeichnen sei, um dann von deutscher Seite förmlich veröffentlicht zu werden. Die klassische Form und Praxis sehen hier, wie es Artikel 23 des deutsch-lettischen Vertrages vom 30. Oktober 1939 zum Ausdruck bringt, den Austausch von Ratifizierungsurkunden vor.

Deutschland war der Ansicht, daß die Umsiedlungsabkommen verwaltungsmäßiger oder technischer Natur waren, und daß sie daher zu ihrer Durchführung nicht die Billigung der ordnungsgemäß dafür vorgesehenen Behörden bedurften.

[10] Frz. „règle" auch mit Formalität wiederzugeben.
[11] Zur Darstellung der Gründe vgl. Zusatzart. XX a.

Tatsächlich bestimmten denn auch die hervorragendsten Persönlichkeiten der Regierung, vielleicht in mündlicher Vereinbarung, diesen Vertrag in seinen Grundzügen. Die Ausführungsbestimmungen wurden von den Verwaltungsbehörden unterzeichnet. Das klassische Beispiel dafür liefert das deutsch-italienische Abkommen, das am 23. Juni 1939 in Berlin unterzeichnet wurde und nie veröffentlicht worden ist. Auf seiner Grundlage ist in Rom eine ganze Reihe von Vereinbarungen ausgehandelt worden, die in der Regel vom deutschen Generalkonsul in Mailand und dem italienischen Präfekten in Bozen unterzeichnet wurden.

Der Grund für die Geheimhaltung des deutsch-italienischen Abkommens besteht in der Preisgabe dieses stets als deutsch betrachteten Gebietes. Das Schweigen hinsichtlich des russisch-deutschen Abkommens hingegen erklärt sich durch den Verzicht der Berliner Regierung auf die wirtschaftlichen Interessen der umgesiedelten Personen auf sowjetischem Boden. Wenn es jedoch eine Entschädigung gab, so war diese unbedeutend, zumindest aber höchst ungewiß. Die öffentliche Meinung in Deutschland jedenfalls hätte ein derart einseitig-ungerechtes Abkommen zwischen Verbündeten niemals begreifen können. Wenn Deutschland seine Einwilligung gab, für die Wiedergewinnung seiner Minderheiten diesen Preis zu bezahlen, so deshalb, weil sie diese mit eingezogenem polnischen Besitz reichlich entschädigen konnte. Außerdem wäre eine Regelung nur möglich gewesen, wenn Moskau wirklich seine Einwilligung zur völligen Entschädigung für den Verlust des im kommunistischen System gar nicht zugelassenen privaten Grundbesitzes gegeben hätte. Deutschland hielt es für zweckmäßiger, mit den Feldarbeiten auf den reichen polnischen Böden möglichst rasch zu beginnen. Auch hätte die wertmäßige Rückerstattung der verlassenen Besitzungen lange Jahre in Anspruch genommen, während sie jetzt durch Waffengewalt durchgesetzt werden konnte.

Man mag sich fragen, ob nicht die Hast, mit der die Räumung der sowjetischen Zone Polens vollzogen wurde, sowie die Ge-

heimhaltung der Umsiedlungsbedingungen in der deutschen Öffentlichkeit die ersten Anzeichen waren, die den stets mißtrauischen Herrschern in Moskau die deutschen Absichten verrieten.

2. Das zweite Merkmal dieser Vereinbarungen ist, daß sie bei der Regelung der Güterfragen, der Rechte, sowie der Interessen der Umsiedler bzw. Ausgewanderten Rückwirkungen gezeigt haben. Während jene Vereinbarungen, die die Umsiedlung von Personen regeln, ihrem Wesen nach juristische Fragen für die Zukunft aufwerfen, beziehen sich jene, die die von den Umsiedlern zurückgelassenen Güter, Rechte und Interessen betreffen, auf ehemalige Rechtsverhältnisse und haben demnach rückwirkende Bedeutung.

Deshalb besteht der Zweck der Umsiedlungsabkommen darin, eine strittige Frage zwischen zwei Staaten zu regeln, die durch das Vorhandensein derartiger Minderheiten auf einem der beiden Gebiete entstanden ist. Infolge der Ereignisse, die im allgemeinen als Krieg in Erscheinung traten, waren die Angehörigen dieser Minderheiten um ihrer Zukunft willen gezwungen oder haben es sonstwie zweckmäßig gefunden, ihre Heimat preiszugeben, wobei sie fast ihren gesamten Besitz zurückließen. Die Regelung der Minderheitenfrage zwischen zwei Staaten konnte nicht zufriedenstellend sein, wenn sie keine diesen Fragen angemessene Lösung mit sich brachte. Davon abgesehen entspricht es nicht den rechtlichen Vorstellungen unserer Zeit zuzulassen, daß jemand seinen Besitz verliert, weil er ihn auf Grund eines einschneidenden Ereignisses preisgeben mußte und ihn nun infolge der internationalen Lage nicht mehr zurückerhalten kann. Ferner gibt es Vereinbarungen, die ausschließlich die Frage des von den Flüchtlingen verlassenen Besitzes regeln, ohne die Umsiedlung irgendeiner Volksgruppe zu behandeln. Hierzu sind die deutsch-ungarischen Abkommen vom 29. Mai 1940 und 16. Oktober desselben Jahres zu erwähnen, die die von den tschechischen Staatsangehörigen verlassenen Besitzungen betreffen.

Die Auswirkung des Umsiedlungsabkommens wurde in Artikel 12 der griechisch-bulgarischen Vereinbarung vom 27. November 1919 vertraglich geregelt. Sein Wortlaut ist ziemlich unbestimmt formuliert. Indessen bringt der Artikel 7 § b der Regelung vom 6. März 1922 seine Absicht besonders in der Regelung der Fristen klar zum Ausdruck. So konnten sich jene Personen, für deren Auswanderung der Stichtag vom 18. Dezember 1900 maßgebend war, die Vereinbarung in derselben Weise zunutze machen wie diejenigen, die anderen Bedingungen unterworfen waren, auf die wir noch im dritten Teil zu sprechen kommen. Die Rückwirkung dieser Übereinkunft erstreckte sich also auf einen Zeitraum von mehr als zwanzig Jahren.

Der Artikel 3 der griechisch-türkischen Vereinbarung vom 30. Januar 1923 bestimmt als Stichtag den 12. Oktober 1912. Es ist der Tag, an dem der erste Balkankrieg begann. Da nun diese Übereinkunft den Zwangsaustausch der Bevölkerung vorsieht, und da es sich dabei um eine außergewöhnlich harte Bestimmung handelt, so folgt daraus, daß bei ihrer Auslegung kein Zweifel entstehen durfte, so daß in den ungeregelten Fällen das ortsübliche Recht[12] angewendet werden konnte. So wurden auch jene, die vor dem 18. Oktober 1912 die griechischen oder türkischen Gebiete verlassen hatten, deren Bevölkerung aus Türken bzw. Griechen bestand, und die folglich dem Austausch unterworfen waren, als „nicht austauschbar" erachtet, und somit von den Verfügungen der Vereinbarung nicht betroffen. Der Sinn dieser Sonderbestimmung zeigt sich, wenn man in Betracht zieht, daß diese Leute sich das Recht auf die Rückkehr in ihr Herkunftsland bewahrten. Desgleichen bewahrten sie sich das Recht auf die freie Verfügung über ihre Besitztümer in dem betreffenden Gebiet; Rechte also, die den für den Austausch zugelassenen Personen verweigert wurden. Die Erklärung Nr. 9 vom 24. Juli 1923, Zusatzartikel IV a, be-

[12] = le droit commun.





oben: Völkerwanderung einer grauen Zukunft entgegen. Die Kinder, die sie überlebten, werden das nie vergessen können.

unten: Am Anfang schleppt man noch vieles mit, am Ende nichts mehr.





oben: Wer nicht mehr laufen kann, ist verloren. Das letzte Fuhrwerk fällt auch bald aus.

unten: Der letzte Rest der Habe, hundertmal geplündert und durchwühlt.

stätigt diese Art der Auslegung. Sie wurde „auf der Grundlage der Gegenseitigkeit" zugunsten der griechischen Eigentümer abgegeben, welche die Türkei vor dem 18. Oktober 1912 verlassen hatten, oder sich während der ganzen Zeit außerhalb der Türkei aufhielten. In der Folgezeit hat dann die Vereinbarung vom 10. Juni 1930 die Verfügungen der Erklärung Nr. 9 von 1923 aus praktischen Gründen abgeändert.

Die beiden Vereinbarungen, die auf diesem Gebiet als Schulbeispiele gelten können, zeigen den Nutzen und in gewissen Fällen auch die Notwendigkeit, die eine rückwirkende Regelung der Umsiedlungsbestimmungen mit sich bringt; denn eine solche Regelung kann die vertragliche Ordnung oder die tatsächliche Lage, die für den Betroffenen zu ungerecht sind, durch eine gewisse Milderung erträglich machen. Die Festlegung des Stichtages ist vom jeweiligen Sachverhalt[13] abhängig. So hat die griechisch-türkische Vereinbarung von 1923 bestimmt, daß die Personen, die die betreffenden Gebiete vor Ausbruch des griechisch-türkischen Krieges von 1912 verlassen hatten, und deren Abwesenheit daher mit den politischen Veränderungen nichts zu tun hatte, von den in der Vereinbarung von 1923 beschlossenen harten Maßnahmen nicht betroffen werden sollten. Demgegenüber bietet die griechisch-bulgarische Vereinbarung von 1919 den Betroffenen eine Vergünstigung. Man hielt es für richtig, bei den fraglichen Personen bis zum Jahr 1900 zurückzugehen, um ihnen die Vergünstigung zu gewähren.

Artikel 3 des bulgarisch-rumänischen Abkommens vom 7. September 1940 nennt als Stichtag den 15. Juni 1940. Zu diesem Zeitpunkt hatte die Spannung zwischen den beiden Ländern einen solchen Grad erreicht, daß es angemessen war, die Vergünstigung des Abkommens auf Personen auszudehnen, die von da an die Dobrudscha verlassen hatten.

Demgegenüber dehnt Artikel 19 der türkisch-rumänischen Vereinbarung vom 4. September 1936 die Vergünstigungen

[13] Question d'espèce, auch mit „Ermessensfrage" zu übersetzen.

seiner Bestimmungen ohne zeitliche Einschränkungen auf alle diejenigen aus, die vor Abschluß des Abkommens nach der Türkei ausgewandert waren. In Wirklichkeit bedeutet das nur, daß man bis zu den Jahren 1924/25 zurückgeht. Bis dahin waren nämlich die zwischenstaatlichen Beziehungen im allgemeinen, besonders aber die Lage in der Türkei, nicht dazu angetan, in dieses Land auszuwandern.

Der Artikel 20 des deutsch-lettischen Zusatzprotokolls vom 30. Oktober 1939 enthält gleichermaßen eine rückwirkende Vereinbarung. Es handelt sich dabei jedoch nur um die Zeitspanne von einigen, dem Vertragsabschluß vorausgehenden Wochen.

3. Das dritte Merkmal dieser Vereinbarungen besteht darin, daß sie selbst ihrer Form nach nicht zwangsläufig eine Gegenseitigkeit vereinbaren. Indessen spielt in zwischenstaatlichen Beziehungen die Gegenseitigkeit bekanntlich eine bedeutende Rolle. In rechtlicher Hinsicht ist sie der Gleichberechtigung der Staaten angenähert; und dementsprechend werden auch die Vereinbarungen formuliert. Im allgemeinen legen die Texte für die unterzeichneten Parteien dieselben Verpflichtungen fest, so daß in Wirklichkeit keinem der beiden ein Vorteil oder eine Last daraus erwächst.

Auf Grund der Verhältnisse hat man bei der Bevölkerungsumsiedlung oft auf den Vorbehalt der Gegenseitigkeit verzichten müssen, weil Volkstumsminderheiten nur in einem der beiden Staaten auszusiedeln waren. Ferner zerfallen die Vereinbarungen in zwei verschiedene Gruppen, je nachdem die Umsiedlung nur vom einen nach dem anderen Staat oder wechselseitig zwischen beiden Staaten vollzogen wird. Im letzteren Falle spricht man von Bevölkerungsaustausch.

Zur ersten Gruppe, d. h. zur einseitigen Bevölkerungsumsiedlung, gehören folgende Vereinbarungen:

Die englisch-türkische Vereinbarung vom 17. Mai 1817,
die türkisch-rumänische Vereinbarung vom 4. September 1936,

das italienisch-jugoslawische Übereinkommen vom 1. März 1939,
das deutsch-italienische Abkommen vom 23. Juni 1939,
das deutsch-estische Protokoll vom 15. Oktober 1939,
der deutsch-lettische Vertrag vom 30. Oktober 1939,
das deutsch-ungarische Abkommen vom 29. Mai 1940,
das deutsch-ungarische Protokoll vom 30. August 1940,
das deutsch-sowjetische Abkommen von Riga vom 10. Jan. 1941,
das deutsch-kroatische Abkommen vom 12. Nov. 1941, sowie
das deutsch-bulgarische Abkommen vom 22. Januar 1943.

Zur zweiten Gruppe, d. h. zu den Vereinbarungen über wechselseitigen Austausch, gehören folgende Vereinbarungen:

Der bulgarisch-türkische Vertrag vom 16. bis 29. Sept. 1913,
die griechisch-bulgarische Vereinbarung vom 27. Nov. 1919,
die griechisch-türkische Vereinbarung vom 30. Januar 1923,
das deutsch-sowjetische Abkommen vom 3. November 1939,
der bulgarisch-rumänische Vertrag vom 7. September 1940,
das deutsch-sowjet. Abkommen von Kaunas vom 10. Jan. 1941,
sowie das deutsch-kroatische Abkommen vom 30. Sept. 1942.

Wie zu beobachten ist, taucht der Gedanke der Gegenseitigkeit wieder auf, sobald es möglich ist. Den Beweis dafür liefert uns Art. 3 des bulgarisch-rumänischen Vertrags vom 7. September 1940, der es jedem der beiden unterzeichneten Staaten erlaubt, die Zwangsumsiedlung einer gewissen Anzahl von Personen zu beschließen, die dann die Zahl derjenigen, die auf Grund der Wahlfreiheit aus dem andern Staat kommen, erreicht. Aus diesem Grunde spielt die Gegenseitigkeit in einem Umsiedlungsabkommen für Volksgruppen eine sehr wichtige Rolle, besonders was die Entschädigung der Ausgewanderten für ihre Besitzungen, Rechte und Interessen anbelangt. Erfolgt die Umsiedlung jedoch einseitig, so gibt es nur einen Schuldenstaat, eben das Herkunftsland und nur einen Gläubiger nämlich den Ansiedlerstaat. Handelt es sich jedoch um einen Austausch, so sind beide zugleich Schuldner und Gläubiger, wodurch eine Entschädigung ermöglicht wird.

Vertragliche Vereinbarungen über den betroffenen Personenkreis

Die vertragliche Abgrenzung des von einer Umsiedlung betroffenen Personenkreises erfolgt im allgemeinen durch die gleichzeitige Berücksichtigung der drei Faktoren: Bevölkerung, Raum und Zeit.

So muß das internationale Abkommen grundsätzlich darüber entscheiden, welche Personen von der Vergünstigung des Abkommens betroffen sind, bzw. wer die daraus sich ergebenden Lasten zu tragen hat und auf welchem Gebiet diese Personen angesiedelt werden sollen, damit dem Vertrag Genüge geschehe. Schließlich soll es, sofern es sich um eine wahlfreie Umsiedlung handelt, darüber befinden, innerhalb welches Zeitraums die Vereinbarung durchgeführt werden soll. Die Festsetzung eines jeden dieser Faktoren hängt von den Zielen ab, die die Verhandlungspartner verfolgen und ist daher nur von Fall zu Fall zu entscheiden.

Oft betreffen die Umsiedlungsvereinbarungen nicht nur die durchzuführende Umsiedlung der Volksgruppen, sondern gleichermaßen alle die Fälle von Auswanderung, die vor Inkrafttreten der Vereinbarung vorlagen. Es handelt sich dabei um Auswanderungen auf Grund militärischer Ereignisse, auf Grund von Verfolgungen oder um eigenmächtige, dem internationalen Recht widersprechende Vertreibungen, um Fälle also, die sich ohne die Gewährleistung allgemeiner Sicherheit für die Person oder ihr Eigentum u. dgl. abgespielt haben. Demzufolge haben Volksgruppen, die von den vertraglich festgelegten Vereinbarungen nicht erfaßt werden, das Recht, wieder in ihre einstige rechtliche Stellung versetzt zu werden, d. h., sie haben das Recht, ihre Heimstätte wieder herzustellen, ihre Güter wieder in Besitz zu nehmen usw. Dies alles hat ohne irgendeine diesbezügliche vertragliche Vereinbarung zu geschehen. Natürlich ist es besser, wenn ihre Lage vertraglich geregelt wird. Dies

geschah in Durchführung des bulgarisch-türkischen Vertrages vom 16. bis 29. September 1913, der auf die Dörfer beschränkt war, die sich in einem Bereich von 15 km Umkreis befanden. Die Vereinbarung vom 2. bis 15. Oktober 1913 regelte die Rückkehr von Personen, die aus den Dörfern geflohen waren und sich irgendwo auf dem Lande oder in Städten aufhielten.

In derselben Weise regelt Artikel 16 der griechisch-türkischen Vereinbarung vom 30. Januar 1923 das Recht auf Heimkehr, soweit es Personen betrifft, die in Gegenden wohnten, welche vom Vertrag ausgeschlossen worden waren. Dieses Recht wurde durch Artikel 4 der am 19. März 1927 von der gemischten Kommission vorgenommenen Entschließung beträchtlich eingeschränkt.

Dieser Regelung lagen die Vereinbarungen mit rückwirkender Kraft zum Schutz des Eigentums von Ausgewanderten zu Grunde, deren Umsiedlung vor Inkrafttreten der Verträge vollzogen war (vgl. S. 127). Sie dehnten jedoch die für die Auswanderer vorgesehene Einziehung der Besitztümer auf bestimmte Personengruppen aus und verzichteten damit auf eine Wiederherstellung des vorherigen Besitzstandes.

Um auf die verschiedenen Merkmale zurückzukommen, können wir die Gesamtheit der hierfür gültigen Vereinbarungen mit einem Kegelstumpf vergleichen. Diejenigen unter ihnen, die sich auf der Grundfläche befinden, sind die Weitestgehenden. Sie betreffen also das ganze Gebiet der verhandlungsführenden Staaten und umfassen alle dafür in Frage kommenden Volksgruppen. Die andern bringen zu einem oder mehreren der genannten Merkmale Einschränkungen von zunehmender Bedeutung. Wir werden auch diese in drei getrennten Gruppen überprüfen, sodann werden wir die angewandten Verfahrensweisen für das Inkrafttreten der Vereinbarungen darlegen und schließlich auf die eingesetzten Behörden zu sprechen kommen, welche die Umsiedlungen durchzuführen haben.

Zuerst aber wollen wir untersuchen, wer die Personen sind, auf die die Vereinbarungen angewendet werden.

Personengruppen allgemein

Auf Grund des Völkerrechtes übt der Staat, soweit eine ausdrückliche Abweichung nicht vorliegt, die persönliche Hoheit über seine Staatsangehörigen aus, wo immer sich diese auch aufhalten mögen. Auf Grund seiner Gebietshoheit dehnt er seine Macht auf alle Personen, auf Staatsangehörige in gleicher Weise wie auf Fremde, aus, die sich in seinem Gebiet aufhalten. Er regelt die Bildung, den Bestand und die Auflösung von Rechtspersonen. Es ist daher angebracht, die Frage in die beiden Abschnitte, natürliche Personen und Rechtspersonen einzuteilen.

1. *Natürliche Personen*

Der Rechtsgrundsatz der Umsiedlungsvereinbarungen zeigt sich einmal in der persönlichen, sodann in der territorialen Hoheit der Staaten. Auch können die Vereinbarungen die Staatsbürger eines jeden der unterzeichneten Staaten ebenso betreffen, wie die in ihnen ansässigen Fremden oder die im Ausland wohnenden Staatsbürger. Vom rechtlichen Standpunkt aus gesehen gliedert sich die Bevölkerung eines Staates in Staatsangehörige und Fremde. Vom Standpunkt des Volkstums her betrachtet kann die Bevölkerung gleichartig oder verschieden sein. Im letzteren Falle gibt es im allgemeinen eine Bevölkerung, deren Anteil die Mehrheit ausmacht, sowie eine oder mehrere Volksminderheiten. Es versteht sich, daß die juristische und volkstumsbedingte Einteilung nicht dieselben Bevölkerungsteile umfaßt. Wenn, wie es ja im allgemeinen der Fall ist, die Fremden einem bestimmten Volkstum angehören, so kommt es häufig vor, daß die Staatsangehörigen, also die Staatsbürger in mehrere Volkstumsgruppen zerfallen. Überträgt man diese Unterscheidungsmerkmale auf den Bereich des Zwischenstaatlichen, so kann man hinsichtlich der Beziehungen zwischen den Staaten A und B feststellen, daß sich ein Teil der Bevölkerung des Staa-

tes B aus politischen Gründen (sofern Staatsbürger von A) oder aus Gründen der Volkszugehörigkeit (Staatsangehörige von B oder eines dritten Staates) sich dem Staate A verbunden zeigt.

Für uns sind hierbei die Auswirkungen dieses Wirrwarrs von Bevölkerungsgruppen im Hinblick auf die internationale Umsiedlung von Interesse. Soweit sie nicht durch das Völkerrecht begrenzt sind, regelt der Staat B kraft seiner Gebietshoheit jene Fragen, die alle auf seinem Gebiet ansässigen Personen betreffen. Kraft seiner Hoheitsrechte über Personen wahrt der Staat A seine Vollmacht über die im Ausland lebenden Staatsbürger. Es versteht sich jedoch von selbst, daß er hinsichtlich der Personen, die die gleiche Volkszugehörigkeit haben wie seine eigene Bevölkerung, jedoch im Ausland wohnen und Angehörige eines dritten Staates oder staatenlos sind, keinerlei Rechtstitel besitzt.

Bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt mißt das allgemeine Völkerrecht den volkstumsmäßigen Bindungen an sich keinerlei Bedeutung zu. Auch dann, wenn es sich um eine internationale Umsiedlung von Personen handelt, die weder dem einen noch dem andern Staate politisch zugehören, dem Neuansiedelstaat jedoch volkstumsmäßig verbunden sind, ist die Frage nicht ganz einfach. Der Staat, in dem diese Personen angesiedelt sind, übernimmt kraft seiner Gebietshoheit vertragliche Verpflichtungen für sie. Die Umsiedlung kann jedoch nicht unter dem Rechtstitel des Zwanges vorgenommen werden, denn dies würde die Massenvertreibung einer bestimmten Schicht von Fremden bedeuten, die dem betreffenden Staate vom völkerrechtlichen Standpunkt aus nicht zugebilligt wird. Wenn es der ausschließlichen Zuständigkeit des Staates anheim gestellt ist, Fremde in sein Gebiet aufzunehmen oder ihnen die Einreise zu verweigern, ist seine Gebietshoheit durch das Völkerrecht (von dem Augenblick an) beschränkt, in dem er sie aufgenommen hat. Dies gilt besonders für die Massenvertreibung. Im vorliegenden Falle wäre die Austreibung dadurch erschwert, daß sie sich nach einem bestimmten Land hin abspielen würde, denn es ist ja

üblich, daß der Vertriebene die Grenze, an die er geführt werden möchte, frei bestimmen kann.

Aus dem Vorhergehenden ergibt sich, daß für die Staatsangehörigen der Vertragspartner die Umsiedlung unter Anwendung von Zwang oder nach dem Prinzip der Wahlfreiheit geschehen kann, während sie bei jenen Personen, die nicht Angehörige dieser Staaten sind, nur nach dem Prinzip der Wahlfreiheit vollzogen werden kann. Man mag sich nach dem Nutzen einer derartigen Vereinbarung fragen, da ja der Gebietsstaat laut Völkerrecht nicht das Recht hat, die Fremden daran zu hindern, seinen Boden zu verlassen. Wenn die Vertragspartner diese Frage regeln, so liegt dies, wie es scheint, im Interesse der Fremden selbst, denn die vertraglich vereinbarten Verfügungen erlauben auch Vereinbarungen über den durch sie geschützten Besitz der jeweiligen Personen.

In der Tat regelt die Vereinbarung im allgemeinen andere Fragen, so besonders die Verleihung der Staatsangehörigkeit an staatenlose Personen von seiten eines der beiden Staaten. Überschreiten die unterhandelnden Staaten denn nicht die ihnen vom allgemeinen Völkerrecht vorgezeichnete Grenze, wenn sie diese Frage regeln, die doch für die Bürger eines dritten Staates von Interesse sein könnte? Dies trifft deshalb nicht zu, weil auf Grund des gegenwärtigen Standes des Völkerrechtes die Nationalitätenfragen prinzipiell im Ermessen des Staates[14] liegen.

2. *Rechtliche Personen*

Mit der Ausreise der natürlichen Personen verlieren auch die Rechtspersonen häufig ihre Daseinsberechtigung. In diesem Falle muß auch deren Umsiedlung in gleicher Weise geregelt werden.

[14] Ständiger internationaler Gerichtshof, beratendes Gutachten vom 7. Februar 1923 in Sachen der in Tunesien und Marokko bekanntgegebenen Beschlüsse über die Staatszugehörigkeit, S. 24.

In Wirklichkeit aber ist eine Regelung der juristischen Bedingungen für die Umsiedlung von Rechtspersonen nur dann gegeben, wenn es sich um eine wahlfreie Umsiedlung der zugehörigen Menschen handelt, denn es ist anzunehmen, daß im Falle der zwangsmäßigen Umsiedlung die Rechtspersonen (Kirchen, Klöster, Schulen, usw.) nur die im internationalen Vertragswerk vorgesehenen natürlichen Personen umfassen. Somit steht die Regelung der Willensbekundung der Rechtspersonen gar nicht zur Debatte. Diese Rechtspersonen verlassen eben das Gebiet mit den Menschen. Grundsätzlich geht es nur darum, die Frage der Einrichtungen, die Liegenschaften, Rechte und Interessen zu regeln[15]. Dies ist der Fall in der griechisch-türkischen Vereinbarung vom 30. Januar 1923 (Art. 8 u. folgende).

Geht die Umsiedlung der Personen wahlfrei oder zum Teil wahlfrei und zum Teil unter Zwangsmaßnahmen vonstatten, so ist die Regelung dieser Fragen von großer Wichtigkeit. Nun aber befassen sich die Vereinbarungen kaum damit, und, wenn sie es schon tun, so nur hinsichtlich der Einziehung des Eigentums. So bestimmt Artikel 6 Absatz 2 der griechisch-bulgarischen Vereinbarung von 1919 lediglich, daß das Recht auf Auswanderung von Mitgliedern derjenigen Gemeinschaften in Anspruch genommen werden dürfe[16], „die auf Grund dieses Paragraphen aufzulösen sind". Der Text spricht nicht von „den" Mitgliedern, sondern nur von Mitgliedern. Wird die Gemeinschaft auch dann aufgelöst, wenn weniger als die Hälfte der Mitglieder vom Recht auf Auswanderung Gebrauch machen sollte? Folgt man dem vereinbarten Text, so müßte man mit ja antworten, obgleich dies zwar vom rechtlichen Standpunkt aus zu beanstanden wäre, während es sich aus politischer Sicht

[15] Es ist indessen möglich, daß eine Gründung zugleich Personen und einen Ort betrifft, z. B. die Erhaltung eines Denkmals durch eine bestimmte Gemeinschaft.

[16] Der ständige internationale Gerichtshof hat am 30. Juli 1930 ein beratendes Gutachten zu der Auslegung der Verfügungen hinsichtlich der „Gemeinschaften" gegeben.

verteidigen ließe. Es würde sich darum handeln, die fremdvölkischen Minderheiten zur Ausreise zu zwingen.

Gemäß der Vereinbarung unterstand die Verfügung über bewegliches Hab und Gut der Zuständigkeit der vorgesehenen gemischten Behörde. Der Artikel 7, § c der Regelung vom 6. März 1922 brachte zu diesem Text eine Auslegung. Ihr zufolge kam diese Vereinbarung nur denjenigen Rechtspersonen zustatten, die hinsichtlich Staatszugehörigkeit und Auswanderung dieselben Bedingungen aufwiesen wie die ihnen zugehörigen Menschen. Der Theorie nach ist dieser Vorschlag sehr unbestimmt, denn in Wirklichkeit waren die Gemeinschaften, die sich auf dem Boden des türkischen Reiches gebildet hatten, volkstumsmäßig in sich sehr verschieden. Berücksichtigt man dies, so erklärt sich die ebenso unbestimmte Formulierung des Art. 8 Absatz 2 und Art. 9 der griechisch-türkischen Vereinbarung vom 30. Januar 1923, der von der „ganzen Gemeinschaft" spricht, „die das Gebiet eines der beiden Vertragspartner zu verlassen habe". Das Protokoll Nr. 1 vom 21. Juni 1925 bringt genauere Bestimmungen, die nur die griechisch-türkischen Beziehungen betreffen.

Der Artikel 13 der deutsch-lettischen Vereinbarung vom 30. Oktober 1939 bestimmt, daß die Einziehung der Besitzungen von Rechtspersonen entsprechend den lettischen Gesetzen vorgenommen werden solle. Auch dieser Text ist nicht sehr klar. Er vereinbart, daß die lettischen Gesetze auf die Einziehung liegenschaftlicher Güter von Rechtspersonen angewandt werden sollen. Vermutlich bedeutet dies, daß die primäre Frage der Umsiedlung oder Auflösung von Rechtspersonen ebenso nach lettischem Gesetz geregelt werden soll. Letztlich zeigen sich für die Rechtspersonen, deren Mitglieder ganz oder zum Teil einer Zwangsumsiedlung unterworfen sind oder eine wahlfreie Umsiedlung für sich in Anspruch nehmen, drei mögliche Lösungen: Vom juristischen Standpunkt her betrachtet können die Rechtspersonen entweder fortbestehen, sich auflösen, oder aber ihre Umsiedlung ins andere Land beschließen.

Die Frage ist sehr einfach, wenn alle Mitglieder einer Rechtsperson umgesiedelt worden sind. Wenn wir jedoch eine Vereinigung, beispielsweise einen auf gegenseitiger Hilfe beruhenden Sportverein annehmen, bei dem die Mehrzahl der Mitglieder entschlossen ist, zu gehen oder zu bleiben, und deren Beschluß auf Grund des zuständigen Gesetzes zwingend ist, so stellt sich die Frage, ob die bedeutende Minderheit den Anteil verlieren soll, der ihr vom Besitz des Vereins zufällt? Eine derartige Regelung wäre ungerecht. Auch müssen die Verhandlungspartner die Verfügungen des zuständigen Gesetzes, das diese Fragen regelt, sorgfältig prüfen und, falls nötig die vertraglichen Vereinbarungen hinzufügen, die aus rechtlichen Erwägungen und aus Gründen der Billigkeit angemessen sind.

Nehmen wir beispielsweise den Artikel 46 des deutsch-italienischen Abkommens vom 31. Januar 1940, der folgendes bestimmt: Wandert nur ein Teil der Mitglieder einer rechtlichen Person aus, so wird der Wert des Anteils, der den Ausgewanderten zukommt, auf Grund einer Abschlußrechnung festgesetzt. Diese Abschlußrechnung wurde am 23. Juni 1939 ausschließlich zu diesem Zweck durchgeführt, wobei jedoch der Fall ausgeschlossen war, in dem das zuständige Recht, in diesem Falle das italienische, die Einziehung (der Güter) vorschreibt.

Die Bevölkerung

Die Feststellung, wonach die Bevölkerung das einzige sei, was in einer internationalen Umsiedlungsvereinbarung genau bestimmt werden müsse, ist eines Herrn de la Palisse würdig; denn die übrigen Bedingungen der Durchführung der Vereinbarung können durch Rückgriff auf Regeln des allgemeinen Völkerrechtes bestimmt werden.

Weil die Bevölkerung eines Staates alle Menschen umfaßt, die sich auf seinem Gebiet befinden, wäre es schlechterdings

unbegreiflich, wenn ein Staat seine Bevölkerung ohne Einschränkung oder Begrenzung zur Auswanderung veranlassen oder gar zwingen wollte, denn die Bevölkerung ist nicht nur eine der staatsaufbauenden Kräfte unter anderen, sondern sie ist seine lebende Substanz schlechthin, sie ist der Grund seines Daseins. Wollte ein Staat etwa Derartiges unternehmen, so wäre er als die Umkehrung der öffentlichen internationalen Ordnung, als Ausdruck der Unmoral, als Verleugner des fundamentalen Rechtes des Staates, des Rechts auf Selbsterhaltung, null und nichtig.

Eine Begrenzung der umzusiedelnden Bevölkerung ist also unbedingt notwendig. Wir haben jedoch festgestellt, daß die Zuständigkeit der Staaten auf Grund ihrer gebietsmäßigen und personalen Hoheitsrechte sich auf die Staatsangehörigen und auf die Fremden erstreckt. Die Frage nach der Eingrenzung der umzusiedelnden Bevölkerung wird sich also zunächst unter folgendem Gesichtspunkt stellen: Zuerst eine grundsätzliche Einschränkung, sodann innerhalb dieser eine Einschränkung auf eine (bestimmte) Schicht von Personen oder anders ausgedrückt, sekundäre Eingrenzung.

Der Unterschied zwischen der ersten und zweiten Eingrenzung besteht darüber hinaus darin, daß alle Auswanderer das Unterscheidungsmerkmal der ersten Eingrenzung aufweisen müssen, beispielsweise das der Staatsbürgerschaft. Anders verhält es sich mit den Merkmalen für die zweite Eingrenzung, die sich hauptsächlich auf das Volkstum bezieht. Diese Einschränkung liegt in der Erhaltung der Einheit der Familie begründet, denn es ist möglich, daß der Ehegatte und die Frau nicht derselben Volksgruppe angehören. Würde demnach die Vereinbarung nur im Falle des einen oder andern Anwendung finden, so müßte man die beiden voneinander trennen. Eine derartige Lösung aber müßte man zurückweisen, da sie dem Rechtsempfinden der zivilisierten Welt nicht zugemutet werden kann.

Um also die Einheit der Familie aufrecht zu erhalten, bestimmen die Vereinbarungen im allgemeinen, daß die Erklärung

zur Auswanderung, die vom Oberhaupt der Familie ausgeht, die Mitglieder der Familie mitbetrifft, wozu auch die Eltern, Großeltern, Enkel sowie adoptierte Kinder usw. gehören.

Wie soll man nun eine derartige Vereinbarung mit der Verfügung der wahlfreien Umsiedlung in Einklang bringen, wonach die davon betroffenen Personen von 14, 16 und 18 Jahren an ihren Willen persönlich und frei zum Ausdruck bringen können? Dies ist deshalb möglich, weil diese Personen, wenn sie das vorgesehene Recht ausüben, es entweder persönlich tun, d. h., daß sie selbst auf die unterscheidende Frage der zweiten Auswahl antworten, oder daß sie es als Familienoberhaupt, also auf Grund eines Rechtstitels tun, der den vorgeschriebenen Bedingungen entspricht. Diese Maßregel ist in Zusatzartikel 17 des deutsch-rumänischen Abkommens vom 22. Oktober 1940 in klarer Weise vereinbart worden.

1. *Die erste Eingrenzung*

Aus dem Studium des positiven Vertragsrechtes geht hervor, daß die Staaten entsprechend dem von ihnen verfolgten Zweck für die erste Eingrenzung folgende möglichen Begriffe verwenden:

a) Die klar definierte Bestimmung der Staatsbürgerschaft
b) Die unklare „Personen", „Einwohner" usw.
c) Beide zugleich.

Das allgemeine Unterscheidungsmerkmal ergibt sich jeweils aus der Art und Weise der Umsiedlung. Wie wir soeben feststellten, kann die Zwangsumsiedlung nur Staatsbürger, die wahlfreie Umsiedlung jedoch auch solche Personen betreffen, wie wir sie unter b) aufgeführt haben, denn es ist offenkundig, daß der Staat, aus dem die Auswanderung erfolgt, keineswegs das Recht hat, die Fremden und Staatenlosen zu zwingen, auf das Gebiet des Vertragspartners, d. h. nach einem bestimmten Staate hin, auszusiedeln. Auch wenn eine Vereinbarung gleichzeitig Zwangsaussiedlung und wahlfreie Aussiedlung vorsieht,

wie es der deutsch-italienische Vertrag vom 21. Oktober 1939 tut, hat man zwei unterschiedliche Vereinbarungen vor sich, die in einem einzigen Vertragswerk vereinigt sind.

Hinsichtlich der Vereinbarungen zur ersten Gruppe stellen wir fest, daß das Unterscheidungsmerkmal der Staatsbürgerschaft in einem weiteren oder engeren Sinne verstanden werden kann. So befaßt sich der unterhandelnde Staat mit seinen Staatsbürgern nur, sofern diese auf seinem eigenen Gebiet wohnen, mit Ausnahme der Staatsbürger des andern Vertragspartners. Mit andern Worten: Er bekümmert sich entweder nur um diese letzteren oder um beide Arten von Personengruppen[17].

So betraf Artikel 1 der griechisch-bulgarischen Vereinbarung vom 27. November 1919 jene „Staatsbürger", die einer „völkischen Minderheit" angehörten. Daraus geht hervor, daß die Staatsangehörigen des andern Vertragspartners durch sie nicht betroffen waren, denn sie zählten dem allgemein anerkannten Sprachgebrauch zufolge nicht zu den „Minderheiten".

Deutlicher war Artikel 1 der griechisch-türkischen Vereinbarung vom 30. Januar 1923. In ihm ist von türkischen und griechischen Staatsbürgern die Rede, die in der Türkei bzw. in Griechenland leben und dort eine religiöse Minderheit bilden.

Der Artikel 2 der türkisch-rumänischen Vereinbarung vom 4. September betraf die „rumänischen Untertanen", der deutsch-lettische Vertrag die „lettischen Bürger" (Präambel. Artikel 1), der Artikel 3 des bulgarisch-rumänischen Vertrags vom 7. September 1940 „die rumänischen und die bulgarischen Staatsangehörigen".

Das deutsch-estische Protokoll vom 15. Oktober 1939 verwendete keine genaue Bezeichnung, seine Präambel könnte geradezu den Eindruck erwecken, als handle es sich in unbestimm-

[17] Dieser Abschnitt enthält nur scheinbare Widersprüche. Der genaue Sinn geht aus dem Zusammenhang eindeutig hervor. (Die letzteren sind die im Staate lebenden Staatsbürger.)

ter Weise um alle Personen „deutscher Herkunft“. Indessen geht aus Abs. 1 zu Artikel I klar hervor, daß es sich dabei um estische Staatsangehörige handelte, denn nur diese konnten „die estische Staatsangehörigkeit aufgeben“.

Die deutsch-sowjetischen Abkommen vom 10. Januar 1940 vereinbaren ausdrücklich, daß die Angehörigen dritter Staaten von ihren Ausführungsbestimmungen nicht betroffen würden.

Erstreckt sich die Umsiedlung auf Gebiete, die kurz zuvor ihre staatliche Hoheit gewechselt haben, so erscheint es angebracht, das Unterscheidungsmerkmal der Staatsbürgerschaft näher zu bestimmen. So vereinbarte das deutsch-sowjetische Abkommen vom 10. Januar 1940 hinsichtlich Litauens, daß Personen, die vor dem 21. Juli 1939 die Staatsangehörigkeit des Reiches besaßen, als deutsche Staatsangehörige zu gelten hätten.

Als Beispiel einer Vereinbarung, die die Angehörigen des Einwanderungsstaates betrifft, nennen wir den deutsch-ungarischen Vertrag vom 29. Mai 1940. Zunächst möchte man annehmen, daß er auf Grund des Textes von Artikel I, § 1 zur zweiten Gruppe gehört. Es handelt sich in der Tat um „Personen“, die die Merkmale von Gruppe zwei tragen. Er betrifft indessen unzweifelhaft deutsche Personen, die die deutsche Staatsangehörigkeit besitzen oder unter deutscher Schutzherrschaft stehen. Es waren ursprünglich tschechoslowakische Bürger, die bei der Auflösung des tschechoslowakischen Staates keine ungarische Staatsangehörigkeit erworben hatten.

Vereinbarungen, die sich des unbestimmten Merkmals „Personen“, bzw. „Einwohner“ bedienen, können zwei verschiedene Absichten verfolgen: Entweder ist eine der beiden unterhandelnden Parteien daran interessiert, Personen zurückzugewinnen, die dieselbe Volkszugehörigkeit besitzen, wie seine eigene Bevölkerung, wobei dem Vertragspartner nichts daran gelegen wäre, diese fremden Elemente zurückzuhalten, oder es verhält sich so, daß der wirtschaftliche Gesichtspunkt bei den beiden Parteien allen andern Vereinbarungen gegenüber den Vorrang innehat.

Die englisch-türkische Vereinbarung vom 17. Mai 1817 spricht von „Einwohnern", da es bei diesem von Großbritannien abgeschlossenen Vertrag darum ging, „die Christen" zu entschädigen, die ein Gebiet verlassen hatten, das von einer „christlichen" an eine „mohammedanische" Macht übergeben worden war. Der weitgefaßte Begriff „Einwohner", den man verwendet hatte, war auf Grund der damaligen religiösen Auffassungen nötig gewesen. Das den Türken überlassene Gebiet war ausschließlich von griechischen Christen bewohnt, und die Vereinbarung über die Aussiedlung war die Folge eines radikalen Mißtrauens von englischer Seite gegenüber der Toleranz in der Türkei. Es war dies mit ein Grund, weshalb man ihr das betreffende Gebiet übergeben hatte.

Eine derart weitgefaßte Formulierung wäre ebenso wegen der so verschiedenartigen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Auffassungen zu loben, wie sie seinerzeit im türkischen Reich zwischen Christen und Mohammedanern bestanden. Es bleibt noch anzumerken, daß die englisch-türkische Vereinbarung auch deswegen von „Einwohnern" sprach, weil sie lediglich auf die Entschädigungen abgestimmt war, die „jenen Einwohnern zuteil werden sollte, die die Absicht hatten, ihr Land zu verlassen". Das Recht auf Aussiedlung war nur folgerungsweise zugelassen, denn die Entschädigung war eine Folge der Gebietsabtretung[18].

Der italienisch-jugoslawische Vergleich vom 1. März 1939 entsprach dem politischen Kurs, den Italien in Fragen der Bevölkerung verfolgte. Dieser hatte eine Sammlung der im Ausland lebenden Italiener zum Ziel. Auf Grund von Art. I, § 1 betraf er Personen italienischer Abstammung, die in Mahovljani wohnten oder von dort stammten und in den benachbarten Dörfern wohnten. Es war dabei nicht von Belang, ob diese Personen jugoslawische Staatsangehörige waren oder nicht (Art. I, § 3).

[18] F. C. H. L. Pouqueville: Histoire de la régéneration de la Grèce, Paris, 1825, zweite Auflage, Bd. I, S. 492 ff.



Die wenigen Glücklichen, die irgendwo noch einen Güterzug erreichen konnten, warten auf die Verladung.



Mit Sack und Pack auf dem Lehrter Bahnhof Berlin angekommen. Was wird weiter?

Das deutsch-italienische Abkommen vom 23. Juni 1939 zeigt in seinem Bestreben um die Beseitigung „jener Halbinsel ethnischer Minderheiten" den ergänzenden Gesichtspunkt der italienischen Bevölkerungspolitik. Auch § 1 des Abkommens vom 21. Oktober 1939 betrifft alle Personen deutscher Volkszugehörigkeit, soweit sie aus Südtirol stammen oder dort wohnhaft sind. Der § 20 bringt hierzu nähere Bestimmungen: Jene Personen, die deutscher Herkunft sind, ohne jedoch eine bestimmte Staatsangehörigkeit zu besitzen, konnten ihre Staatszugehörigkeit, die deutsche oder die italienische, zu denselben Bedingungen wählen, wie die Volksdeutschen italienischer Staatsangehörigkeit. Andrerseits hatten die Volksdeutschen fremder Nationalität das Recht, die deutsche Staatsangehörigkeit anzunehmen, vorausgesetzt, daß sie in Südtirol ansässig waren.

Das deutsch-sowjetische Abkommen vom 3. November 1939 schien alle Personen deutscher, russischer oder ukrainischer Herkunft zu betreffen. Das deutsch-ungarische Protokoll vom 30. August 1940 betrifft ausdrücklich alle in Ungarn lebenden Personen deutscher Herkunft. Das deutsch-kroatische Abkommen wurde auf Personen deutscher Volkszugehörigkeit angewandt, soweit diese in den durch das Abkommen bestimmten Gebieten ansässig waren. In gleicher Weise bezieht sich das deutsch-bulgarische Abkommen vom 22. Januar 1943 auf Personen deutscher Abkunft. Eine bulgarische Staatsbürgerschaft war für sie nicht erforderlich, wie ja das Abkommen in der Hauptsache Volksdeutsche aus dritten Staaten oder solche ohne Staatsangehörigkeit betraf.

Die Vereinbarungen der dritten Gruppe vereinigen die beiden Unterscheidungsmerkmale „Staatsangehörigkeit" und „Personen". Unter „Staatsbürgern" kann man sowohl die „Staatsangehörigen" des Ein- wie auch des Auswanderstaates oder beide zugleich verstehen. Dagegen ist das Merkmal der Volkszugehörigkeit jenes von Gruppe b). Die Vereinbarungen verfolgen denselben Zweck wie jene von Gruppe b), nur bringen sie mehr Einzelbestimmungen.

Das deutsch-rumänische Abkommen vom 22. Oktober 1940, in dem die wahlfreie Umsiedlung vereinbart wurde, betrifft:

Jene Teile der Bevölkerung deutscher Herkunft, die zur Zeit der Unterzeichnung des Abkommens, unabhängig von ihrer politischen Staatsangehörigkeit, in der südlichen Bukowina oder in der Dobrudscha ansässig waren;

jene rumänischen Staatsbürger deutscher Herkunft, die, außerhalb der hier erwähnten Gebiete, in Rumänien ansässig waren und aus Bessarabien oder der nördlichen Bukowina stammten;

die rumänischen Staatsangehörigen, die im Ausland, besonders in Deutschland lebten und in Bessarabien, der nördlichen Bukowina oder im Süden der Dobrudscha ansässig waren.

Das deutsch-italienische Abkommen vom 31. August 1941 enthielt hinsichtlich der Provinz Laibach ähnliche Bestimmungen. Es betraf:

Personen deutscher Herkunft, die in diesen Gebieten ansässig oder dort geboren und im Besitz des entsprechenden Indigenatsrechtes waren;

deutsche Staatsangehörige, die in der Provinz Laibach ansässig waren;

deutsche Staatsangehörige und Volksdeutsche, die in der Provinz Laibach ansässig waren und das dortige Indigenatsrecht besaßen, jedoch außerhalb der Provinz wohnten. Davon waren indessen die im Königreich Italien wohnhaften ausgeschlossen.

Absatz 1 von § 1 des deutsch-kroatischen Abkommens vom 12. November 1941 betraf alle kroatischen Staatsbürger und „alle Personen" die von der Vereinbarung erfaßt wurden. Die Wendung „alle Personen" bezog sich folglich auch auf die Eingesessenen und [19] die Fremden.

Ehe wir zum Schluß kommen, sei hier noch das deutsch-ungarische Abkommen vom 29. Mai 1940 erwähnt. Es gilt für die Be-

[19] Eingesessene nicht aber deutsche Staatsbürger, denn Untersteiermark war noch nicht von Deutschland annektiert (§ 2, Absatz 1 des Abkommens).

völkerung eines Gebietes, dessen Hoheit gewechselt hatte und verbindet das unbestimmte und das bestimmte Unterscheidungsmerkmal auf eine verwickelte Art und Weise. Nach Art. I, § 1 bezieht es sich auf Personen deutscher oder tschechischer Herkunft, die vorher tschechoslowakische Bürger gewesen waren, daraufhin jedoch nicht die ungarische Staatsangehörigkeit erhalten hatten. Dies ergab demnach drei unterschiedliche Merkmale, erstens das der Volkszugehörigkeit, sodann jenes der ehemaligen Staatsangehörigkeit und schließlich den neuen personalen Rechtsstand.

Wird der Nachweis für die Unterscheidungsmerkmale zur ersten Eingrenzung nicht in vertraglicher Weise geregelt, so deswegen, weil er entweder keine Schwierigkeiten zu bereiten scheint oder aber so schwierig zu erbringen ist, daß man dies der Beurteilung der dafür zuständigen Dienststellen überläßt, wie es ja auch bei der Durchführung der griechisch-türkischen Vereinbarung vom 30. Januar 1923 geschah.

2. Die zweite Eingrenzung

Die für den Aufbau von Staaten allgemein anerkannten Vorstellungen, die auch bei Umsiedlungen herrschen, sind zur Hauptsache, wenn nicht ausschließlich, vom Volkstum her bestimmt. Die ganze Schwierigkeit besteht darin, diesen Begriff recht zu erfassen, damit die angewandte Definition nicht zu unvernünftigen und ungerechten Schlußfolgerungen führt[20]. Das Studium

[20] Wie verwickelt diese Frage ist, zeigt sich, wenn man die vom ständigen internationalen Gerichtshof gemachten Vorbehalte berücksichtigt, die er in seinem beratenden Gutachten vom 21. Februar 1925 zu Art. 2 der griechisch-türkischen Vereinbarung vom 30. Januar 1923 gemacht hat: „Wenn die vom Gerichtshof angewandte Definition hinsichtlich der Familien zu unvernünftigen Schlußfolgerungen oder ungerechten Kundgebungen führen könnte, so würde das Schweigen der Vereinbarung nicht im Sinne einer Beeinträchtigung der gemischten Kommission verstanden werden können ..." (S. 24).

vertraglicher Vereinbarungen zur Volkstumsfrage läßt diese Schwierigkeit deutlich erkennen.

In den Vereinbarungen finden sich oft Verfügungen, die ein *zweites* Unterscheidungsmerkmal einführen sollen. Die englisch-türkische Vereinbarung vom 17. Mai 1817 betraf ohne irgendwelche Ergänzung die Einwohner von Parga, einmal weil es sich nur um eine sehr beschränkte Anzahl von Personen handelte, sodann, weil sie den Zweck verfolgte, die „Christen" umzusiedeln und schließlich weil die Bezeichnung Einwohner von Parga mit Griechen gleichbedeutend war. Unter solchen Bedingungen schien ein weiteres kennzeichnendes Merkmal *nicht* notwendig.

Der türkisch-bulgarische Vertrag vom 16. — 29. September 1913 sprach nur von „bulgarischen und muselmanischen Volksgruppen". Obgleich hier ein ethnisches Unterscheidungsmerkmal scheinbar einem religiösen gegenübergestellt wurde, war doch letztlich die Religion die Grundlage für die Unterscheidung. Sie genügte, um bei der Volkstumsfrage eine Verwechslung zu vermeiden. Die einen waren mit Bestimmtheit Bulgaren, die andern Mohammedaner und Türken. Aber selbst, wenn dies nicht der Fall gewesen wäre, so schien sich doch, zumindest zu jener Zeit, die muselmanische Auffassung im Türkischen Reich bei der Rassenfrage durchzusetzen.

Die griechisch-bulgarische Vereinbarung vom 27. November 1919 betraf laut Artikel 1 „Staatsangehörige, die ethnischen, religiösen oder sprachlichen Minderheiten angehören". Das Ziel dieser Verfügung liegt auf der Hand: Es ging darum, den Balkan, der aus den Gebieten der Vertragspartner bestand, von jeglicher Art von Minderheiten zu säubern, oder anders ausgedrückt, man gab allen, die die nationale Gemeinschaft verlassen wollten, das Recht auf Selbstbestimmung. Es war ferner zu erwarten, daß die Ausgewanderten gute Bürger ihres neuen Heimatstaates sein würden, denn laut Artikel 5 mußte dieser sie auf seinem Gebiet aufnehmen und ihnen zugleich mit ihrer Ankunft seine Staatsangehörigkeit verleihen.

In Art. 34 der griechisch-bulgarischen Regelung vom 6. März 1922 wird im Einzelnen der Nachweis bestimmt, den jeder ausgewanderte Bewerber erbringen mußte, um seine Zugehörigkeit zu der von der Vereinbarung begünstigten Volkstumsminderheit darzulegen. Er mußte ein Zeugnis über die Angehörigkeit zu einer Volksminderheit vorzeigen, das ihm vom Bürgermeister seines Wohnsitzes ausgehändigt wurde. Dieses Zeugnis war leicht zu bekommen, weil entweder der Bürgermeister selbst der Volkstumsminderheit angehörte, und daher seinen Volksgenossen half, in das Land ihrer volksmäßigen Bindung zu gelangen, oder aber er gehörte jener Volksschicht an, die die Mehrheit besaß und hielt es folglich für seine Pflicht, das Land von Volksminderheiten zu säubern. Hätte jedoch der Bürgermeister sich geweigert, einem Auswanderungsbewerber ein derartiges Zeugnis auszustellen, so hätte sich dieser mit seinem Anliegen an die Unterkommission seines Bezirks wenden können, die den Betreffenden auf sein Ansuchen hin, laut Art. 34, Abs. 4 vom Zeugniszwang befreien konnte.

Die griechisch-türkische Vereinbarung vom 30. Januar 1923 behält, entsprechend jener von 1913, die Unterscheidungsmerkmale für die Religion bei. Sie betrifft laut Art. 1 „türkische Staatsangehörige griechisch-orthodoxer Konfession" und „griechische Staatsbürger muselmanischer Religion". Diese Formulierung fand von Anbeginn an nicht die Zustimmung der beiden Vertragspartner und es ist zu bedauern, daß sie nicht sofort ersetzt wurde, denn die Vereinbarung bestimmte die zwangsmäßige Umsiedlung. Ebenso hätte man der gemischten Kommission die zahlreichen Schwierigkeiten ersparen können, denen diese in der Folgezeit begegnete, um die Befreiung der Volksminderheiten voran zu treiben, indem sie sich dabei auf die Erklärungen von Caclamanos und Riza Nour Bey berief, denen zufolge „Griechenland keinerlei Interesse daran hat, den Austausch der Muselmanen albanischer Herkunft zu betreiben. Die Albaner bewohnen das genau bestimmte Gebiet Albanien. Falls sie Glaubensbrüder der Türken sind, so sind sie doch keines-

wegs deren Volksgenossen." Ebenso bestätigte der Abgeordnete der Türkei, daß die Albanesen vom Austausch ausgeschlossen werden sollten.

Der Streit, der wegen der Ausschließung der Albanesen entstand, zeigt, wie fragwürdig die Bestimmung des ethnischen Unterscheidungsmerkmals auf Grund der Religionszugehörigkeit ist, wenn dies im Interesse eines der beiden Partner liegt. In der Tat machten einige Zeit nach Unterzeichnung des Vertrags von Lausanne die griechischen Behörden in den verschiedenen Städten von Epirus durch Anschläge sowie durch Einsatz öffentlicher Ausrufer bekannt, daß alle Moslems sich nach Kleinasien zu begeben hätten. Eine Sonderbestimmung, wonach die Moslems albanischer Herkunft von dieser allgemeinen Regelung ausgeschlossen seien, wurde nicht bekanntgegeben. Es sollten, auf Grund ihrer albanischen Volkszugehörigkeit, nur diejenigen ausgeschlossen sein, die sich aus Albanien kommend, kurze Zeit vorher in Griechenland niedergelassen hatten. Auch brachte man im Hinblick auf sie einige Maßnahmen in Anwendung, die für die auszutauschenden Türken bestimmt waren, beispielsweise die Einziehung ihrer Besitzungen zu Gunsten der Griechen Kleinasiens, die Beschlagnahmung der Hälfte der letzten Ernte, das Verbot, ihre Felder zu besäen, die Unterdrückung des Stimmrechts und das Verbot, ihr Grundeigentum zu verkaufen oder zu verpachten[21]. Es scheint, daß die Schwierigkeit darin bestand, zwischen Moslems albanischen Volkstums und solchen türkischer Abstammung zu unterscheiden.

Obgleich die gemischte Kommission bereits einige Maßnahmen getroffen hatte, um den Moslems griechischer Staatsangehörigkeit, sofern diese seit Beginn des Jahres 1924 in Albanien wohnhaft waren, den freien Austausch zu gewährleisten, ernannte der Völkerbundsrat in seinem Beschluß vom 11. Dezember 1924 die neutralen Mitglieder der gemischten Kommission für Griechenland, die seine Treuhänder zum Schutz der

[21] Vgl. die Völkerbundssitzung vom 17. Dezember 1923.

mohammedanischen Minderheit albanesischer Herkunft waren. Sie waren ermächtigt:

1. unter Bezugnahme auf die Herkunft der muselmanischen Bevölkerung in der Weise einzugreifen, daß in jenen Fällen, in denen die Treuhänder zu der Überzeugung gelangt waren[22], daß der freie Austausch nicht anerkannt war, den dazu Berechtigten der Austausch gewährt wurde. Damit war der Austauschvereinbarung eine größere Tragweite verliehen, als der Vertreter Griechenlands in seiner Erklärung auf der Konferenz von Lausanne eingeräumt hatte. Seine Erklärung lief demungeachtet den Bestimmungen des Minderheitenvertrages zuwider.

2. Desgleichen war die Kommission dazu ermächtigt, der griechischen Regierung die Namen derjenigen Personen anzugeben, denen sie solchermaßen den Ausschluß vom Austausch zugesichert hatte. Dabei bemühte sie sich, die Regierung darauf hinzuweisen, daß diesen Personen dieselben Rechte wie den andern griechischen Staatsbürgern zustünden. Die Verlautbarung Caclamanos und Riza Nour Bey war indessen eine Grundsatzerklärung, obgleich nur die Albaner von ihr betroffen wurden. Auch ihre Anwendung stieß auf Schwierigkeiten. So mußte sich die gemischte Kommission vom 29. Januar 1924 an mit der Personenstandsfrage der in Griechenland lebenden Zigeuner befassen.

Die Frage der Ausnahmen führte zu vielen Grundsatzdebatten, welche indessen durch den Beschluß Nr. 35 der gemischten Kommission beendet wurden. Er bestimmte zum maßgeblichen Unterscheidungsmerkmal die Religionszugehörigkeit. Auch eine Reihe schiedsrichterlicher Urteile der neutralen Mitglieder der gemischten Kommission zu Gunsten der Kompro-

[22] Durch ihren Beschluß vom 15. März 1924 bestimmte die gemischte Kommission, „daß die Ausschließung vom Zwangsaustausch bei Personen albanischer Herkunft ein Vorrecht darstelle, das in einschränkender Weise zu Gunsten von Personen angewendet werden sollte, die Albaner sind oder als solche betrachtet werden wollen. Die Herkunft solle als Hauptmerkmal für die Abstammung gelten."

mißklausel von Art. 32 der Vereinbarung vom 10. Juni 1930, machte eine Fortsetzung der Debatten über diesen Gegenstand überflüssig.

Was Wendungen wie „türkische Staatsangehörige griechisch-orthodoxer Konfession" angeht, so hat man sie teilweise im Sinne des Buchstabens, zum Teil aber auch im Sinne des Abkommens ausgelegt. Man war der Ansicht, daß sie sich nicht auf die Griechen in der Türkei anwenden ließen, die sich zu einer andern Religion, zur katholischen, protestantischen oder muselmanischen bekannten.

Demgegenüber betraf die Bezeichnung „griechisch-orthodox" unzweifelhaft griechische Volksgruppen, und konnte nicht auf andere Minderheiten ausgedehnt werden, die man, obgleich sie sich zur griechisch-orthodoxen Religion bekannten und der Rechtssprechung des ökumenischen Patriarchats von Konstantinopel unterstanden, keineswegs zum griechischen Volkstum zählen konnte. Dies galt auch für die Bulgaren, die Rumänen, Albaner und eine verhältnismäßig kleine Anzahl von Arabern, die in Kilikien lebten.

Die türkisch-rumänische Vereinbarung vom 4. September 1936 bediente sich einer sehr genauen Formulierung. Laut Artikel 1 und 2 betraf sie „die türkisch-muselmanische Minderheit" oder „Muselmanen türkischer Abstammung". Das Unterscheidungsmerkmal türkisch konnte somit in der Praxis keine Schwierigkeiten verursachen.

Der erste Artikel der italienisch-jugoslawischen Vereinbarung vom 1. März 1939 betraf „Personen italienischer Herkunft". Über die exakten Formulierungen, die im deutsch-italienischen Abkommen vom 23. Juni 1939 verwendet wurden, sind wir nicht unterrichtet. Der Artikel 1 des italienischen Gesetzes vom 21. August 1939 betraf die „Personen deutscher Herkunft und deutscher Sprache".

Was die getreue Übersetzung der Bezeichnung „Volksdeutsche" betrifft, so wäre sie mit den Worten „Personen deutschen Volkstums" wohl am besten wiederzugeben. Möglicherweise be-

stimmt der italienische Gesetzgeber die Volkszugehörigkeit durch die beiden Merkmale der Herkunft und der Sprache. Auf Grund des vom deutschen Außenminister am 27. März 1939 veröffentlichten Rundschreibens ist derjenige „Deutscher Volkszugehöriger" der seine Volkszugehörigkeit zum deutschen Volk freiwillig bekennt; wobei jedoch dieses Bekenntnis durch bestimmte Tatsachen wie Sprache, Erziehung, Kultur, Herkunft usw. zu bekräftigen ist. In Zweifelsfällen muß die Abstammung festgestellt werden.

Das Abkommen vom 21. Oktober 1939 löste die Frage vom technischen Gesichtspunkt aus. Gemäß § 9 hatten sich die Volksdeutschen bei der deutschen Dienststelle ihres Wohnsitzes einzufinden, um die verschiedenen Formalitäten zu erfüllen. Dort konnte sich im Bedarfsfalle die Abfertigung ohne Schwierigkeiten abwickeln.

Das deutsch-estische Protokoll vom 15. Oktober 1939 war sehr genau formuliert. War in der Präambel nur von „deutschen Volksgruppen" die Rede, so brachte der Text konkrete Gesichtspunkte. Er betraf in Wirklichkeit nur diejenigen Personen, die laut Artikel 1, § 1 „in den Listen des unabhängigen Kulturbundes der deutschen Volksminderheit eingetragen waren oder ein vom (estischen) Innenminister ausgestelltes Zeugnis besaßen, das ihre Zugehörigkeit zur deutschen Volksgruppe bescheinigte". Diese genaue Vereinbarung ist der estischen Gesetzgebung zur Frage der Volksminderheiten zu verdanken[23], die Verhandlungspartner hatten jedoch nur selten Gelegenheit, auf so genaue und sachliche Bestimmungen zurückzugreifen. Die Anerkennung der deutschen Volkszugehörigkeit hing von den Deutschen und ausnahmsweise[24] auch von den Esten ab.

[23] Der deutschen Minderheit in Estland ist 1925 die kulturelle Hoheit zugebilligt worden. Die Vereinigung wurde ausschließlich von Deutschen geleitet. Die Beseitigung der kulturellen Selbstverwaltung volksdeutscher Staatsangehöriger in Estland begann am 3. Januar 1940.

[24] Auf diese Weise sind mit den Deutschen etwa 1300 eingedeutschte Esten, Esten und Finnen abgezogen.

Um die Einheit der Familie zu gewährleisten, enthielt das deutsch-estische Protokoll noch weitere Gesichtspunkte, die über das Unterscheidungsmerkmal der deutschen Volkszugehörigkeit hinausgingen, indem es die zur Familie gehörigen Personen, d. h. die Kinder und die Groß- und Urgroßeltern der vom Protokoll betroffenen Personen mit einschloß[25].

Gemäß dem Zusatzprotokoll zum deutsch-lettischen Vertrag vom 30. Oktober 1939 gehören auf Grund der vertraglichen Vereinbarung alle diejenigen Personen zur „deutsch-nationalen Volksminderheit", die entweder eine von der deutschen Gesandtschaft in Riga ausgefertigte Auswanderungsgenehmigung vorweisen — am 14. Dezember 1939 sind dort die Anträge von 57 Personen zurückgewiesen worden — oder ein anderes anerkanntes Dokument vorlegen konnten. Als solche galten in Lettland: Die Mitgliedskarte der deutschen Volksgemeinschaft oder einer der ihr angeschlossenen Gemeinschaften. In Deutschland genügte die Erklärung der zuständigen Behörden, um für den Ort das Heimatrecht zu bewilligen, in dem der Betreffende seinen Wohnsitz hatte. Die Erklärung bestätigte, daß sein Wohnsitz im Deutschen Reich nicht bestritten werde. Im Ausland war dazu eine gleichlautende Erklärung der diplomatischen oder konsularischen deutschen Behörden erforderlich. Demgemäß war die Entscheidung über die deutsche Volkszugehörigkeit ausschließlich von den deutschen Behörden abhängig. Bestand zwischen den deutschen und lettischen Behörden Uneinigkeit, so wurde die Volkszugehörigkeit des Antragstellers durch eine Übereinkunft zwischen der lettischen Regierung und der deutschen Gesandtschaft endgültig geregelt. Diese deutsch-lettische Vereinbarung stellte der politischen Staasangehörigkeit eine volkstumsmäßige gegenüber, was eine gewisse Verwirrung hervorrufen konnte.

Die deutsch-sowjetischen Abkommen waren in der Bestimmung des ethnischen Unterscheidungsmerkmals voneinander

[25] Exclusivement.

verschieden. Dem Abkommen vom 3. November 1939 zufolge wurde von den deutschen und russischen Kommissaren die Liste jener Auswanderer zusammengestellt, bei denen ein Zweifel vorlag. Die Eintragung in diese Listen verlieh (jedoch) das Recht auf Umsiedlung.

Art. I § 1 des deutsch-ungarischen Abkommens vom 29. Mai 1940 bezog sich auf Personen deutscher oder tschechischer Volkszugehörigkeit. Das deutsch-ungarische Protokoll vom 30. August 1940 begnügte sich damit, grundsätzliches über die Umsiedlung von Volksdeutschen anzuführen. Die Einzelbestimmungen zur Anwendung der Vereinbarung sollten in einem weiteren Abkommen geregelt werden.

Nach dem deutsch-sowjetischen Abkommen vom 5. September 1940 über Bessarabien und die nördliche Bukowina wurde die Frage der deutschen Volkszugehörigkeit ausschließlich von Delegierten des Reiches entschieden. Die sowjetischen Kommissare wurden von dem Beschluß lediglich in Kenntnis gesetzt. Es wurde vereinbart, daß das Recht auf Umsiedlung sich nicht nur auf die Gattin sondern auch umgekehrt auf den Ehegatten der Auswandernden beziehe, sofern das Unterscheidungsmerkmal der Volkszugehörigkeit für ihn, bzw. für sie in Frage kam.

Der bulgarisch-rumänische Vertrag vom 7. September 1940 vereinbarte in Art. 3 die bulgarische oder rumänische Volkszugehörigkeit. Wir haben bereits erwähnt, daß dieser Vertrag die bedingte Zwangsumsiedlung vorschrieb. Sein Zweck war die bulgarisch-rumänische Grenzzone zu bereinigen. Hier stellten die Regierungen die Listen für die Umsiedler zusammen, die ihre Wohnsitze zu verlassen hatten. Außerdem hatte die bulgarische Regierung auf Grund von Art. 8, Abs. 3 nach Inbesitznahme der abgetretenen Gebiete die von den rumänischen Behörden aufgestellten Listen zu vervollständigen. Rumänen wurden nicht eingetragen. Jeder der beiden verhandelnden Staaten bemühte sich laut Art. 1 des am selben Tage unterzeichneten Abkommens darum, für sein Gebiet Menschen seines eigenen Volkstums zu gewinnen. Bestanden über einen Fall Meinungsverschiedenhei-

ten, so war auf Grund von Art. 11 des Abkommens die gemischte Kommission dazu ermächtigt zu entscheiden.

Auf Grund des deutsch-rumänischen Abkommens vom 22. Oktober 1940 lag die Bestimmung der deutschen Volkszugehörigkeit im Ermessen der deutschen Delegierten.

Die deutsch-sowjetischen Abkommen vom 10. Januar 1941 vereinbarten die gleichen Richtlinien wie das Abkommen vom 5. September 1940, denn ohne vorausgehende Annahme von Seiten des Einwanderstaates war eine Umsiedlung nicht möglich.

§ 1 des deutsch-kroatischen Abkommens vom 12. November 1941 schrieb die kroatische Volkszugehörigkeit vor. Über die Feststellung der Volkszugehörigkeit enthielt es eigentümliche Verfügungen. Auf Grund von § 2, Zusatzartikel 2 entschied eine gemischte Kommission über die Frage, ob der auswandernde Bewerber kroatischer Volkszugehörigkeit sei. Dazu mußte die gemischte Kommission drei Unterscheidungsmerkmale berücksichtigen. Es waren dies Herkunft, Sprache und Kenntnis der Volkszugehörigkeit des Antragstellers. War der auswandernde Bewerber nicht kroatischer Abstammung, so wurden ihm beim Verlassen des Landes die vertraglichen Vergünstigungen nur dann bewilligt, wenn er nach Ansicht der gemischten Kommission zwei oder drei der genannten Merkmale auf sich vereinigen konnte. Konnte auch die gemischte Kommission zu keiner Übereinstimmung gelangen, so war für diesen Fall ein ganzes System von recht merkwürdigen Sonderbestimmungen vorgesehen.

Der § 9 dieses Abkommens schloß bei der Durchführung zwei Personengruppen aus. Es waren dies die kroatischen Staatsangehörigen nichtarischen Ursprungs sowie die Flüchtlinge kroatischen Ursprungs sowie die Flüchtlinge kroatischer Staats- oder Volkszugehörigkeit. Als solche wurden alle diejenigen angesehen, die nach dem 1. März 1941 aus dem Reich oder aus der Untersteiermark geflohen waren. Die Kriegsgefangenen galten dagegen nicht als Flüchtlinge.

Durch diese Einschränkungen wollte Deutschland alle jene Elemente von der Vereinbarung ausschließen, die ihm feindlich

erschienen. Eine derartige Einschätzung konnte rassische Gründe haben, so gegenüber Juden und Zigeunern, oder aber auf der politischen Einstellung beruhen, so etwa, wenn die Betreffenden während der kritischen Periode, die der Invasion Jugoslawiens vorausging, aus Deutschland geflohen waren.

Die Verfügungen des deutsch-kroatischen Abkommens von 1941 erwecken in ihrer Gesamtheit den Eindruck, daß Deutschland nicht die Absicht hatte, die Umsiedlung der kroatischen Bevölkerung aus der Steiermark zu begünstigen. Lag ihm demnach etwas daran, eine kroatische Minderheit zu behalten? Man muß diese Frage aus zwei Gründen bejahen. Einmal deswegen, weil gegen Ende des Jahres 1941 der Mangel an Arbeitskräften anfing, sich in Deutschland bemerkbar zu machen. Anstatt die in einer Gegend ansässige Bevölkerung abziehen zu lassen, brachte Deutschland freiwillig oder mit Gewalt aus allen Gebieten des besetzten Europa Fremdarbeiter ins Reich. Ferner bemühte es sich in dem Abkommen um vollständige Entschädigung für das Eigentum, das die Umgesiedelten in der Untersteiermark zurückgelassen hatten, denn es lag ihm nichts daran, hierin Kroatiens Schuldner zu sein, da ihm dies die Importmöglichkeiten von dorther beträchtlich vermindert hätte.

Warum schloß das Reich auf Grund derartiger Verfügungen das Abkommen mit Kroatien? Angesichts der 1939 von Deutschland angeregten Bevölkerungspolitik, die es ihm erschwerte, sich einer von Kroatien vorgebrachten Bitte um Umsiedlung zu entziehen; auch konnte ja nach § 6 der deutschen Verlautbarung vom 20. Oktober 1941 zu den politischen Maßnahmen im Grenzgebiet die Regelung der Besitzfragen bei den betroffenen Personen auf die Bitte eines Verbündeten hin nicht verweigert werden. Dazu kam noch, daß es im neuen Kroatien deutsche Minderheiten gab. Ihre Umsiedlung wurde zum Teil im Abkommen vom 30. September 1942 geregelt.

Welches Unterscheidungsmerkmal soll nun angewendet werden, um die Volkszugehörigkeit vertraglich festzulegen? Das Studium der vertraglichen Vereinbarungen zeigt uns, daß dies

im wesentlichen eine Ermessensfrage ist, die von dem von den Verhandlungspartnern verfolgten Zweck abhängt. Will man seine Tragweite einschränken, so braucht man nur mehrere unerläßliche Bescheinigungen zu verlangen, so zum Beispiel über die Sprache, die Religion, die Herkunft oder selbst für körperliche Kennzeichen usw.

Der Ausdruck Volkszugehörigkeit findet sowohl von seiten der Wissenschaft wie auch juristisch am häufigsten Verwendung. Aus wissenschaftlicher Sicht schließt er den Begriff der Rasse aus, denn bei der Rasse handelt es sich um eine menschliche Gruppierung, die ausschließlich von körperlichen Merkmalen bestimmt ist. Es handelt sich dabei folglich um eine Vorstellung der Gelehrten. Demgegenüber ist Volkszugehörigkeit — Substantiv zu volkszugehörig — der Ausdruck für eine menschliche Gemeinschaft die durch die Gesamtheit der körperlichen, sprachlichen und kulturellen Besonderheiten geprägt wird. Es ist dies eine natürliche, durch Anschauung gewonnene Vorstellung[26].

Hätte man sich dieser Terminologie bedient, so wären zahlreiche, durch Anwendung gewisser Abkommen entstandene Schwierigkeiten, wie sie besonders bei der griechisch-türkischen Vereinbarung von 1923 aufgetreten sind, vermeidbar gewesen.

Juristisch steht der Ausdruck Volkszugehörigkeit in Fragen der Bevölkerungsumsiedlungen an erster Stelle und schließt die Bezeichnung Staatszugehörigkeit aus, die in erster Linie ein politischer Begriff ist.

Außerdem ist die Bezeichnung „Volkszugehörigkeit“ zwar ziemlich genau bestimmt, aber doch weit genug, alle jene Personen zu erfassen, die von den Folgen des Abkommens betroffen werden.

Was den Nachweis der Volkszugehörigkeit angeht, so muß man hierbei unsrer Ansicht nach zwischen freiwilliger und Zwangsumsiedlung unterscheiden.

[26] Vgl. G. Montandon: Die französische Volkszugehörigkeit, Paris 1935, S. 26 ff.

Im ersteren Falle können wir beobachten, daß sich die Vereinbarungen mehrerer Verfahrensweisen bedienen. Doch scheint es am ratsamsten, wenn man die ausschließlich vom Empfinden des Betroffenen selbst bestimmte Willenserklärung, einer Volksgemeinschaft angehören zu wollen, einfach annimmt, weil die psychologischen Gründe sich einer formellen Befragung entziehen. Es ist besser, wenn die betreffenden Staaten den Wunsch des Einzelnen berücksichtigen, denn wir sind der Überzeugung, daß die Begriffsbestimmung, die Renan der Nation gegeben hat, die einzig richtige ist. Die Nation ist der Ausdruck eines einheitlichen Willens, eines einheitlichen Bewußtseins und einer gleichgestimmten seelischen Haltung. Sind diese psychischen Kräfte wirksam, so ist es gut, human und nützlich, wenn man sie anerkennt. Das neue Land wird dann einen guten Bürger gewinnen und das alte einen nur mittelmäßigen, wenn nicht gar schlechten Staatsangehörigen verlieren.

Darf man indessen annehmen, daß der einzelne unter dem Einfluß von Erwägungen anderer Art handelt, so ist es im Interesse der verhandelnden Staaten zweifellos besser, wenn jedem von ihnen nur die Personen zugedacht werden, die ihm durch Bande der Volkstums verbunden sind, und wenn gemischte Kommissionen eingesetzt werden, von denen jede einen der Verhandlungspartner zu vertreten hat, um die Erklärungen der Betroffenen entgegenzunehmen und zu überprüfen. Sollten zwischen den Kommissaren Meinungsverschiedenheiten auftauchen, so müßte eine weitere gemischte Kommission unter Hinzuziehung eines neutralen Mitgliedes zur endgültigen Entscheidung der Streitfrage eingesetzt werden.

Anders verhält es sich, wenn der Umsiedlungstransport unter Zwang erfolgt. In diesem Falle wird dem Einzelnen die neue Umgebung seines Wohnsitzes aufgedrängt. Erhebt er dagegen Einspruch, so ist es unerläßlich, daß der Streit zwischen dem einzelnen, der bleiben will, und der politischen Gemeinschaft, die ihn vertreiben will, von einer neutralen Behörde geschlichtet wird, denn es ist kaum wahrscheinlich, daß in dieser wegen

Personen, die ausreisen wollen, eine Meinungsverschiedenheit entsteht[27].

Der Raum

Eine Umsiedlung bedeutet, wie wir noch sehen werden, nicht nur ein Zerschneiden der Bande, die den Menschen an seine natürliche Umgebung binden, sondern ebenso jener, die ihn in rechtlicher und politischer Hinsicht mit dem Staate verbinden, dessen Bürger er ist. Darum können die Verhandlungspartner die rechtlichen und politischen Folgen der Umsiedlung auf ihre im Ausland lebenden Staatsbürger mit einer bestimmten Volkszugehörigkeit ausdehnen, indem sie durch Vereinbarungen die Bande der Abhängigkeit auflösen, die zwischen ihnen und ihrem Herkunftsstaat bestehen. In diesem Falle legen die Verhandlungspartner Wert darauf, die Frage der Volksminderheiten in endgültiger Weise unter sich zu regeln. In dieser Hinsicht sind die vertraglichen Vereinbarungen nicht immer klar genug formuliert. Sie bestimmen nicht mit hinreichender Eindeutigkeit, ob sie beide Gruppen von Personen oder nur jene meinen, die auf ihrem Staatsgebiet ansässig sind. So erwähnt das deutsch-estische Protokoll vom 15. Oktober 1939 in seiner Präambel „Volksgruppen" deutscher Herkunft in Estland. Diese Vereinbarung wurde nun auf estische Staatsbürger deutscher Volkszugehörigkeit angewendet, die im Ausland wohnten. Selbst im Text der deutsch-estischen und deutsch-lettischen Abkommen von 1939 fehlt das Unterscheidungsmerkmal einer *räumlichen* Abgrenzung. Erst in einer Verfügung verfahrensrechtlicher Art des deutsch-lettischen Zusatzprotokolls von 1939 legt man sich

[27] Vergleiche den Beschluß der gemischten griechisch-türkischen Kommission vom 15. März 1924 (S. 78, Anm. 2 oben).

darüber Rechenschaft ab, daß die Verhandlungspartner eigentlich die im Ausland lebenden lettischen Staatsbürger deutscher Herkunft meinten[28]. Tatsächlich ermächtigt die Verfügung von Art. 3 „die diplomatischen und konsularischen Vertretungen Lettlands" im Ausland dazu, den Verlust der lettischen Staatsangehörigkeit auszusprechen. Ohne dieser Verfügung hätte die Auslegung von Artikel 1 dieses Vertrages es gestattet, die im Ausland lebenden Personen davon auszuschließen, denn auf Grund dieses Artikels durften die Betreffenden „ihren Wohnsitz in Lettland verlassen".

Es ist nützlich, wenn man die Absicht der Verhandlungspartner in dieser Hinsicht näher bestimmt, denn es kann sein, daß der von der räumlichen Eingrenzung der Vereinbarung betroffene Staatsbürger, der im Ausland wohnt, in dem Staat, dessen Bürger er ist, Güter, Rechte und Besitzungen hat. Es steht zu vermuten, daß er die Nationalität dieses Staates ablehnen wird, und daß es dieser seinerseits ablehnen wird, die Vorteile der Vereinbarung über die Güter auf ihn auszudehnen, weil er nicht der Ansicht ist, daß sie ihn betreffe, und es eine Sonderbestimmung in ihr geben kann, die die Fremden vom Besitz an Eigentum und Liegenschaften ausschließt. So kann er sein Eigentum ohne Hoffnung auf Entschädigung verlieren.

Da der eigentliche Zweck der Umsiedlungsabkommen in der tatsächlichen Umpflanzung der Volksgruppen besteht, muß die Vereinbarung im Zweifelsfalle in der Weise ausgelegt werden, daß sie sich nur auf bestimmte Personen bezieht, die ihren Wohnsitz im Gebiet der Verhandlungspartner haben. Handelt es sich jedoch um umfassende oder zusammengesetzte Staaten, so empfiehlt es sich, genau zu bestimmen, ob das internationale Abkommen nur das Staatsgebiet im engeren Sinne umfaßt, oder ob es in gleicher Weise für seine Schutzgebiete, für Länder, die unter seiner Treuhandschaft stehen, für seine Kolonien, usw.,

[28] Etwa 2000 lettische, im Ausland lebende Staatsbürger deutscher Volkszugehörigkeit haben sich diesen Vertrag zunutze gemacht.

d. h. für die einem besonderen politischen Regime unterworfenen Gebiete, von Gültigkeit ist. Falls über diesen Punkt Stillschweigen bewahrt wird, so weiß man nicht, ob die Verhandlungspartner auch an Gebiete in diesem Sinne oder nur an solche gedacht haben, die im strengen Sinne des Wortes innerhalb des Staatsbereiches gelegen sind.

Die räumliche Begrenzung ist also abhängig von der Zielsetzung, die die Staaten in ihren Verhandlungen verfolgen. Im einen Falle betrifft die Umsiedlung nur ein Gebiet, eine Provinz, im andern das ganze Staatsgebiet.

Wir unterscheiden vom räumlichen Gesichtspunkt her betrachtet sechs verschiedene Arten von Vereinbarungen:

a) Vereinbarungen die das gesamte Gebiet der verhandelnden Staaten betreffen, wobei jedoch nur eine Art der Umsiedlung vereinbart wird.

Die griechische Vereinbarung vom 27. November 1919 bestimmt in Artikel 1 ausdrücklich die wahlfreie Umsiedlung für „die jeweiligen Gebiete" der Verhandlungspartner. Wie wir wissen, war die Säuberung der Balkanstaaten von ihren jeweiligen Minderheiten der Zweck dieser Vereinbarung.

Das deutsch-estische Protokoll vom 15. Oktober 1939 betraf „die deutschen Volksgruppen in Estland" (Präambel).

Der deutsch-lettische Vertrag enthielt keine räumliche Begrenzung, aber der Auslegung zufolge, die wir diesem Stillschweigen gegeben haben, betraf sie das gesamte lettische Gebiet.

b) Internationale Vereinbarungen, die unter Ausschluß bestimmter, genau begrenzter Gebiete eine Art der Umsiedlung für das gesamte Staatsgebiet vorsehen.

Dies gilt für die griechisch-türkische Vereinbarung vom 30. Januar 1923. Die Umsiedlungen waren laut Art. 1 obligatorisch. Davon waren jene Personen ausgenommen, die innerhalb der Grenzen der Präfektur von Konstantinopel entsprechend dem Gesetz von 1912 wohnten, sowie die Einwohner

Westthrakiens, die östlich der 1913 im Vertrag von Bukarest festgelegten Grenze ihren Wohnsitz hatten[29].

c) Internationale Vereinbarungen, die eine Art der Umsiedlung (die wahlfreie) vorsehen, sich jedoch nur auf ein genau begrenztes Gebiet beziehen.

Die englisch-türkische Vereinbarung vom 17. Mai 1817 bezog sich ausschließlich auf Stadt und Gebiet von Praga, die Gegenstand des Abkommens über die territoriale Abtretung waren. Der türkisch-bulgarische Vertrag vom 16. bis 29. September 1913 betraf ein Gebiet von höchstens 15 km Breite entlang der gemeinsamen Grenze. Der Zweck lag in der Säuberung der türkisch-bulgarischen Grenzzone. Die türkisch-rumänische Vereinbarung vom 4. September 1936 bezog sich ausschließlich auf die Auswanderung der Personen türkischer Volkszugehörigkeit, die in der Dobrudscha ansässig waren. Der italienisch-jugoslawische Vergleich vom 1. März 1939 galt Personen italienischer Herkunft, die in Mahovljani wohnten, oder aus diesem Dorf stammten und in den umliegenden Dörfern wohnten. Das deutsch-sowjetische Abkommen vom 3. November 1939 betraf lediglich die ehemaligen polnischen Gebiete, die von Deutschland, bzw. von der UdSSR annektiert worden waren, oder sich innerhalb ihrer Interessenssphären befanden. Das deutsch-ungarische Abkommen vom 29. Mai 1940 erstreckte sich nur auf das zuvor tschechoslowakische Gebiet, das in den Jahren 1938 und 1939 an Ungarn fiel. Das deutsch-ungarische Protokoll vom 30. August 1940 betraf lediglich den Norden Transsilvaniens, der durch den Schiedsspruch vom 30. August 1940 an Ungarn gelangt war.

Das deutsch-rumänische Abkommen vom 22. Oktober 1940 bezog sich nur auf die südliche Bukowina und auf die Dobrudscha. Im deutsch-italienischen Abkommen vom 31. August

[29] Artikel 2 des Friedensvertrages von Lausanne vom 24. Juli 1923 schloß davon noch die „Bewohner der Inseln Imbros und Tenedos" aus (Art. 14, Absatz 2).

1941 war nur die Provinz Laibach gemeint. Das deutsch-kroatische Abkommen vom 12. November 1941 betraf nur die Provinz Untersteiermark.

d) Internationale Vereinbarungen, die eine Art der Umsiedlung vorsehen, bei denen jedoch das dafür bestimmte Gebiet, nur dazu dient, die Herkunft der von der Umsiedlung betroffenen Personen zu ermitteln, wobei es gleichgültig ist, ob sie dort oder anderswo ihren Wohnsitz haben.

Diese Vereinbarungen dienen meist als Ergänzung der vorerwähnten Gruppe. Es handelt sich dabei um eine Ausweitung der festgelegten Vergünstigung für die aus den Umsiedlungsgebieten stammenden Personen, denen dadurch die gleiche rechtliche Stellung verliehen wird, wie jenen, die geblieben sind. So gewährte das deutsch-rumänische Abkommen vom 22. Oktober 1940 den rumänischen Staatsbürgern deutscher Volkszugehörigkeit die Vergünstigung der Umsiedlung, soweit diese aus dem Gebiet der Dobrudscha oder der südlichen Bukowina stammten und ihren Wohnsitz in Rumänien oder im Ausland hatten.

Das deutsch-italienische Abkommen vom 31. August 1941 betraf die Personen deutscher Volkszugehörigkeit, die in der Provinz Laibach geboren waren und dort das Indigenatsrecht besaßen, desgleichen die deutschen Staatsbürger und die Personen deutscher Volkszugehörigkeit, die in der Provinz Laibach geboren waren, dort das Indigenatsrecht besaßen, und, abgesehen vom Königreich Italien, ihren Wohnsitz außerhalb der Provinz hatten.

Das deutsch-kroatische Abkommen vom 30. September 1942 gewährte den Personen der betroffenen Gebiete, soweit sie in Deutschland oder den von ihm besetzten Gebieten lebten, die gleichen Vorrechte.

Der räumliche Gesichtspunkt kann hinzutreten, um die Auswanderer näher zu bestimmen, wenn das Gebiet dem verhandelnden Staate nicht mehr zugehört, sich jedoch auf dessen Gebiet Personen befinden, die aus diesen Gegenden herstammen.

Dies dürfte beispielsweise dann der Fall sein, wenn diese Personen bei einer Gebietsabtrennung für den verhandelnden Staat gestimmt hatten oder dorthin geflohen sind. Als Beispiel kann man das deutsch-rumänische Abkommen vom 22. Oktober 1940 anführen. Es betrifft die rumänischen Staatsbürger deutscher Volkszugehörigkeit, soweit sie aus Bessarabien oder der nördlichen Bukowina stammen, die am 28. Juni an die UdSSR gelangt waren.

Wie wir bereits erwähnten, hängt die Ausdehnung der räumlichen Begrenzung einmal vom Zweck ab, den die Verhandlungspartner hinsichtlich der Volkstumsfrage verfolgen, und sodann von den wirtschaftlichen Möglichkeiten, d. h. der Aufnahmefähigkeit und den Unterbringungsmöglichkeiten für die Umsiedler. Somit ist auch die anzuwendende Lösung eine Ermessensfrage.

e) Internationale Vereinbarungen, die zwei Arten von Umsiedlungsverfahren vorsehen, jedoch dasselbe Gebiet betreffen.

Der § 2 des deutsch-italienischen Abkommens vom 21. Oktober 1939 betraf die Provinz Bozen, die zweisprachige Provinz Trient, das zweisprachige Gebiet von Cortina d'Ampezzo (Provinz von Belluno), das zweisprachige Gebiet von Tarvisio (Provinz von Udine). Während hierbei nach § 3 die Umsiedlung für die deutschen Staatsbürger obligatorisch war, war sie gemäß § 4 für die Personen deutscher Volkszugehörigkeit wahlfrei. Dieses Abkommen galt nicht für andere Gegenden Italiens[30].

f) Internationale Vereinbarungen, die zwei Arten von Umsiedlungsverfahren vorsehen, jedoch verschiedene Gebiete betreffen.

Der deutsch-bulgarische Vertrag vom 7. September 1940 zeigt eine merkwürdige Anwendung der wahlfreien und der obligatorischen Umsiedlungsweise und ist im wesentlichen

[30] Der Art. 5 des Abkommens vom 17. November 1939 verleiht den im Ausland lebenden Personen deutscher Volkszugehörigkeit das Recht, sich bis zum 30. Juni 1940 zu entscheiden. Es ist jedoch nicht festgelegt, ob es sich dabei um Personen handelt, die aus dem betreffenden Gebiet stammen.

vom Gesichtspunkt der räumlichen Eingrenzung her bestimmt. Der Vertrag umfaßt das gesamte Gebiet der Verhandlungspartner. In den vier Provinzen der Dobrudscha, von denen zwei wieder an Bulgarien gelangten, war seine Anwendung obligatorisch. Für die andern Gebiete Rumäniens und Bulgariens war sie grundsätzlich wahlfrei.

Wechselbeziehungen zwischen Raum und Bevölkerung

Die Bande, welche die Menschen an bestimmte Landschaften binden, lassen sich in die beiden Gruppen Geburt und Aufenthalt einteilen. Der Geburtsort bestimmt die örtliche Herkunft des einzelnen. Der Aufenthalt an einem bestimmten Ort kann mehrere Merkmale aufweisen, die von der Dauerhaftigkeit bis zum bloß vorübergehenden Eindruck reichen. Das Recht hält dies fest, wenn es zwischen Wohnsitz, Wohnort, Aufenthalt, bloßem Verweilen usw. unterscheidet und jeder dieser Situationen rechtliche Folgen zuschreibt. Will man die juristische Bedeutung eines internationalen Umsiedlungsabkommens bestimmen, so ist diese Frage zumal dann nicht unerheblich, wenn dieses Abkommen nicht das gesamte Staatsgebiet betrifft. (Wenn zum Beispiel seine Anwendung erzwungen ist und nur diejenigen Personen betrifft, die durch die von den Verhandlungspartnern festgelegten rechtlichen Beziehungen an ihre natürliche Umgebung gebunden sind, ferner, wenn die Vereinbarungen von den Personen nicht in Anspruch genommen werden, da diese dort, wo sie sich aufhalten, die vorgedachten Bindungen nicht finden konnten. Da ihre Umsiedlung nicht erwünscht war, brachte sie für die eine Seite politische Unannehmlichkeiten und finanzielle Lasten mit sich[31].)

[31] Vgl. Bemerkung I von Art. 7 der bulgarisch-griechischen Regelung vom 6. März 1922.

Ebenso muß die Vereinbarung im Interesse aller die Bindungen genau festlegen, die zwischen dem einzelnen und dem Gebietsteil bestehen sollen. Beides soll in getrennter Weise durch den Vertrag festgelegt werden, sei es, um damit die Berufung auf vertragliche Vereinbarungen zu ermöglichen, oder um diese zu vermeiden. So sind beispielsweise die in einer Gegend „ansässigen" oder die aus ihr „stammenden" Personen von der Umsiedlung betroffen, während jene, die in einer anderen Gegend „ansässig" sind oder aus ihr „stammen", davon ausgeschlossen sind.

a) Die englisch-türkische Vereinbarung vom 17. Mai 1817 spricht von „Einwohnern". Dieser Ausdruck ist absichtlich ziemlich unbestimmt, weil die Vereinbarung die Entschädigung für jene Besitzungen regeln sollte, welche die Einwohner, d. h. die christliche Bevölkerung, verlassen mußte.

b) Die bulgarisch-türkische Vereinbarung vom 16. — 29. September 1913 regelt den Austausch jeweils in Einheiten von ganzen Dörfern. Das einzelne Dorf setzt sich aus Personen zusammen, die ihren Wohnsitz entsprechend den für dieses Dorf gültigen Rechten innehaben.

c) Die griechisch-bulgarische Vereinbarung vom 27. November 1919 spricht den Staatsbürgern der verhandelnden Parteien das Recht zur Auswanderung zu, falls sie nach Art. 1 zu den Volksminderheiten gehören. Wir wissen, daß diese Vereinbarung nicht nur über den Rahmen der griechisch-bulgarischen Belange hinausreicht, sondern dem Zweck dient, die Balkanstaaten volkstumsmäßig einheitlicher zu gestalten. Auch verzichtet sie, eine näher bestimmte Bindung vorzusehen, als die des Staatsbürgers.

d) Demgegenüber verwendet die griechisch-türkische Vereinbarung vom 30. Januar 1923 den Ausdruck „ansässig", was zu Schwierigkeiten geführt hat. Sie hat für den Austausch diejenigen Staatsbürger vorgesehen, die nach Art. 1 auf den türkischen und griechischen Gebieten „ansässig" waren und hat davon laut Art. 2 die in Konstantinopel, bzw. in Westthrakien

„ansässigen Einwohner" ausgeschlossen. Die Schwierigkeiten entstanden nicht infolge der Anwendung von Art. 1, dessen Zweck es war, alle Volksgriechen der Türkei und alle Volkstürken in Griechenland, soweit diese Bürger des betreffenden Staates waren, auszusiedeln und dies ohne Rücksicht darauf, ob sie dort ihre Heimat oder nur einen Wohnsitz hatten oder sich dort nur zu einem vorübergehenden Aufenthalt befanden, sondern bei Anwendung von Art. 2, in dem auch Ausnahmen vorgesehen waren.

In seinem beratenden Gutachten vom 21. Februar 1925 hat dann der Ständige Internationale Gerichtshof eine zwischen Griechenland und der Türkei abweichende Auslegung schlichten müssen. Sie betraf die Bedingungen, die von den „griechischen Einwohnern Konstantinopels" erfüllt werden mußten, damit sie, dem Wortlaut der Vereinbarung gemäß als „ansässig" betrachtet werden konnten. Nach Ansicht des Internationalen Gerichtshofes enthält der Begriff „Ansässigkeit" zwei wichtige Merkmale: Wohnsitz und Dauer, d. h. die Absicht, den Wohnsitz an einem bestimmten Ort dauernd beizubehalten. Soll eine Person als Einwohner bezeichnet werden, so muß der Aufenthalt von Dauer sein. Der Grad der Dauerhaftigkeit eignet sich nicht für eine genaue Definition. Nichts erfordert, daß die Bindung an den Ort, die mit dem Wort „ansässig" bezeichnet ist, auch im örtlichen (türkischen) Recht im obigen Sinne bestimmt wird[32].

Diese Frage wurde indessen in Zusatzartikel IV b des Abkommens vom 21. Juni 1925 zwischen Griechenland und der Türkei bereinigt. Aus praktischen Erwägungen hält er entsprechend Art. 16 der Vereinbarung von 1923 den „dauerhaften Charakter" nur für die „Abwesenden" aufrecht. Für die an-

[32] Vgl. hierzu das internationale Verwaltungsrecht (zweite Auflage), das hier ebenfalls zwischen Wohnsitz und Aufenthalt unterscheidet. Die einzelnen staatlichen Verwaltungsrechte berücksichtigen hierbei oft die Dauer (so ist nach frz. Staatsrecht eine Dauer von 6 Monaten erforderlich).

wesenden Personen genügt es, wenn sich diese vor dem 30. Oktober 1918 in Konstantinopel bzw. vor dem 30. Januar 1923 in Westthrakien befunden hatten. Die Anwesenheit und nicht, wie die türkische These es fordert, der Wohnsitz, konnte vor der gemischten Kommission durch alle Beweismittel erwiesen werden.

Das Abgehen von der türkischen These scheint auf ein Zugeständnis zurückzugehen, das hinsichtlich der „Abwesenden" von griechischer Seite aus gemacht wurde. Laut Art. 16 der Vereinbarung von 1923 hatten die davon „ausgeschlossenen Personen" das Recht, in ihre Heimat zurückzukehren. Der Art. 4 der am 19. März 1924 von der gemischten Kommission aufgestellten Entschließung schränkt durch Protokollierung des früheren beiderseitigen Abkommens dieses Recht insofern bedeutend ein, als er diejenigen der „Abwesenden" davon ausschließt, die das Land ohne gültigen Paß verlassen hatten. Nun ist es aber in der Tat selten, daß man sich mit ordentlichen Bescheinigungen auf die Flucht begibt.

Demgegenüber forderte das Abkommen vom 21. Juni 1925 von den „Abwesenden" den Nachweis „ihrer Absicht, ständig dort zu wohnen". Um dies zu ermöglichen, wurden auf Grund dieses Abkommens reiche Mittel zur Verfügung gestellt.

e) Die vom Ständigen Internationalen Gerichtshof gegebene Interpretation des Wortes „Einwohner" bestimmt damit zugleich seinen Sinn in der türkisch-rumänischen Vereinbarung vom 4. September 1936. Diese Vereinbarung setzte die Wahlfreiheit fest.

Die Verwirklichung dieser Wahlfreiheit war indessen für die Staaten eine Belastung. Das gilt besonders für den rumänischen Staat. Dieser hatte demnach das Recht, dem rumänischen Staatsbürger türkischer Herkunft, soweit er nicht „Einwohner" der erwähnten Gegenden war, die Vergünstigung der Vereinbarung zu genehmigen oder zu verweigern.

f) Die italienisch-jugoslawische Übereinkunft vom 1. März 1939 vereinbart sogar zwei Kennzeichnungsmerkmale. Ihnen

zufolge mußte der Betreffende aus Mahovljani „stammen" und laut § 1 dort oder in den benachbarten Dörfern wohnen.

g) Wie aus dem italienischen Gesetz vom 21. August 1939 hervorgeht, betraf das deutsch-italienische Abkommen vom 23. Juni 1939 die Personen, die in den Gemeinden des umgrenzten Gebietes „wohnhaft" waren, was selbst dann seine Gültigkeit hatte, wenn sie sich anderswo „aufhielten". Das Gesetz betraf den Verlust der italienischen Staatsbürgerschaft. Auch das Abkommen vom 21. Oktober 1939 wies eine weitergehende Formulierung auf. Es betraf alle deutschen Staatsbürger und Personen deutscher Volkszugehörigkeit, die in den durch die Vereinbarung bestimmten Gebieten „wohnten", sowie die Personen deutscher Volkszugehörigkeit, die aus diesen Gegenden „stammen".

h) Im deutsch-estischen Protokoll vom 15. Oktober 1939 bestand die einzige Bindung in der politischen Zugehörigkeit des Staatsbürgers. Folglich hatten die estischen Staatsbürger deutscher Volkszugehörigkeit, wo immer sie sich auch aufhalten mochten, das Recht, die estische Staatsangehörigkeit abzulegen. Ebenso verhielt es sich beim deutsch-lettischen Vertrag vom 30. Oktober 1939.

i) Das deutsch-sowjetische Abkommen vom 3. November 1939 schien sich auf bestimmte Personen aus bestimmten Gebieten zu beziehen, welcher Art auch das Band war, das sie mit ihnen verknüpfte.

k) Art. 1 § 1 des deutsch-ungarischen Abkommens vom 29. Mai 1940 bezog sich auf Personen deutscher oder tschechischer Volkszugehörigkeit, die sich in dem betreffenden Gebiet „niedergelassen hatten". Dasselbe gilt für das deutsch-ungarische Abkommen vom 30. August 1940.

l) Der bulgarisch-rumänische Vertrag vom 7. September 1940 ist äußerst unklar formuliert. Der obligatorische Austausch gilt für rumänische Staatsbürger bulgarischer Volkszugehörigkeit bzw. bulgarische Staatsbürger rumänischer Volkszugehörigkeit innerhalb der „Verwaltungsbezirke" von Duroster usw. Ent-

sprechend dem durch den Vertrag ins Auge gefaßten Zweck sollte diese Vereinbarung in einem weit gefaßten Sinne ausgelegt werden, und zwar derart, daß der Vertrag auf alle von dem ethnischen Unterscheidungsmerkmal betroffenen Personen anzuwenden war. Davon waren nur diejenigen ausgenommen, deren Anwesenheit in dem Gebiet der vier Verwaltungsbezirke offenkundig nur zufälliger oder vorläufiger Art war.

Hinsichtlich der Personen „der anderen Gebiete Rumäniens oder Bulgariens" schien die Bestimmung der rechtlichen Bindungen überflüssig zu sein, denn entweder handelte es sich dabei um eine freiwillige Heimführung, zu deren Einschränkung die Verhandlungspartner keinerlei Grund hatten, außerdem war die Frage einer Bindung in diesem Falle ohne Belang; oder aber es handelte sich um eine Zwangsumsiedlung, wobei, wie wir bereits ausführten, die Verhandlungspartner allem Anschein nach den entsprechenden Regierungen eine unumschränkte Gewalt zusichern wollten.

m) Das deutsch-kroatische Abkommen vom 12. November 1941 zeigt eine sehr genaue Formulierung. § 1 Abs. 1 vereinbart einen „ständigen Wohnsitz" in der Untersteiermark, er bringt jedoch nicht die Definition, welche die Verhandlungspartner dem Wort „Wohnsitz" geben wollten, und zwar deshalb nicht, weil gewisse Gesetze hierin eine bloße Tatsache, andere wiederum einen Wohnsitz im rechtlichen Sinne sehen. Schließlich gibt es für Wohnsitz noch die Bestimmung des Völkerrechtes: „Beständige und dauerhafte Niederlassung mit der Absicht, dort zu bleiben[33]."

Bedienen sich die Gesetzgebungen der verhandelnden Staaten derselben Kennzeichnungsmerkmale, so bereitet die Auslegung des Wortes „Wohnsitz" keine Schwierigkeiten. Ist dies jedoch nicht der Fall, so ist es gut, wenn man entweder den Inhalt des Begriffes definiert oder das zuständige Gesetz an-

[33] Ständiger Internationaler Gerichtshof, beratendes Gutachten vom 15. September 1923 zur Erwerbung der polnischen Nationalität (S. 20).

führt. Denn auf diesem Gebiet besteht kein Grund, die Bindung an den Ort durch die Anwendung irgendeines Gesetzes zu bestimmen.

(Über alle diese juristischen Konsequenzen und Möglichkeiten, die hier auf den obigen letzten 75 Seiten so überaus sorgfältig und genau durchdacht und erwogen und mit soviel echt französischer Freude am rein Formalen unermüdlich erörtert wurden, haben sich die Verfasser der folgenden Entscheidung, die Urheber der umfassendsten Vertreibung der Geschichte, ganz augenscheinlich nicht die geringsten Gedanken gemacht.
Der Verlag)

Die Entscheidung der Potsdamer Konferenz

(Berlin, 2. August 1945)

„Nachdem die drei Regierungen[1] die Frage nach allen ihren Gesichtspunkten hin untersucht haben, einigten sie sich dahingehend, daß nun mit der Umsiedlung der deutschen Volksgruppen begonnen werden solle, die in Polen, in der Tschechoslowakei und in Ungarn ansässig waren. Sie sind sich darüber einig, daß die Umsiedlungen in geordneter und menschenwürdiger Weise vorgenommen werden sollen. Angesichts der Tatsache, daß die Ankunft einer großen Anzahl Deutscher, die man auf solche Weise nach Deutschland einströmen läßt, die Belastung noch vermehren wird, die bereits auf den Besatzungsbehörden liegt, sind sie der Ansicht, daß das Kontrollkomitee dieses Problem zunächst überprüfen soll, um besonders darüber Klarheit zu gewinnen, wie in den einzelnen Besatzungszonen eine gleichmäßige Verteilung der Deutschen durchgeführt werden könne. Sodann würden sie ihren jeweiligen Vertretern bei diesem Kontrollkomitee Anweisungen geben, damit sie so bald wie möglich ihre Regierungen darüber unterrichten könnten, in welchem Umfang diese Deutschen aus Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn bereits in Deutschland eingetroffen sind, um ihnen den ungefähren Zeitraum und die angesichts der gegenwärtigen deutschen Lage notwendigen Unterbrechungen weiterer Umsiedlungstransporte mitzuteilen. Die tscheschoslowakische Regierung, die provisorische Regierung in Polen sowie das Kontrollkomitee in Ungarn sind über die Vorkehrungen unterrichtet und dazu aufgefordert, mit den Vertreibungen solange zu warten, bis die betreffenden Regierungen die Berichte ihrer Vertreter beim Kontrollkomitee geprüft haben werden."

[1] Die Vereinigten Staaten, England und Sowjet-Rußland. Frankreich war in Potsdam nicht vertreten und ist an dieser Entscheidung in keiner Weise beteiligt.

Mitten aus dem Geschehen

Tagebuchblätter von Inge Merten

Gleiwitz, 11. Februar 1945

Mein liebes Gritli!

Heut will ich einen Brief an Dich beginnen, von dem ich nicht weiß, ob er Dich jemals noch erreichen wird. Ich will Dir alle meine Abenteuer aus dieser Moskowiterzeit aufschreiben und mir selbst damit ein wenig Mut machen. Das ist in dieser schweren Zeit mehr als nötig. Vor allem darf ich den Glauben nicht verlieren, wie fast alle Menschen hier. Das macht mich so traurig, daß ich es Dir kaum beschreiben kann. Kaum sind die Russen hier, da sehen alle Menschen so schwarz und niemand glaubt noch an einen deutschen Sieg. Nur unsere Familie macht da eine Ausnahme und ich bewundere meine Mutter, die von einer nie geahnten Kraft beseelt ist. Ich hätte ihr diesen Gleichmut und eine solche Stärke des Glaubens nicht zugetraut. Es macht mich froh und glücklich. —

Ja, nun will ich der Reihe nach erzählen. Was heut nicht fertig wird, kann morgen beendet werden. Ich weiß nicht, ob Du meinen letzten Brief erhalten hast, in dem ich Dir Erikas Tod mitteilte. Das war an einem Sonnabend vor drei Wochen. Mir kommt es vor, als ob drei Jahre inzwischen vergangen sind. Wie ich Dir bereits schrieb, kam Eri durch den Luftdruck einer Russenbombe ums Leben, als sie grad im Hausflur auf dem Weg in den Keller war. Ich kam bis heute noch nicht dazu, wenigstens ihren Eltern mein Mitgefühl auszusprechen, denn der Zauber mit den Russen ging ja gleich darauf wieder los. Wie mir zumute war, kannst Du Dir wohl vorstellen. Eri war ein so lieber Kamerad. Wir waren uns in sehr vielen Stunden nahe gekommen. Darf man jetzt um einen lieben Menschen trauern in dieser Zeit des Umsturzes, da unser ganzes Deutschland in Gefahr ist?

Ich versuche, gar nicht an Erika zu denken, und die mannigfachen Eindrücke und das ganze Durcheinander helfen mir ein wenig darüber weg.

12. Februar 1945

In den letzten Tagen hatten wir in der Firma Hochbetrieb. Am Dienstag mittag fuhren Tante und Onkel mit meiner Cousine mit dem vorletzten Zug nach Oderberg ab. Hoffentlich haben sie Dresden noch glücklich erreicht. Ob ich die Lieben jemals wiedersehe? Ich habe das Empfinden, daß doch noch alles gut wird. Am Mittwoch war ich das letzte Mal in der Firma. Wir hatten dauernd Tieffliegerangriffe mit Bordwaffenbeschuß und Bombenabwürfen. So richtig gearbeitet hat niemand mehr. Die Großindustrie hat noch Löhne ausgezahlt. Wir bekamen unser Gehalt bis einschließlich April. Fast den ganzen Tag saßen wir nur im Keller, da die Flugzeuge wie toll herumsausten. In Klausberg sollen schon die Russen sein. Auch Gleiwitz ist in der Hand des Feindes. Die Stimmung ist miserabel, die Hoffnung auf Besserung auf dem Nullpunkt angelangt. Zu Haus wurde alles in den Keller geräumt. Wir haben einen großen modernen Luftschutzkeller mit „allem Komfort". Für jede der noch anwesenden sechzehn Personen unseres Hauses, einschließlich Kinder, wurde ein Bett aufgestellt. Zwei Öfen sind da, einer zum Kochen, einer zum Heizen. Platz ist genug für jeden.

Am Bahnhof stehen Eisenbahngeschütze und machen mit ihren ununterbrochenen Abschüssen einen kolossalen Lärm. Alle Fenster in den Wohnungen klirren. Unser Militär wird in Richtung Makoschau, wahrscheinlich nach Rybnik zurückgezogen. Vom Volkssturm kreisen die tollsten Gerüchte. Nachmittags laufe ich bei Tieffliegerbeschuß noch in Tantes Wohnung um Lebensmittel. Sämtliche Geschäfte sind geschlossen, die Straßen wie ausgestorben. Was wird aus uns? Gibt es kein Aufhalten? Was werden die Russen mit uns anfangen? Hauen uns unsere Soldaten noch heraus? Bange Fragen, auf die nur ein Achselzucken antwortet. —

Im Gleiwitzer Stadtwald, in Mathesdorf sind die Russen! Keiner will das glauben. Dumme Witze, ein verlegenes Restchen Galgenhumor — abwarten, die Dinge auf sich zukommen lassen. Am Abend kommt der Blockwart aus dem Nebenhaus durch den Kellerdurchbruch. Alle Ausweise sind sofort zu vernichten, Abzeichen wandern in den Ofen. Was liegt noch an den Äußerlichkeiten? Auf das Herz kommt es an. Viele ändern ihre Meinung. Notzeiten enthüllen das wahre Gesicht, offenbaren die echten Gesinnungen. Wir lassen uns nicht unterkriegen! —

Am Abend der letzte Fliegeralarm. Direkt vor unserem Haus eine Bombe. Unser Wirt und ich sind als erste draußen. Keine Toten und Verletzten! Sämtliche Fenster, zum Teil mit den Rahmen heraus, die Haustür eingedrückt. Die schweren Bohlen vor den Fenstern des Luftschutzkellers sind heruntergerissen. Im Finstern werden die Kellerfenster vernagelt, die Kellerlöcher mit Mist abgedeckt. Unaufhörlich kreisen die Maschinen über uns. Aus der Richtung des Bahnhofs ein heller Feuerschein. Gottlob hat das Licht nicht ausgesetzt. Noch einmal alles gut abgelaufen. Am Morgen werden wir weitersehen. In den Wohnungen sieht es lieblich aus. Wir sind froh, im Keller zu sein. Es ist eine unruhige Nacht. Alles liegt in Kleidern auf den Betten. Erst gegen Morgen läßt das Artilleriefeuer nach.

Um 8 Uhr kommt eine Frau aus dem Nebenhaus: „An der Ecke steht ein Russenpanzer, man hört die Leute sprechen. Stoj! Stoj!" Wir lachen sie aus. Sie zittert und bebt. Wir glauben nichts, was wir nicht selber sehen. Russen? Ach was, ein Traum, ein Phantom! Alles zweifelt, bis plötzlich die Türe auffliegt und drei Kerle vor uns stehen: „Keine Angst, panotschek, Russen anständig, nur deutsche Soldaten rauben und plündern. Nur niemski morden Frauen und Kinder. Germanski böse, Ruski gut!" — Im Augenblick haben sie fast alle Uhren geklaut, die Kinder gestreichelt, uns zugenickt, meinem Vater eine Zigarre angeboten, die er angesichts der Maschinenpistole mit Todesverachtung raucht. Dann sind sie draußen. Wir sollen in den Kellern bleiben.

Auf den Straßen knallt's ganz anständig. Deutsche Artillerie schießt in die Stadt. Niemand verläßt den Keller. Um 12.30 Uhr kommt der Blockwart angestürzt: „Wo bleibt ihr denn? Wir löschen schon eine halbe Stunde auf dem Dach. Euer Haus brennt!" Wir stürzen heraus. Dicker schwarzer Qualm, Gestank, der halbe Dachstuhl steht in hellen Flammen. Alles herauf — Eimerkette — die Luftschutzspritzen heran! Wo sind die Einreißhaken, Spitzhacken? Vor Rauch ist nichts zu sehen. Das Feuer ist schon in einer Mansardenwohnung. Wasser, Wasser, Wasser! Wir löschen, unser Wirt und ich sind zuerst an den Spritzen. Wie es uns vor lauter Qualm schon ganz übel wird, müssen die Ablösungen vor. Ich schleppe Wasser, hundert Eimer, zweihundert, noch mehr! Der Brand frißt sich in das dritte Stockwerk, in der Wohnung unseres Flurnachbarn brennt ein Zimmer. Im zweiten Stockwerk läuft kein Wasser mehr. Wir schleppen aus dem Keller. Die Wohnungen in der ersten Etage sind verschlossen, die Bewohner getürmt. Wir brechen eine Tür auf. Wasser ist der einzige Gedanke. Ach, hört doch auf, es ist zwecklos, wir schaffen es ja doch nicht. —

Vater bringt eiskalten Moselwein. Nacheinander trinkt jeder aus der Flasche. Weitermachen! Vom dritten Stock aus sieht man den Himmel durch Rauch und Qualm. Um uns heulen Granaten, knattern Maschinengewehre, peitschen Gewehrschüsse. Was stört uns das! Löschen, Wasser, Russen, Erika — weitermachen! Nicht denken, nur nicht denken! Kinder, wir schaffen's! Es wird langsam, nur an einigen Stellen qualmt es noch. Im wesentlichen ist das Feuer bezwungen.

Im Keller gibt es Erbsensuppe! Hunger, Durst — gibt es das auch noch? Wie spät ist es eigentlich? Mantel und Trainingshosen sind durchnäßt, die Hände klamm gefroren. Die Beine so schwer vom Treppenlaufen. Aber wir haben's geschafft! Sieben und eine halbe Stunde haben wir geschuftet wie die Pferde. Dafür dürfen wir in unserem gemütlichen Keller bleiben. Dafür sind den meisten von uns die Wohnungen erhalten. Todmüde fallen wir in die Betten. Verfluchte Russen!

Gritli, wir haben das Fluchen gelernt. Es ist nicht mehr häßlich und ungezogen. Es ist eine Erleichterung, gewissermaßen ein Genuß. Wir fluchen mit einer inneren Genugtuung.



13. Februar 1945

Am nächsten Tag haben wir eimerweise Schutt aus den ausgebrannten Wohnungen geschleppt, auch teilweise noch weiter gelöscht. Das Hauptfeuer aber war überstanden. Dauernd kamen

die Russen kontrollieren. Volkssturmmänner und Waffen wurden gesucht. Alles wurde drunter und drüber gewühlt. Kein Schrank, kein Fach war sicher. Verschlossene Türen mit dem Gewehrkolben eingeschlagen. Auf den Straßen zog der Mob von Geschäft zu Geschäft und plünderte. Die unmöglichsten Sachen wurden geschleppt. Ich sah eine Frau mit einer riesengroßen Schlafpuppe im Arm. Wozu sie die jetzt wohl braucht? Wir verrammelten notdürftig die Haustür. In der Wohnung unseres Nachbarn befanden sich zwei Jagdgewehre und Uniformstücke. Das alles wurde von der Hausgemeinschaft vernichtet. Aus den verlassenen Wohnungen haben wir sämtliche Lebensmittel requiriert. Wer weiß, wozu wir alles noch brauchen.

Der erste Befehl vom Stadtkommandanten ist angeschlagen. Von abends 6 Uhr bis morgens 8 Uhr ist Belagerungszustand, Plünderer verfallen dem Kriegsgericht. Beim Vernageln der Haustür finde ich einen Blindgänger, eine kleine Fliegerbombe. Jeder hat Angst, das Ding anzufassen. Endlich erbarmt sich unser Hauswirt und schafft es weg. Wenn wir den Menschen nicht hätten, sähen wir gut aus! Er spricht gut polnisch, kann also mit den Russen verhandeln. Ein patenter Kerl, der alles kann und versteht und einen Haufen Humor besitzt. Er ist Diplom-Ingenieur. Seine goldige kleine Tochter, die zweijährige Sibylle, ist der Liebling des ganzen Kellers. Sie sieht aus wie der Sarotti-Mohr. —

So gehen die Tage hin. Wir schaufeln Schnee vor dem Haus und im Hof, tragen zentnerweise Schutt weg. Zeitweilig taut es. Der Dreck läuft in die Wohnungen, weil das Dach passé ist. Dauernd kommen Russenkontrollen. Einmal kommt einer und wühlt im Keller in den Koffern, zündet sich eine Zigarette an und wirft sechs brennende Streichhölzer auf ein Federbett. Mutter zerdrückt gleich die Flammen. Endlich geht der ekelhafte Kerl wieder hinaus.

Im Nebenhaus wurde ein Mann erschossen. Als ein Russe hereinkam, ist er aus Angst in ein Nebenzimmer gelaufen und wollte sich verstecken. Da dachten die Russen, er wäre vom

Volkssturm, und stellten ihn an die Wand. Die Leiche lag eine Woche lang herum. Das Nebenhaus hat Pech. An einem Abend wurden dort vier Frauen vergewaltigt. Die Russen treiben es toll; sie machen, was sie wollen. An meinem Geburtstag wirft einer, dem gerade nichts besseres einfiel, im Nebenhaus eine Handgranate ins Kellerloch. Andere Russen, die den Krach hörten, dachten, wir hätten geschossen. Große Kontrollen und Verhöre. Vier Kerle auch in unserem Keller. Alles wird durchgestöbert.

Auf Befehl vom Kommandanten sind alle Radios abzuliefern. Wir hören immer noch Nachrichten, drücken uns vor der Ablieferung des Apparates von einem Tag zum anderen, hoffen, daß noch etwas geschieht.

Keiner glaubt an einen Gegenschlag. Am Annaberg-Platz werden alle nationalsozialistischen Schriften und Bücher öffentlich verbrannt. Wir vernichten unsere Bücher allein. Heimlich wird der Wehrmachtbericht gehört. Die Russen haben Horchgeräte, mit denen sie feststellen, wer das Radio laufen hat. Bei uns sind sie mit so einem Kasten nicht vorbeigegangen. Wenn ich „wir" und „uns" schreibe, so ist das jetzt immer die ganze Hausgemeinschaft. Wir halten alle wunderbar zusammen. —

An meinem Geburtstagsabend kommen sechs Russen in unseren Keller und wollen Quartier. Es sind gottlob ganz vernünftige Kerle. Wir hatten einen schönen Schreck. Der Sergeant wollte durchaus in Berlin „Die Hochzeit des Figaro" sehen. Wir mußten sechs Flaschen Wein mit ihnen austrinken. Jede Familie bekam einen Topf voll Zucker, die Kinder Kekse und Bonbons. Dann legten sie sich in unsere Liegestühle und pennten bis früh. Wir haben alle kein Auge zugemacht. Wenigstens haben sie unsere Betten nicht benutzt. Der Sergeant, ein Arbeiter aus Moskau und Parteimitglied, erläuterte uns die Absichten der Kommunisten-Partei. Man sah deutlich, wie stolz er auf diesen Quatsch war. Die Soldaten, die in den ersten Tagen kamen, waren gut ausgerüstet und gut genährt, einer dicker als der andere. Aber was jetzt hier ist, sieht weniger appetitlich aus. Lauter Galgenvögel!

Daheim haben ein paar alte Kommunisten eine Macht gegründet. Sie spielen die Herren und glauben, daß wir entweder russisch bleiben oder polnisch werden. Alle, die etwas mit der NSDAP zu tun hatten, so etwa vom stellvertretenden Ortsgruppenleiter an aufwärts, werden verhaftet. Einige wurden erschossen. Man hört jeden Tag Neues. Viele Bekannte sind darunter. Das Gerichtsgefängnis soll schon voll sein.

Am Sonntag, dem 4. Februar, erscheint in unserem Keller ein schieläugiger Mensch, der kaum deutsch sprechen kann, und holt Vater und Mutter zur Kommandantur. Ich werde gesucht. Vater sagt, ich sei nicht da. Er kennt den Oberkommunisten, einen Schneidermeister. Nach mir wird gesucht. Ein anderer Kommunist sagt zu meinem Vater, ich solle sofort verschwinden, falls ich noch da sei, und ermöglicht es meinem Vater, mich zu benachrichtigen. Die ganze Hausgemeinschaft ist in Aufregung. Jeder gibt mir ein paar Lebensmittel, jeder wünscht mir Glück, gibt mir irgendwelche Adressen.

Mutter ist noch nicht zurück. Ich packe einen Rucksack, ziehe noch einen Pullover und eine Jacke an, und dann geht es zu Fuß — Bahnen verkehren ja nicht — zunächst nach Gleiwitz. Niemand darf mich sehen. Ich treffe auch keinen Bekannten. Auf dem Wege liegen viele tote Russen und Volkssturmmänner. An der Hindenburgbrücke in Gleiwitz liegt ein Toter in einem blauen Hemd. Seine Schädeldecke ist zertrümmert und das Hirn liegt auf der Straße. Ich werde diesen Anblick nie mehr vergessen.

Es herrscht eine eisige Kälte und strahlender Sonnenschein. Eigenartigerweise spüre ich keine Angst, mein Herz muß tot sein. Ich stehe diesem Inferno so unbeteiligt gegenüber. Ist das alles Film oder Wahrheit? —

Gleiwitz ist furchtbar verwüstet, das „Haus Oberschlesien" vollkommen ausgebrannt. Hier haben die Russen noch viel schlimmer gehaust als in unserem Ort. Ganze Straßen sind ausgebrannt. Die Zivilbevölkerung soll an die tausend Tote haben. In manchen Straßen wurden alle Leute erschossen. Die Ge-

schäfte sind ausgeplündert, Tote liegen überall herum. Die Straßen sind menschenleer. Ich habe ein paar Adressen von Bekannten, kann aber niemand antreffen. Was nun? Bis 18 Uhr muß ich ein Dach über dem Kopf haben, sonst lande ich bei den Russen.

Vormittags war ich bei dem strahlenden Sonnenschein auf der Straße zwischen Mathesdorf und Gleiwitz, die ich so oft mit Erika entlanggefahren bin, noch in ganz guter Stimmung (was man so gut nennt), nachmittags war es mir dann doch plötzlich verdammt mulmig zumute. Eine Adresse hatte ich noch von Leuten, die ich gar nicht kannte. Nur ein Empfehlungszettel einer Mitbewohnerin unseres Hauses war mein Ausweis. Ich fragte eine Frau nach dem Weg. Die sagte mir gleich, in diesem Viertel hausten die Russen ganz fürchterlich. Also wenig Trost. Als ich die Wilhelmstraße herunterlaufe, fällt mir ein, daß meine Tante, die in einer Konditorei beschäftigt ist, vielleicht doch nicht mit meiner Cousine zusammen geflohen ist. Und mit meinem sprichwörtlichen Glück treffe ich sie tatsächlich an. Das ganze Haus ist abgebrannt. Nur die Bäckerei steht noch im Hof. Eine Riesenschlange von Menschen steht nach Brot an. Ich habe mich etwas abseits gestellt, um auf meine Tante zu warten. Da kommt ein Bäcker aus dem Haus und schenkt mir ein Weißbrot. Ich nehme es als gutes Omen.

Tante Leni wohnt jetzt in der Wohnung meiner Cousine, die wie durch ein Wunder als einzige im Haus noch von keinem Russen betreten wurde. Nun hause ich hier, einstweilen sicher vor den Kommunisten, die mich erschießen wollten, wie ich inzwischen erfuhr. Meine Schwester kam mich schon zweimal hier im Exil besuchen, nachdem sie einige Mühe hatte, mich aufzufinden. Vorläufig soll ich nicht nach Hause kommen, will aber Ende der Woche doch einmal hin. Ich trage ganz alte Sachen, auf denen noch der Schmutz vom Brand her klebt. Ein Tuch fest ins Gesicht gezogen, dann wird mich schon keiner erkennen.

14. Februar

Heut war ein Onkel von daheim hier. Er kam hauptsächlich um Brot. Dort darf kein Bäcker backen. Die Ernährungsfrage ist vollkommen ungeklärt. Jeder zehrt von seinen bescheidenen Vorräten. Wie lange es noch ausreicht, kann man jetzt schon ausrechnen. Und was dann? Wir haben es noch ganz gut, weil Leni vom Bäcker wenigstens Brot mitbringt. Die Bäckerei muß für die Russen arbeiten. Es fällt aber für die Angestellten immer mal was ab. So kann ich doch ab und zu ein Brot nach Hause schicken. Zu diesem Zweck hab ich mich außerdem noch um ein Brot angestellt. Immens viele Menschen. Ich hab schon fast gebrochene Rippen. Ein Russe leitete die Verteilung. Drei Stunden habe ich gestanden. Alle Ausländer, Franzosen, Engländer, Polen, Juden — die aus den Konzentrationslagern entlassenen — kommen zuerst dran, die Deutschen müssen stehen und warten. Wenn unsere Soldaten uns doch nur wieder befreien wollten! Da könnten ruhig die Städte und Häuser zerschossen sein, wenn wir nur wieder deutsch werden!

Und niemand glaubt mehr an einen deutschen Sieg. Ich werde von allen für verrückt erklärt und kann trotzdem nicht glauben, daß der Krieg für uns ein solches Ende haben soll. Heut kam einer mit der Nachricht, daß Japan den Russen bereits in der vorigen Woche den Krieg erklärt hat. Aber ist das auch wahr? Und wo liegt schon Japan! In den ersten Tagen hörte man noch entferntes Schießen. Jetzt herrscht, abgesehen von einigen Gewehrschüssen, eine unheimliche Ruhe. Ratibor soll gefallen sein. Man weiß aber nichts Genaues. Der wütendste Beschuß wäre uns eine Egelsmusik, weil wir dann wüßten, daß es noch deutsche Soldaten gibt. Gibt es sie wirklich noch? Oder ist das nun das Ende?

Die Menschen reden so vieles: Deutschland hat kein Öl, Deutschland hat alle Werke eingebüßt, Oberschlesien, die Waffenschmiede des Reiches, ist in Feindeshand. Mir zieht sich das Herz zusammen bei all diesen Gedanken. Ich will nicht an einen

verlorenen Krieg glauben, ich will einfach nicht! Das ist wohl auch reiner Selbsterhaltungstrieb, denn ein Leben ohne unsere Ideale, ohne Deutschland kann es doch nicht geben.

Die Russen haben einen Befehl erlassen, nach dem sich alle Männer zwischen 17 und 50 Jahren zur Arbeit im frontnahen Raum melden müssen. Viele sind schon fort. Sie müssen Verpflegung für vierzehn Tage mitbringen. Aber woher? Alle Geschäfte sind geplündert, alle Warenvorräte von den Russen weggenommen. Es wird gemunkelt, daß die Männern in die UdSSR verschleppt werden. Man weiß nichts Genaues. Heut war eine Frau aus einem nahen Dorf hier und erzählte, daß in Kieferstädtel eine Frau einen russischen General erschossen haben soll. Daraufhin ist das ganze kleine Städtchen dem Erdboden gleichgemacht worden. Auf jede Frau wurden dreißig Russen losgelassen, sämtliche Männer erschossen. Hier in Gleiwitz wurden fast alle Ärzte erschossen. Es herrscht ein unsagbares Elend. Hat Deutschland noch die Kraft, die Russen zu verjagen?

Die Leute aus diesem Haus hier treffen sich alle jeden Abend im Luftschutzkeller und beten. Zuerst die Katholischen, durchweg alte Leute, mit einem ganzen Rosenkranz. Dann die evangelischen Lutheraner mit sehr hübschen Betrachtungen über Geduld, Nächstenliebe etc. Ich habe aber nur zweimal daran teilgenommen. Wenn diese Menschen wüßten, daß ich mich als Flüchtling vor den Kommunisten hier befinde, würden sie mich aus Angst glatt vor die Tür setzen. Hoffentlich ändert sich die Situation bald und grundlegend! Dürfen wir überhaupt noch auf etwas hoffen?

Ich will den Mut nicht sinken lassen! Gritli, wie oft denke ich an Dich und an das liebe Wien. Wie schön war unser bisheriges Leben und wie trostlos ist es jetzt!

Du kleines Schiff der Seele,
nur der nicht denkt, der ist.
Dich treibt mit rauher Kehle
ein Stärkrer als Du bist.

Heut war ich zu Haus. Die Straßenbahnen verkehren schon wieder. Es war sehr voll. Unterwegs begegneten wir endlos langen Zügen von Männern, die zur Arbeit aufgerufen sind. Von daheim sollen allein 12 000 Mann abgegangen sein. Die Russen sollen über diese Männeransammlungen sprachlos sein. In Rußland gibt es in Dörfern und Städten keine Männer mehr. Die Leute kommen in die Nähe von Heydebreck, wo auch die Front sein soll. Es wird sehr viel gemunkelt. Fast alle haben die Absicht, dort auszukneifen.

Bei den Eltern gab's eine rührende Begrüßung. Sie sind sehr gefaßt und glauben fest, daß wir wieder befreit werden. Mutter hat sogar schon wieder alles zum Nähen einer neuen deutschen Fahne zurechtgesucht. Sie ist von einem bewunderungswürdigen Mut. Wir haben uns noch nie so gut verstanden. —

Zwei Cousinen von mir, 18 und 15 Jahre alt, wurden von den Russen vergewaltigt. Man hört überall nur grauslige Sachen. Die Kommunisten waren direkt erbost, daß ich nicht aufzufinden bin. Ich habe es nur dem Umstand zu verdanken, daß so ein dummer Schielbock nicht wußte, wen er abholen sollte, daß ich noch frei herumlaufe. Denn dieser Dussel sollte gar nicht meine Eltern, sondern mich abholen. Bis jetzt habe ich also Schwein gehabt. Ich wurde schon für tot erklärt. Auch Vater hat schon gehört, daß ich erschossen wurde. Er sagte nur, er wüßte es nicht. Für diese Lumpen, die es so scharf auf mich haben, kann ich ja ruhig tot sein.

Du wirst lachen, Liebes, aber ich büffle wieder englisch. Jetzt habe ich ja Zeit dazu. Es wird davon gesprochen, daß die Russen alle Frauen von 17 bis 35 zur Arbeit heranziehen werden. Da drücke ich mich auf jeden Fall solange es geht. Wer weiß, was bis dahin auch noch geschieht. —

Einer meiner Lieblingschöre ist der Chor aus „Nabucco" von Verdi: Flieg Gedanke, getragen von Sehnsucht. Jetzt singe ich meiner Tante den Baß-Part fast täglich mit meiner göttlichen

Stimme dröhnend vor: „Warum klagt ihr und seid so verzweifelt? Euer Kleinmut beleidigt die Gottheit!"

Ja, Gritli, so geht es mir nun. Meine Gedanken sind täglich bei Dir. Mach Dir nur keinen Kummer um mich! Ich kann das Gefühl nicht loswerden, daß doch noch alles gut wird. Die vielen Opfer sind gewiß nicht umsonst! Mache ich mir nur Mut mit dieser Zuversicht? Bin ich auch schon so verzagt? Das kommt gar nicht in Frage! —

Was werde ich Dir morgen wieder berichten? Am liebsten den dröhnendsten Beschuß, Straßenkämpfe und endlich, endlich deutsche Panzer!

24. Februar

Die Tage sind kurz und ereignisreich. Ich bin froh, daß die Zeit so rasch vergeht. Am Donnerstag war ich wieder daheim und habe eine Menge guter Nachrichten mitgebracht. Eine Frau aus unserem Haus war in Haselgrund, einem kleinen Dorf, acht Kilometer von Gleiwitz entfernt. Dort hört man den ganzen Tag unsere Stukas fliegen und die Russen haben Angst. Auch Geschützfeuer ist dort zu hören. Die Bevölkerung von Knurow — zehn Kilometer von Gleiwitz — wurde von den Russen aus dem Ort herausgejagt, das russische Lazarett verlegt, weil die Front näherkommt. Das hört man gerne! In zwei Nächten haben wir den Kanonendonner auch gehört und uns gefreut.

Die Gleiwitzer Frauen müssen den Flugplatz in Ordnung bringen. Da sind nur Trichter. Die Russen sagten, sie sollten nur eine Mittelbahn in Ordnung bringen, das andere könnten die Deutschen wieder tun. Die Russen sind nervös, ein ewiges Hin und Her. Auf einigen Häusern sind Maschinengewehre aufgestellt. Eine Frau fragte einen Iwan, was das zu bedeuten hätte. Die Antwort: Niemski przidum! — Die Deutschen kommen!

Seit heute darf die Straßenbahn nur noch mit einem Ausweis vom Ortskommandanten benutzt werden. Zu Fuß wird auch niemand durchgelassen. Ich will versuchen, über Öhringen nach

Hause zu kommen. Für Dienstag habe ich mich dort angemeldet. Um Gleiwitz wird bestimmt hart gekämpft werden, weil hier so viele Russen sind. In den anderen oberschlesischen Städten ist die Besatzung minimal. Und Horden sind das! Von Soldatentum keine Spur. Lauter Hacher. (Das versteht eine Wienerin ja nicht, es ist ein oberschlesischer Spezialausdruck für ein verkommenes Subjekt!) Zwölfjährige Kinder und alte Krüppel. Und sie glauben selbst nicht daran, daß sie hier bleiben werden. Die Russen haben eine Wut, daß der Krieg mit dem Einfall ins Reich noch nicht beendet ist.

Gestern war großer Feiertag, Tag der roten Armee. Alle waren betrunken. Die haben auch nichts zu essen und lassen sich noch von der armen Bevölkerung ernähren. Dabei bekommen wir gar keine Lebensmittel. Die Leute leben halt noch von ihren Winterkartoffeln. Mit einem Viertelpfund Butter haben Tante und ich zwei Wochen lang gekocht. Von dem Rest wird morgen zum Sonntag noch eine Soße gemacht. Man staunt, wie gut das geht. Wenn wir nur winzige Mengen Lebensmittel auf Marken bekämen, wären wir froh und glücklich. Die Leute klauben in der abgebrannten Mühle halb verkohlte Weizenkörner zum Brotbacken heraus. Da steht eine endlose Schlange. Vielleicht dauert es nicht mehr so lange und wir haben wieder deutsche Ordnung.

— Morgen folgt ein Sonntagsbrief.

26. Februar

Nun ist es doch Montag geworden. Die Tage vergehen wie im Fluge und es ereignet sich nichts. Heut Nacht haben wir wieder das weit entfernte Artillerie-Feuer gehört. Es muß sich wohl doch etwas anspinnen. Die Russen sind nervös und sausen dauernd hin und her. Eben erst hatten wir einen in der Wohnung. Sie suchen Quartiere und besetzen alle leerstehenden Wohnungen. Einzelne Straßen müssen ganz von der Zivil-

bevölkerung geräumt werden. Die armen Menschen wissen gar nicht, wohin. Aus der Stadt darf niemand heraus. Ich kann morgen nicht nach Hause. Die Eltern werden sich Sorgen machen.

Von den Straßen werden die Leute zur Arbeit zusammengetrieben. Ich gehe gar nicht heraus. Ein Mann aus diesem Hause wurde gestern auch geschnappt, als er aus der Kirche kam. Die Leute mußten den ganzen Tag und die Nacht bis heute früh in strömendem Regen auf einem Schulhof stehen. Dann wurden sie heimgeschickt. Genau so ging es den aufgerufenen Männern von 17 bis 50 Jahren. Die haben zum Teil zehn Tage lang hier in Gleiwitz in den Lagern und Kasernen herumstehen müssen. An Schlaf war nicht zu denken, da sie es so eng hatten, daß sich keiner hinlegen konnte. Zu essen gab es nichts. Und die Männer waren aus dem ganzen Industriegebiet zu Tausenden hierher marschiert. Es ist ein furchtbares Elend. Wir haben bis jetzt noch ganz gut abgeschnitten. Wir haben noch eine große Kiste Kartoffeln. Die werden eventuell bis zum Mai reichen. Bis dahin werden wir ja sicher befreit. Wenn das nur bald wäre! Ich glaube noch daran, eine von den wenigen.

Es ist ja eine schöne Schweinerei, daß die Russen überhaupt hier nach Oberschlesien hereinkamen! Wer mag uns das eingebrockt haben? Gleiwitz wurde von 100 Soldaten und ein paar Flak-Jungen verteidigt. Es war im ganzen Industriegebiet kein Soldat, als die Russen hereinkamen. Die Reste wurden nach Ratibor zurückgezogen. Und der Volkssturm hatte keine Waffen. Jeder Mann hatte entweder ein altes italienisches Beutegewehr mit wenigen Patronen oder *eine* Panzerfaust oder vier Handgranaten. Und dann waren sehr viele unausgebildete Leute darunter. Manche hatten noch nie ein Gewehr in der Hand gehabt. Ob der Gauleiter diesen Bock geschossen hat? Man kann ja ohne Radio nichts erfahren. Wir leben wie auf dem Mond.

Tatsache ist jedenfalls, daß der Kreisleiter von Kattowitz im Auftrag des Gauleiters zwei Tage bevor die Russen da waren, über den Drahtfunk gesagt hat, es sollten alle ruhig sein und keiner türmen, denn es bestünde keine akute Gefahr. Im übrigen

würde die Bevölkerung rechtzeitig evakuiert, wenn es wirklich nötig wäre. Das habe ich selbst gehört. Die Drahtfunksendungen waren dreimal täglich zu hören. Das war jedoch die letzte Sendung vom Gau, dann hat sich keiner mehr gemeldet. Und wir sitzen in der schönsten Tinte. Na, lassen wir den Kopf nicht hängen. Einen Monat Sowjetstaat haben wir ja bereits hinter uns. Vielleicht haben wir ein bissel Glück und kommen lebend aus dem Schlamassel heraus. An den Sachen hängt keiner mehr — Hauptsache ist: die Deutschen kommen!

Ich darf gar nicht nachdenken, nicht grübeln. Hoffentlich ist in Wien, in Dresden, wo ich dieTante vermute, zu Hause alles in Ordnung! Man weiß ja jetzt nie, was einem die nächste Stunde bringt.

27. Februar

Die ganze Nacht wurde wieder toll geschossen. Leider immer noch zu weit entfernt. Mit einer solchen Inbrunst haben wir noch nie gedacht: Herr, mach uns frei! Es schwirren wüste Gerüchte umher von einem Waffenstillstand zwischen Deutschland und den Westmächten. Ich glaube gar nichts mehr. Es ist zu dumm, daß ich nicht nach Hause kann. Zu Fuß kommt niemand durch und einen Ausweis vom Kommandanten für die Straßenbahn hole ich auf keinen Fall. Da schnappen die mich möglicherweise zum Arbeiten und das fällt mir nicht im Traume ein. —

Wir haben zu allem Unglück noch ein trostloses Wetter, Regen und Sturm. Wenn nur bald wieder die Sonne scheint!

4. März

Was man so in vier Tagen alles erlebt! Ich werde nicht genug Papier haben, Dir alles zu berichten. Also schön der Reihe nach: Wir sind von einer Überraschung in die andere gepurzelt. Am 28. Februar ist es mir gelungen, nach Hause zu kommen. Die

Eltern hatten schon große Sorge, weil ich nicht pünktlich war. Zu Hause herrscht große Aufregung, weil die Russen jetzt viele verhaften. Von Vatis Stammtisch sind schon fast alle weg. Jetzt habe ich furchtbare Angst um Vater und Liesel. Hoffentlich ist dort noch alles in Ordnung.

Ich war derart nervös, daß ich zunächst bei jedem Läuten zusammenfuhr, obgleich die Haustür abgeschlossen war. Ich hatte keine Ruhe. Es lag gewissermaßen etwas in der Luft. Und es kam auch prompt, in Gestalt von zwei Kommunisten, die alle Frauen von 16 bis 45 zur Arbeit erfassen. Unsere Martha war sowieso gerade nicht da, ich bin ja offiziell in Dresden und Liesel konnte innerhalb einer Stunde nicht antreten, weil sie angeblich nicht zu Hause war. Vorübergehend war die Gefahr beseitigt. Die Frauen sollten zu Schanzarbeiten. Den ganzen Schreck haben wir einer gehässigen Frau zu verdanken, die uns die Leute auf den Hals hetzte, obgleich sie schon im Abmarsch waren, weil unsere Hauswirtin gesagt hatte, im zweiten Stockwerk sei alles verbrannt. Es gibt Leute, die haben eine Wut auf uns. Wir reden ja nicht viel, aber unsere Zuversicht ist doch augenscheinlich.

Mutter ist so erschrocken, weil erzählt wird, daß die jungen Mädchen nach Rußland verschleppt werden. Auch ich habe ein bissel Angst davor. Wir sitzen alle wie auf einem Pulverfaß. Wenn der Gegenschlag nicht bald erfolgt, sind wir restlos verloren. Das kann doch nicht sein! Die Ungewißheit ist fürchterlich.

Ich wußte gar nicht, ob ich wieder glücklich nach Gleiwitz zurückkommen würde. Es ging aber alles glatt. Es waren viele polnische Männer in der Bahn, so daß die Frauen gar nicht kontrolliert wurden. Wie da das dumme Herz klopft! Elendes Russenpack! Jetzt fahren sie unsere Kohle weg. Die Eisenbahn verkehrt schon, nur Güterverkehr. Alles Geklaute wird abgeschleppt. Als die Straßenbahn über die Hindenburg-Brücke fuhr, sah man das. Da kamen mir zum erstenmal die Tränen. Hab ich gewürgt! Aber Kohle gibt es ja so viel hier. Die paar Züge spielen keine große Rolle. Und lange wird es ja nicht mehr dauern. —

So kam ich also am 2. März nach Gleiwitz zurück. Leni hatte inzwischen zwei Brote und vier große Markknochen aufgetrieben, wieder etwas zu essen! Mit Fett ist es sehr schlecht bestellt. Du wirst lachen, mit dem Knochenmark haben wir uns zwei Bleche Kartoffelhörnchen gebacken. Jetzt kommt der Witz: wir sind gerade dabei, die Dinger in den Ofen zu schieben, da klingelt's Sturm. Wir machen zögernd auf, weil sonst hier im Haus allgemein dreimal kurz geläutet wird, und richtig — drei Russen. Sie kommen gleich herein und wollen Quartier. Wir haben sofort den Kuchen verschwinden lassen. Es sind ganz vernünftige Kerle. Sie wollen sich waschen und Kaffee trinken. Ein tolles Kauderwelsch von deutsch, russisch und polnisch geht los. Uns wackeln die Knie. Drei solche Kerle in der Wohnung. Sie sitzen da und wollen gar nicht wieder gehen, erzählen nacheinander ihren ganzen Lebenslauf. Leni spricht fließend polnisch, da ist eine Verständigung leicht möglich. Ich sage nicht viel. Sie reden auf mich ein, ich erkläre, daß ich Deutsche bin. Bis jetzt geht alles gut. Die sind ganz gemütlich. Wir unterhalten uns schließlich ganz angeregt. Mir ist zumute, wie einem ausgeblasenen Ei. Da heißt es immer nur „Gitler Kaput!" Wir stellen uns dumm, das ist der beste Ausweg.

Die zwei Unteroffiziere schicken den dritten Mann weg und flüstern miteinander. Dann sagt der eine, wir sollen für den nächsten Morgen um 7 Uhr eine Suppe kochen. Wir machen ihm mühsam plausibel, daß wir keine Lebensmittel haben. Es ist ja noch einiges da, aber nicht für die Russen. Da kommt der dritte zurück mit einer Maschinenpistole und einem Sack voll Nudeln, Fett, Zucker und Fleisch. Wir wollen nicht direkt fragen, ob die etwa bei uns nächtigen werden. Das ist ein Gefühl! Der dritte Mann verschwindet wieder zur Wache bei dem Panzer. Es ist nämlich eine Panzerbesatzung, die von der Front kommt. Und wir also allein mit den beiden und dem Gewehr.

Unsere Nachbarn, ein 70jähriges Ehepaar, die wir um Hilfe bitten, haben Angst: „Wenn die euch vergewaltigen, können wir uns nicht einmischen, sonst werden wir erschossen!" O du

christliche Nächstenliebe! Ich bin aber groß in Form. Leni ist Dolmetscher und ich kommandiere. Man darf vor diesen Kerlen nicht ängstlich sein. Die Russen werden also in das eine Zimmer verfrachtet, auf ein Sofa und auf Matratzen. Wir kochen erst noch und die pennen. Zuerst räumen wir ganz frech ein Stück Fleisch, Nudeln und etwas von dem Fett beiseite. Unsere Speisekammer ist ja groß und ziemlich leer. Dann kochen wir von ca. vier Pfund Fleisch eine Brühe mit dicken Nudeln. Um zehn Uhr futtern wir anständig, keine Nudeln, sondern Fleisch. Dann verbarrikadieren wir uns in den zwei anderen Zimmern mit Kinderbetten, Leitern, Stühlen und ähnlichem Kram.

Schlafen können wir allerdings überhaupt nicht. Der eine Russe hantiert dauernd mit Streichhölzern. Es ist deutlich zu hören. Anscheinend raucht er ununterbrochen. Und morgens ist dann der Riesentopf mit den Nudeln total angebrannt, weil Leni und ich so gute Köche sind. Das ist wieder eine Aufregung! Die Russen essen jeder nur einen halben Teller davon. Der eine ist Fleischer und schiebt die Schuld an dem schlechten Geschmack auf das Fleisch. Daraufhin lassen sie uns auch noch den ganzen Fleischrest, ein Mordsstück, da. Und die Kraftbrühe mit den verbrannten Nudeln fressen unsere Hühner mit einer wahren Begeisterung. Dem gekochten Fleisch merkt man von dem Verbrannten nichts an. Wir sind auch nicht mehr so empfindlich. Jedenfalls haben wir jetzt für eine ganze Woche noch gutes, kräftiges Essen. Es sollte eben nicht sein, daß die Russen die Suppe bekommen.

Zuerst dachten wir, sie werden uns wegen der Brennsuppe etwas tun. Als der eine die Bemerkung von dem schlechten Fleisch machte, war ich noch so gemein, ihm den Rest großzügig zum Mitnehmen anzubieten, worauf er ihn jedoch höflichst mir überließ. Jetzt können wir lachen. Es ist uns nichts geschehen und wir sind noch dazu ganz gut versorgt. Soviel Fleisch haben wir lange nicht gesehen. Komisch, wie gern man jetzt noch vom Essen spricht. Dabei haben wir soviele andere Sorgen. –

Um acht Uhr dampfen die Russen ab. Wir schlafen erst einmal ein paar Stunden und räumen dann die Russenstube gründlich auf. Um 15 Uhr „speisen" wir. Plötzlich läutet's wieder. Wir rühren uns nicht. Unserem Hause gegenüber ist nämlich in einem großen Hof eine Reparaturwerkstatt für kaputte Panzer eingerichtet, die von der Front kommen. Nachts werden die Fahrzeuge in Ordnung gebracht und die Mannschaften suchen sich solange Quartier in den Häusern. Sie dürfen nichts stehlen und sollen sich gut aufführen. Außerdem sind sie von der kämpfenden Truppe und nicht solche Halunken wie die anderen, die ständig hier sind. Aber kann man den Kerlen denn trauen, weiß man denn, was sie vorhaben?

5. März

Man kommt aus der Aufregung nicht heraus. Wir fallen von einem Schreck in den anderen. Wir zwei Frauen bekommen eine Einquartierung von fünf Mann. Wir sollen sie auch beköstigen. Natürlich sagen wir, daß wir nichts haben. Da holen sie sich Essen aus der Russenküche. Wir essen selbst den ganzen Tag keinen Bissen. Wenn die bei uns einen Vorrat sehen, ist alles weg.

Ich will Dir die fünf kurz beschreiben: ein Ober-Lu-itenant, groß und dick, Menjoubärtchen, sieht aus wie 35 und ist 20 Jahre alt. Ein Mensch mit Verstand, der nicht viel spricht. Scheinbar hat er noch an den deutschen Verhältnissen zu kauen und ist sprachlos über die Wohnkultur. Meine Cousine ist doch wirklich nur „gut bürgerlich" eingerichtet. Da sagt der Mensch, wir müßten sehr reiche Leute sein.

Der zweite, ein Jude, ist Dolmetscher, weil er ein wenig deutsch und gut polnisch spricht. Er singt unaufhörlich oder versucht, uns in politische Gespräche zu ziehen. Wenn er immer wieder fragt: Gitlera dobsche o nie? antwortet Leni mit dem dümmsten Gesicht der Welt: Zo to jest Gitlera? Nachdem sie uns

dann nach einer halben Stunde endlich erklärt haben, was Gitler, Gimmler, Goebbels, Ribbentrop und Hering ist, da wissen wir immer noch nicht, was die wollen. Der Dolmetsch springt auf und ruft, Gitler habe uns gut erzogen, aber der Ober-Lu-i-tenant sagt, er soll uns in Ruhe lassen, wir wären eben niemze — Deutsche.

Der dritte ist ein großer, schlanker Kerl, der nicht den Mund auftut und von den anderen Tommi genannt wird. Der vierte ist Mongole und nennt Leni einen Spion, weil sie nur dann versteht, wenn es ihr in den Kram paßt. Fünftens: der Bolschewik. Das ist ein Kapitel für sich. Wenn die anderen vier schon schlafen, sitzt er noch bei uns in der Küche und malt mir auf einem Zettel den ganzen Frontverlauf auf. In Ratibor und Rybnik sind die Deutschen. Breslau, Danzig, Königsberg, Frankfurt/Oder sind noch in deutscher Hand. Aber am 1. April Gitler kaputt! Dann sagt er noch: Berlin wird international. Deutschland wird es nicht geben. Alle Deutschen werden in Fabriken arbeiten und Panzer und Flugzeuge für die Russen machen. Die Russen werden damit kämpfen gegen die Türkei, Spanien, Argentinien und Japan. Wer für den „Gitler" war, wird aufgehängt, alle Katholischen kommen ins Gefängnis, weil der „Pape" ein Faschist ist, und dann wird es schön sein auf der Welt.

Der Dolmetsch sagt, ich soll meinen Armreifen abmachen, ich könnte ihn sonst „verlieren", und zwinkert dabei zu dem Bolschewiken hin. Ein anständiger jüdischer Ei-Kopf (so haben wir ihn genannt). Der Bolschewik gibt mir zwei Zigaretten. Ein Gemütsmensch. Zu liebe Leute! Es ist nur gut, daß wir beide Brillen tragen. Frauen mit „Okulores" können sie nicht leiden. Trotzdem schlafen wir bei den Nachbarsleuten.

Gestern früh sind die fünf dann abgezogen. Wir haben die Bude aufgeräumt — das war verdammt nötig — und uns drei friedensmäßige Rindsrouladen gebraten, Kartoffelklöße gemacht, eine fette Brühe, sogar Kompott gab's. Ach, war das ein Sonntagsfrieden. Zum Kaffee gibt es endlich den alten Kuchen. Wir sind nach zwei turbulenten Tagen mal wieder richtig ge-

waschen, sind Menschen! Wie ich dann gerade an Dich schreibe, hören wir es an der Haustüre trommeln und der Angsthase, der unten wohnt, macht auch wirklich auf. Um neun Uhr abends kommt es zu uns herauf, läutet und klopft wie toll. Wir wissen nicht, was wir nun wieder tun sollen. Da man aber nur bei uns einen solchen Krach macht, packt uns die Wut und wir machen nicht auf. Es dauert ungefähr fünfzehn Minuten, bis wieder Ruhe ist. Der Kerl geht zu den Leuten, die unter uns wohnen. Man hört ihn sprechen. Es ist nur *ein* Russe, und deswegen macht der Esel unten das Haus auf!

Heute früh erfahren wir dann von den Leuten im Haus, daß es der eine Unteroffizier war, der schon einmal bei uns geschlafen hat, der Fleischspender. Er war etwas angetrunken, hatte eine Flasche Schnaps mit und wollte die „Zurka", die Tochter sprechen. Damit war ich gemeint. Der Kerl hatte scheinbar auch vor den Okulores keinen Respekt. Die Leute bewundern unsere Nerven und sind doch froh, daß wir nicht aufgemacht haben. Sonst wäre ich wohl fällig gewesen. Gut, daß ich immer noch ein bissel Glück habe.

Auch hier in Gleiwitz werden nun die Frauen von 18 bis 45 Jahren zur Arbeit erfaßt. Ein Hausbewohner sagt dem Kommunisten, wir hätten Einquartierung. Da sind wir vorläufig zurückgestellt. Drängeln werden wir uns nicht dazu, wenn auch der Kommunist droht, wer sich drücke, werde nach Rußland verschleppt. Was kann bis dahin alles geschehen! Die Front ist in Ratibor, 40 Kilometer entfernt. Gestern hat es noch geschneit, heute ist ein strahlender Blauhimmel. Wenn ich den anschaue, denke ich an das liebe friedliche Dürnstein, an Blütenpracht und ans Gritli im schönen Wien. Gewiß sind wir bald wieder frei! „Arme Irre!", sagte gestern eine Frau zu mir. Und ich glaube trotzdem daran. Was wird heute wieder passieren? Mir zieht sich schon der Magen zusammen. Die Glocke habe ich jedenfalls abgestellt.

6. März

Heut hat es früh von acht bis zehn Uhr wie toll geschossen. Das ganze Haus war auf den Beinen. Die Leute räumen teilweise schon die Sachen in den Keller. Wenn wir nur keine Enttäuschung erleben. Das Herz ist mir so schwer. Was ist aus unserem lieben Oberschlesien geworden! Ich war heute wieder daheim und habe den Eltern die Russenkomödie erzählt. Sie waren sehr niedergeschlagen, weil sie gehört hatten, daß die Amerikaner im Rheinland sein sollen. Und Oberschlesien soll im Wehrmachtsbericht gar nicht genannt worden sein, obgleich uns sogar der Russe gesagt hat, daß hier schwere Kämpfe sind. Vielleicht werden die Russen hier entscheidend geschlagen. Wenn nur bald etwas geschehen würde! Wir sind mit den Nerven vollkommen fertig. Man hört nur Hiobsbotschaften.

Gritli, ich schreibe immer nur von mir, und weiß gar nicht, was bei Dir in Wien los ist. Hoffentlich bist Du gesund und sind Deine Lieben wohlauf. Bei den Bolschewiken wird man langsam so, daß man immer nur an sich selber denkt. Ich gebe mir Mühe, dagegen anzukämpfen. Wir stumpfen ab. Wie leicht die Menschen den Glauben verlieren! Ich kann das nicht begreifen. Bin ich nun so blöd oder sind es die anderen? Ich rede mir den Mund wässerig, kann meine Meinung halt nicht für mich behalten. Man muß doch den verbohrten Menschen einhämmern, daß sie aushalten und glauben sollen!

Ich bin wohl schon hundertmal für verrückt erklärt worden. Um so ein Volk zu erziehen, braucht man mindestens sechs Generationen. Die Mütter müßten es den kleinsten Kindern beibringen, wie sie sich in einer solchen Notzeit zu verhalten haben. Hier hat jeder eine andere Meinung, keiner will die Russen, alle sehen schwarz. Herrgott, so ein Haufen Menschheit! Ich muß aufhören zu schreiben, sonst läuft mir die Galle über.

7. März

Gestern abend ging eine Parole durch alle Häuser, daß die Leute Trinkwasser abkochen und in Einweckgläsern im Keller bereitstellen sollen. Wir haben das alle sofort getan. Auch stehen in allen Räumen Gefäße mit Löschwasser. Man hört keinen Schuß. Ein Russe hat erzählt, die Deutschen stünden zehn Kilometer vor Gleiwitz. Die Russen haben heute wieder Vieh zurückgetrieben. Es ist gewiß etwas im Gange. In der Nacht sind die Russen alarmiert worden und feldmarschmäßig abgezogen. Dauernd sausen Panzer hin und her, sonst sieht man auf den Straßen keinen Soldaten.

Leni wollte bei ihrem Bäcker ein Brot organisieren, hatte aber kein Glück. Der Inhaber der Konditorei, ihr ehemaliger Chef, ist eingesperrt worden. Nur Russen backen jetzt dort für die Soldaten. Mit der Zivilbevölkerung wird ein Handel nur insoweit betrieben, als man zwei Brote und Semmeln bekommt, wenn man sich einen Russen ins Bett nimmt. So weit ist es hier gekommen. Ich glaube, wenn mir einer so etwas nur andeuten würde, ich haue dem den Schädel ein. Du hättest sehen sollen, was für einen Respekt unsere einquartierten Russen vor uns hatten. Wir sind trotz aller Angst so sicher aufgetreten, daß keiner sich auch nur die geringste Frechheit erlaubte. Die ganzen Einzelheiten muß ich Dir später mal erzählen. Ich glaube, Dein Herr Papa käme aus dem Lachen nicht heraus. Jetzt ist es aber wirklich so, daß man nur mit einer gehörigen Portion Frechheit weiterkommt.

Ich sollte heute früh um 7.30 Uhr zur Arbeit antreten. Die Frauen müssen in ziemlich entfernt gelegene Orte laufen und dort für die Russen schanzen. Ich hab mich wieder mit Erfolg gedrückt. Wir sollen unseren deutschen Soldaten wohl noch Hindernisse in den Weg bauen! Das kann doch nicht in Frage kommen. Es ist eine Zumutung. Ich habe eine ganze Kolonne Frauen gehen sehen. Eine davon hat furchtbar geweint. Ein Russe mit Gewehr ging daneben. Wenn diese

Zustände nicht bald ein Ende nehmen, kommen wir alle ins Irrenhaus.

Dem ersten deutschen Soldaten falle ich um den Hals, ob der das nun mag oder nicht! Nur jetzt nicht nachgeben! Den Russen hängt der Krieg schon zum Halse heraus. Keiner will mehr mitmachen. Wenn nur die Menschen im Reich jetzt nicht schlapp machen. Viele russische Soldaten klauen hier Zivilsachen und türmen. Die haben sich Deutschland anders vorgestellt. Nun gehen ihnen die Augen auf. In unserem Keller liegt auch eine Russenuniform. Da ist auch einer ausgekniffen. —

Glaub mir, Gritli, im Grunde genommen bin ich trotz aller Leiden froh, daß ich nicht geflüchtet bin. In einer solchen Zeit merkt man erst, was das bedeutet: Mutter Deutschland!

15. März

Oberschlesien ist nun wieder das Land unter dem Kreuz. Frage nicht, wie wir das alles ertragen. Es hat sich in den wenigen Tagen wieder so viel ereignet. Am Montag, dem 12. 3. mußte ich doch zur Arbeit gehen, nachdem ich mich eine Woche lang versteckt hatte. Es hieß, wir müßten in Gleiwitz Aufräumungsarbeiten machen. Ein Spaten war mitzubringen. Früh um sieben Uhr ging's los. Wir wurden jedoch unter russischer Bewachung bis Alt-Gleiwitz geschleppt, ca. acht Kilometer. Dann bekamen immer zwölf Frauen einen Soldaten als Aufseher und wir mußten an Schützengräben arbeiten. Wir hatten einen ganz gemütlichen älteren Russen, der uns in Ruhe ließ. So haben wir nur den ganzen Tag Schnee aus einem Graben herausgeschaufelt und uns nicht weiter angestrengt. Zum Schluß sind wir alle so furchtbar ungeschickt am Grabenrand herumgesprungen, daß das ganze Erdreich herunterbrach. Der Alte hat dauernd geschimpft, aber dabei so gefroren, daß er uns um $^{1}/_{2}$5 Uhr gehen ließ.

Auf dem Rückweg haben wir zwölf Frauen unsere deutschen Lieder gesungen. Die Russen haben nur blöd geguckt. Ich kam

in einer zuversichtlichen Stimmung nach Haus. Und eine Wut hatten wir alle auf die Russen! Von den zwölf Frauen waren sieben schon vergewaltigt worden. Du kannst Dir vorstellen, wie da gesprochen und geflucht wurde. Jetzt haben wir die Pest im Land. Wann wird das nur ein Ende haben? –

Am Dienstag bin ich wieder bei den Eltern daheim gewesen. Bis dahin war dort alles in Ordnung. Nur Mutter zittert bei jedem Läuten. Liesel und Martha gehen auch nicht arbeiten. Die haben aber auch keine Kommunisten dort im Haus. Hier in Gleiwitz wohnt so einer, der uns immer bespitzelt, ob wir arbeiten gehen oder nicht. Leni und ich rühren uns nicht aus der Wohnung. Der Mann hat eine schreckliche Wut auf Leni, weil sie sich nicht von ihm bevormunden läßt.

Zu Haus hörte ich viele gute Nachrichten: Oppeln, Kreuzburg und Bielitz sollen in deutscher Hand sein. Es wurden auch Krakau und Czenstochau genannt. Das will ich aber noch nicht ganz glauben, es wäre zu schön. Als ich am Abend wieder nach Gleiwitz kam, hielt mich der Kommunist im Hause an und hat furchtbar auf Leni geschimpft. Sie solle sich in acht nehmen, er sei nicht der Feinste und könne ihr etwas einbrocken. Ich habe Leni das alles erzählt, auch meine neuesten Nachrichten von daheim. Wir wollten gerade Abendbrot essen, da läutet's. Da es im ganzen Haus ruhig war, und man keinen Ton sonst hörte, nahm ich an, daß unsere Nachbarsleute kämen, und machte auf. Da standen zwei Russen vor der Tür und kamen auch gleich herein. Unseren Schrecken kannst Du Dir vorstellen.

Es war acht Uhr abends. Ein ekelhafter Mongole war dabei und ein junger Kerl, der harmlos aussah. Die haben sich erst mit uns unterhalten. Der Mongole hat mich dauernd fixiert. Ich hatte schreckliche Angst. Dann erzählten sie, sie wohnten im Nebenhaus und wären auf der Suche nach Frauen. Der Kleine hat nur immer verlegen gegrinst. Leni hat sie dann gebeten, sie sollten uns doch in Ruhe lassen. Da gingen sie weg. Der Kleine sagte noch, sie wären ja gar nicht so schlimm. Er konnte ganz gut deutsch sprechen und sagte immer nur: Gitler

bekloppt. Beim Hinausgehen sagte der Mongole zu Leni, daß er noch einmal wiederkommt, und wenn wir nicht aufmachen, haut er uns die Türe ein. Leni ist ihnen nachgeschlichen und hörte, wie sie unten mit dem Kommunisten geflüstert haben. Wahrscheinlich hat der Lump die beiden zu uns heraufgeschickt. Sie hatten nämlich gleich mit dem verabredeten Klingelzeichen der Hausbewohner geläutet und waren so leise heraufgekommen. —

Gritli, die Artillerie schießt wieder! Gritli, vielleicht rührt sich etwas und wir werden frei! —

Jetzt will ich aber weiterberichten: als die Russen fort waren, hab ich gleich meinen Mantel angezogen und wollte durchaus mit Leni in den Keller laufen oder uns sonst irgendwo verstecken, weil ich dem Frieden nicht getraut habe. Leni war nicht zu bewegen. Sie ist an und für sich ein bissel langsam und war davon überzeugt, daß die Kerle uns nur Angst machen wollten. Da wollte ich grade allein in den Keller, als an die Entreetür gehämmert wurde. Die Glocke hatte ich wieder abgestellt. Ich lief schnell durch die Zimmer und stand dann an der Tür zwischen Speisezimmer und Entree, um nach draußen zu fliehen, wenn die Kerle in die Küche gehen. Leni war ganz kopflos vor Schreck und lief ins Entree. Sie hat die Russen gebeten, doch wegzugehen, und hat ganz laut um Hilfe geschrien. Da ging der junge Kerl weg und der Mongole hat die Tür eingeschlagen. Ich dachte, er würde in die Küche gehen und ich könnte aus meinem Versteck herauslaufen. Was sollte ich nur tun?



Ich war wie gelähmt vor Angst. Wenn er, anstatt in die Küche, ins Zimmer gekommen wäre, hätte er mich ja sowieso gleich gehabt. Zitternd und bebend stand ich an der Tür und mußte mit anhören, wie das Schwein gleich im Entrèe meine Tante vornahm. Leni hat so gejammert und der Kerl hat dauernd nach der „Tochter" gefragt. Leni rief ganz laut, ich wäre weggelaufen, ich wäre weggelaufen. Noch in dieser Minute wollte sie mich beschützen. Ich hätte schreien wollen, meine Kehle war wie zugeschnürt. Ich durfte mich gar nicht bewegen,

ich wäre in dem finsteren, unbewohnten Zimmer wahrscheinlich gegen Stühle und Wasserwannen gestoßen mit meinen dicken Skistiefeln. Endlich ging das Schwein weg, nachdem er von Leni noch Zigaretten haben wollte für einen „Towarisch", anscheinend für den Kommunisten unten, der ihn uns heraufgeschickt hatte. Die Gemeinheit feiert Orgien. Das kann doch so nicht bleiben!

Wir haben dann bei ganz alten Leuten in der Mansarde auf dem Fußboden geschlafen, das heißt, wir haben kein Auge zugemacht. Früh ist Tante Leni dann zu einer Hebamme gegangen und kam ganz krank zurück. Ich hab unterdessen unsere Sachen zusammengepackt. Wir wollten gleich fort, zu den Eltern. Die Türe haben wir noch repariert. Das Schloß war kaputt und die Scheiben eingeschlagen. Die Russen wohnen in einem Haus gegenüber, und wir hatten Angst, daß sie jede Minute wiederkommen könnten. Auch die Hebamme hatte geraten, sofort wegzugehen, weil die Schweine dann immer wiederkommen. Wir standen angezogen mit Koffern und Taschen an der Treppe, da kommt unsere Martha von daheim. Wenn wir einige Minuten vorher weggegangen wären, hätten wir uns verfehlt.

Also: am Dienstag hatte mich daheim jemand gesehen und ich werde nun wieder gesucht. Ich war nämlich in die Straßenbahn eingestiegen und, als ich gerade eine Karte nach Gleiwitz löste, stand neben mir ein Arzt, der mich gut kennt. Wahrscheinlich hat der mich verpfiffen oder er hat es jemandem erzählt, denn die Kommunisten daheim wissen, daß ich in Gleiwitz bin. Das war ein Glück, daß Martha grad in dem Augenblick kam, sonst wäre ich den Lumpen direkt in die Hände gelaufen.

Leni ist dann mit Martha nach Hause gefahren und ich bin hier in Gleiwitz bei Bekannten, Mutter und Tochter, die in einem Arbeiterviertel im Hinterhaus einer großen Mietskaserne je eine Stuben- und Küchen-Wohnung haben. Die Tochter, deren Mann bei den Soldaten ist, wurde für zehn Tage von den Russen zum Schanzen geholt. Vorläufig kann ich hier bleiben, aber

wahrscheinlich werde ich jetzt auch hier in Gleiwitz gesucht. Wenn nicht bald etwas geschieht, muß ich versuchen, durch die Front zu laufen. Ein anderer Weg steht nicht mehr offen. Aber jetzt schießt es dauernd und das Wetter ist auch wieder besser. Vielleicht kommt doch ein Gegenschlag.

16. März

Unsere Stukas fliegen heute schon den ganzen Tag über Gleiwitz. Das war noch nie da. Wir sind uns vor Freude um den Hals gefallen. Und den ganzen Vormittag hat's geschossen. Es ist ein herrlicher Frühlingstag und alle sprechen von einer deutschen Offensive.

17. März

Gestern bekamen wir hier Besuch aus Bielschowitz. Das war früher polnisch. Jetzt herrschen dort auch wieder die Polen und haben alle Deutschen aus den Wohnungen gejagt. Niemand durfte Lebensmittel mitnehmen. Es sind schon viele Leute vor Hunger gestorben. Wir leben nur von Wassersuppen und Kartoffeln. Pro Tag gibt es nur zwei trockene Scheiben Brot und das ist ein Genuß. Die meisten Menschen haben gar kein Brot mehr. Zum Frühstück machen wir immer Kartoffelpuffer aus geriebenen rohen Kartoffeln, ohne Fett auf der Ofenplatte gebacken. Wir sind bei der lang ersehnten schlanken Linie angelangt. So richtig satt war ich schon lange nicht mehr.

Wenn ich nur zu Hause sein könnte. Aber ich darf es jetzt gar nicht wagen, dorthin zu fahren. Wann hat der Zustand nur ein Ende? Gestern war so ein starker Beschuß zu hören und heute herrscht wieder unheimliche Ruhe. Die Frauen gehen immer noch zum Schanzen. Sie werden von den Russen fürchterlich schikaniert. Eine Frau aus diesem Hause mußte knietief im kalten Wasser stehen und schaufeln. Um 1/2 6 Uhr wurden sie

erst entlassen. Natürlich konnten die Frauen dann bis um 18 Uhr, zum Belagerungszustand, nicht zu Hause sein. Sie wurden dauernd von den Posten angehalten. Ein betrunkener Posten ließ sie erst durch, nachdem jede ihm einen Kuß gegeben hatte. Die Frauen kamen weinend nach Hause.

Heute wird hier erzählt, daß morgen die Polen zur Besatzung herkommen sollen. Was soll nur aus uns werden, wenn man uns nicht bald befreit? Ich bin heute so verzweifelt. Man hört keinen Schuß. Und dabei erzählen die Leute, daß unsere Soldaten vor Kattowitz stehen. Wenn das wahr wäre! Vielleicht geschieht morgen etwas!

19. März

Jetzt wird es langsam Frühling im Oberschlesierland. Bald werden die Birken grüne Schleier tragen. Im Wald gibt es bestimmt schon Schneeglöckchen. Ich muß den ganzen Tag im Bau sitzen und darf nicht heraus, weil mich hier niemand sehen soll. Vielleicht werde ich jetzt auch hier schon gesucht. Mein Dasein ist auf lauter Schwindel aufgebaut. Wie wohl mir dabei ist, kannst Du Dir denken. Ich will aber auf keinen Fall jetzt ins Gefängnis. Hoffentlich sind Vater und Liesel noch frei. Das ist mein größter Kummer.

Die zivilen Krankenstationen sind mit Leuten überfüllt, denen Selbstmordversuche mißglückt sind. Gut, daß es kein Gas gibt. Ich will alles ertragen, weil ich fest daran glaube, daß wir doch noch frei werden. Das kann doch gar nicht anders sein! Wie oft denke ich an Friedrich II. Er mußte so viele Schicksalsschläge aushalten, aber am Ende war Schlesien preußisch. So wird es uns wohl auch gehen. Was aus unserem Deutschland würde, wenn der Krieg schlecht ausginge, das erleben wir ja hier stündlich. Wir sind der Willkür der anderen ausgeliefert. —

Heute beginnt hier ein neuer Film. Gestern sandte die „Antifaschistische Organisation" Laufzettel durch alle Häuser. Dar-

auf wurde verkündet, daß heute früh die Beauftragten der polnischen Armee und Zivilverwaltung hier ankämen. Alle Fenster sind mit der weißroten Polenfahne zu beflaggen. Die Bevölkerung soll um 8 Uhr früh zum Empfang auf dem Bahnhofsplatz antreten, geschmückt mit weiß-roten Abzeichen. Dann stand noch wörtlich auf dem Wisch: „Je einheitlicher das alles vorgenommen wird, desto größeres Entgegenkommen haben wir zu erwarten!" Diese Feiglinge von der antifaschistischen Partei! Als wenn wir schon auf das Entgegenkommen von ein paar Polen angewiesen wären, die jetzt plötzlich hier auftauchen, um genauso plötzlich wieder zu verschwinden! Ich wohne hier in einem typischen Arbeiterviertel unter lauter kleinen Leuten mit großer Angst. Die haben fast alle die verlangten Fahnen herausgehängt. Was ist das nur für ein Volk, für das unsere Soldaten kämpfen. Alle sagen: wir sind ja Deutsche aber die Gewalt —! Da sind noch hundert Jahre Erziehung nötig.

Russen im Haus! — Nachher weiter!

Die Gefahr ist vorüber. Ich habe unsere Wohnung nicht aufgemacht, da ist der Kerl wieder abgezogen. —

Gestern war eine Frau aus unserem Hause im Labander Hafen zur Arbeit. Erst einmal hin und zurück zu Fuß laufen, insgesamt etwa zwanzig Kilometer. Die Russen verladen alle Sachen, die dort noch liegen, nach Rußland. Die Frau erzählte, daß man dort ununterbrochen ganz nah Artilleriefeuer hört. Ein Russe soll gesagt haben, sie hätten unheimlich viel Verwundete. Die Deutschen sollen mit einer neuen Munition schießen. Ob das auch stimmt? Oder ist wieder einmal der Wunsch der Vater des Gedankens. Es schwirren so viele Märchen herum. Manche erzählen: wenn der Himmel glühend rot sein wird, sollen wir uns das Gesicht mit Essig einreiben, um anschließend in einen Dornröschenschlaf zu fallen. Und wenn wir dann aufwachen, ist der Russenschreck vorbei und die Deutschen sind da.

Mir scheint eine handfeste Schießerei ein zuverlässigeres Zeichen. —

20. März

Bis heute kam von daheim niemand mehr her und ich bin in einer schrecklichen Unruhe. Meine „Wirtin" hat sich freundlicherweise erboten, einmal hinzufahren und nachzufragen. Ich habe auch kein Brot mehr. Hauptsache ist jedoch, daß zu Hause alles in Ordnung ist. Ich darf mich jetzt auf keinen Fall schnappen lassen, sonst ist es aus mit Deiner Freundin. Die Russen gehen darauf aus, alle Deutschen auszurotten. Die Tochter der Familie, bei der ich jetzt wohne, ist schon seit vierzehn Tagen zur Arbeit fort. Heute kam eine der Frauen mit einer schweren Lungenentzündung zurück und erzählte, wie die Ärmsten dort leiden müssen. Früh um vier Uhr werden sie geweckt. Dann gibt es nur eine Wassersuppe und Kartoffeln. Von fünf Uhr früh bis zum Einbruch der Dunkelheit müssen sie durchgehend an Schützengräben arbeiten. Wenn es finster wird, bekommen sie erst wieder etwas warme Suppe und müssen dann auf dem Fußboden schlafen. Jede Frau muß am Tage ein Stück von vier bis sechs Meter Länge, und 1,50 Meter Tiefe ausschaufeln. Wer das nicht schafft, wird mit dem Gewehrkolben bearbeitet.

Gestern kamen zwanzig Frauen krank nach Hause. Viele haben kaputte Füße oder hohes Fieber. Und so sind sie zwanzig Kilometer zu Fuß gelaufen. Ich habe mich bisher vom Arbeiten gedrückt. Hoffentlich gelingt mir das auch weiter. Gestern und heute mußten die Frauen Eisenbahnschienen abmontieren und verladen und die Gleise teilweise auf russische Breitspur umlegen. Das ist sogar für Männer eine schwere Arbeit.

Schon seit acht Wochen haben wir keine Lebensmittel bekommen. Die Leute im Reich werden bestimmt wieder über die knappe Zuteilung schimpfen. Wenn wir nur ein achtel davon bekämen, wären wir glücklich! Ob wir noch einmal frei werden? Ich glaube, ich fange auch langsam an zu zweifeln. Das will ich aber nicht, denn es ist mein einziger Halt, daß ich den Glauben an den deutschen Sieg noch habe. Man hört aber nur schlechte

Nachrichten. Die Russen sollen schon wieder vordringen. Der Herrgott soll unser Deutschland schützen. Dann wird doch noch alles gut.

21. März

Heute ist mir so mies zu Mute wie noch nie. Du wirst verstehen, daß ich geweint habe, als von daheim die Nachricht kam, daß die Liesel am 16. März abgeholt wurde und schon sechs Tage im Gefängnis ist, weil sie BDM-Führerin war. Mit ihr zusammen wurden dreizehn andere Mädel geholt. Ich habe furchtbare Angst, daß sie der Liesel etwas antun. Die Beuthener BDM-Mädel wurden nach fünf Tagen wieder entlassen. Die mußten so viel erleiden. Am Abend kamen immer russische Offiziere ins Gefängnis und haben sich für die Nacht Mädels ausgesucht. Morgens kamen sie dann ganz verzweifelt wieder zurück. Wenn Liesel nur davon verschont bliebe!

Man weiß ja auch nichts von den Verhör-Methoden. An das Wort GPU darf ich gar nicht denken. Vater rechnet jeden Tag mit seiner Verhaftung. Die Eltern tun mir so leid, daß ich dauernd nur heulen könnte. Wir werden wie Verbrecher behandelt, weil wir Deutsche sind. Jetzt nur nicht die Nerven verlieren, sondern stark bleiben und glauben! Die Leute hier denken nur an die große Not, weil sie nichts zu essen haben. Ich kann das kaum begreifen. Mein einziger Gedanke ist, was aus unserem Deutschland wird. Soll es doch kein ewiges Reich geben? Soll all das Leiden umsonst gewesen sein?

Du wirst lachen, auf meinen Kopf sind daheim fünf Kilo Speck ausgesetzt. Das sind mehr als tausend Mark. Die Frau eines Kommunisten hat es meinen Eltern sagen lassen. Sie hat uns gewarnt, weil sie mit ihrem Mann nicht gut lebt. Kannst Du den Zwiespalt verstehen, in dem ich jetzt lebe? Alle Freunde sind gefangen, sogar unsere Liesel, und ich drücke mich daran vorbei, als ob ich nicht dazugehörte. Es verstößt gegen das Gesetz der Kameradschaft, wenn ich mich von allem ausschließe.

Wem nützt es aber, wenn ich mich fangen lasse? Meine Eltern hätten nur noch mehr Kummer. Alles hängt nun davon ab, ob unsere Soldaten uns bald heraushauen, denn ein Dauerzustand kann das ja doch nicht sein. Der Glaube an den Sieg hält mich aufrecht.

22. März

Es war, als hätt' der Himmel die Erde still geküßt,
daß sie im Blütenschimmer von ihm nur träumen müßt.
Der Wind streicht durch die Felder, die Ähren wogen sacht,
es rauschen leis die Wälder, so sternklar war die Nacht,
und meine Seele spannte weit ihre Flügel aus,
flog über die stillen Lande, als flöge sie nach Haus.

Noch sieht man keinen Blütenschimmer im Oberschlesierland und doch denke ich gerade heute abend an die Worte unseres Eichendorff. Ein heller Mondhimmel ist draußen. Schon ist Orion verschwunden, nur der große Himmelswagen steht leuchtend über uns und sieht auf alles Leid herab. Ab und zu zerfetzen Gewehrschüsse die nächtliche Ruhe. Diese Scheinruhe, die nur bedrückend wirkt.

Ich zwinge mich, nicht an Liesel und die Eltern zu denken. Das arme Mädel tut mir so leid und niemand kann da helfen. Ob die deutsche Offensive noch vor Ostern beginnen wird? Aus dem Wehrmachtsbericht hören wir um zwanzig Ecken herum, daß Leobschütz dem Feind kampflos in die Hände fiel. Alle sind darüber verzweifelt. Ich versuche, die Leute aufzurichten, indem ich ihnen einrede, daß die Front absichtlich aus der unmittelbaren Nähe des Industriegebietes fortverlegt wurde, um einen Spielraum zum Einsatz der neuen Waffen zu haben, ohne uns hier wesentlichen Schaden zuzufügen. Am Ende glaube ich dann selbst an meine Auslegung und bin ein bissel getröstet.

Wenn ich doch nur nach Hause könnte! Die Leute füttern mich hier mit Kartoffeln und Brot mit durch. Ich muß die Kartoffeln aber zurückgeben und weiß nicht, wie ich sie von daheim herbekomme. Unsere Wohnung daheim steht jetzt ständig unter Kontrolle. Die können also auch nicht hierherkommen. —

Gritli, weiß Du eigentlich, wie herrlich eine Scheibe trockenes Brot schmeckt?

Vor der Arbeit habe ich mich bisher mit Erfolg gedrückt. Die Schanzarbeiten sind auch beendet. Jetzt werden die Werke abmontiert. Die Russen schleppen alles weg. Jedes Möbelstück, jede Maschine. Sie stehlen und plündern und schleppen alles zusammen. Die Frauen müssen bei der Eisenbahn Streckenarbeit tun. Von sechs bis neunzehn Uhr ohne Essen. Und ohne Bezahlung nur mit dem Gefühl: Du arbeitest, damit der Feind Deine Sachen schneller wegschleppen kann. Wenn ich wirklich wieder einmal arbeiten werde, dann will ich schon zusehen, daß ich den Russen Lebensmittel klauen kann. Das tuen jetzt alle und man hört von den Mädels die tollsten Stücke. Alle stehlen, wo es nur möglich ist. Natürlich nur Lebensmittel. Auf irgendwelche Klamotten legt niemand Wert, da man das Zeug ja ohnehin in den nächsten fünf Minuten wieder auf irgendeine Weise loswerden kann.

Wie wohl einem Oberschlesier bei solchen Zuständen ist, kannst Du Dir vorstellen, wenn Du bedenkst, daß wir kein sehr leichtlebiger Volksschlag sind, der sich über alles schnell hinwegsetzt und jedem Ding die beste Seite abgewinnt. Ich kann das aber manchmal, weil ich mir sage, daß es kein richtiges Leben ohne Leid gibt und daß wir erst durch schwere Stunden zu Menschen werden. Oder habe ich kein Herz, weil ich alles so ruhig ertragen kann? Wahrscheinlich kommt die Reaktion erst, wenn alles vorbei ist, in Form eines Nervenzusammenbruchs. Vielleicht ist es aber auch ganz gleich, ob man glücklich oder traurig ist. Hauptsache bleibt, daß man nach einem anständigen Leben an die letzte Stunde denken kann. Der Tod ist uns allen immer so nah und vertraut. Ich habe keine Angst

davor. Ich wünsche mir nur viel Sonnenschein für die Eltern und das Liesel, kein Leid für Tante und Onkel und alles Glück für meine liebe Gritli in Wien!

Nun gute Nacht — vielleicht werden wir uns doch noch einmal sehen, vielleicht gibt es noch einen lichten Morgen für uns. —

25. März

Nun geht mit herrlichem Sonnenschein der Märze zu Ende. Am Freitag war ich wieder einmal zur Arbeit. Wir waren bei Oberhütten, im Preß- und Stahlwerk. Das Herz zieht sich zusammen, wenn man sieht, wie die Russen alles abmontieren und zum Versand fertig machen. Wir mußten auch Streckenarbeit tun und den Werks-Gleisanschluß in russische Breitspur umbauen. Es gab dann wenigstens ein ziemlich gutes Essen und ich war den ganzen Tag an der frischen Luft. Jetzt spüre ich alle meine Knochen. Unser Aufseher sprach uns nur als „verfluchte Deutsche" an. Die Stimmung sank auf den Nullpunkt. Ich versuche zu retten, was noch zu retten ist. Ich glaube, wenn ich täglich arbeiten ginge, würde ich bald als Propagandist auffallen, staune ja manchmal selbst über mein Volksrednertalent. Man muß verdammt schlagfertig sein, um den Leuten immer eine richtige Antwort geben zu können. Ich drehe jedesmal den Spieß so um, daß als Resultat herauskommt: wir siegen auf jeden Fall noch. Deutschland geht nicht unter, wenn es auch für den Augenblick so aussieht.

Eine Frau nannte mich „Goebbels der Zweite" und ich war sogar noch stolz darauf. Die Leute hier schimpfen auf alles, fluchen auf die Russen und hungern um die Wette. Die meisten, speziell hier im Arbeiterviertel, haben keine anderen Interessen, als ihre Töpfe voll zu bekommen. —

Als ich vom Arbeiten heimkam, wartete schon eine neue Nachricht auf mich. Leni war daheim und brachte mir ein halbes Brot. Jetzt bin ich reich wie ein König und verzagt wie der

Ärmste der Armen: Liesel ist immer noch nicht entlassen. Vielmehr hat Mutter sie nach Gleiwitz marschieren sehen, eine ganze Kolonne, fast lauter Frauen. Es waren sehr viele Bekannte dabei und unsere Liesel auch. Wer weiß, was mit dem Mädel noch geschieht? Gibt es denn keine Hilfe? Was hat unsere liebe Liesel denn getan?

Vater wurde auch von einem Kommissar und einem Kommunisten beehrt. Sie wollten ihn auch mitnehmen. Zuerst haben sie sich bei uns zu Hause mit ihm unterhalten und ihn verhört. Dann sagte der Russe aber: „So ein alter Mann!" und hat ihn nicht mitgenommen. Wie froh und glücklich ich darüber bin, kann ich gar nicht beschreiben. Nun hat Vater wenigstens vorläufig Ruhe! Die Eltern sollen schon ganz krank sein aus Sorge um uns. Zuerst ist das Brüderlein in Rußland geblieben, dann Liesel entführt, und was aus mir noch wird, kann niemand voraussehen. Vater schrieb mir, ich solle auf keinen Fall nach Hause kommen, da überall nach mir gefahndet wird. Ich soll sogar im Russensender genannt worden sein. Aber das glaube ich nicht ganz.

So leben wir nun. Das Dasein ist nicht mehr erträglich. Ich lese gerade von Steguweit: Der Jüngling im Feuerofen. Ein wunderbares Buch. Wir erleben jetzt das gleiche, nur viel grausamer. Jeden Abend gellende Hilferufe aus allen Straßen, Trupps von zwanzig und mehr Russen brechen die Haustüren auf und plündern, morden und schänden, reinste Willkür! Diese Russen sind wie tropische Heuschreckenschwärme. Die von ihnen überfallenen Häuser sind öde und leer. Da ist aber auch alles weg, von der Gardinenstange bis zum Nachtgeschirr, vom Ofenrost bis zum letzten Lebensmittelvorrat. Die armen Betroffenen stehen vor dem Nichts. Uns kann es jeden Abend genauso ergehen.

Gestern abend hörten wir hier aus nächster Nähe auch Hilferufe. Es wurde viel geschossen. Heute früh erfuhren wir, daß etwa zehn Russen in ein Haus eindringen wollten. Die Leute schrien nach einem Posten. Bis dieser kam, hatten

die Eindringlinge eine Frau erschossen und drei weitere schwer verwundet.

Der polnische Bürgermeister hat in den Kirchen sämtliche deutschen Lieder und Gebete verboten. Ab morgen wird nur noch polnisch gepredigt. Und das in einer rein deutschen Stadt! Wann wird die deutsche Wehrmacht diesen Spuk hinwegfegen? Morgen gehe ich wieder einmal zu Oberhütten ein Mittagessen erschuften und die Volksstimmung gegen diese Kerle aufstacheln. Es ist jetzt wieder ein Kampf der einzelnen. Wer weiß, wo die Kameraden sind, in den Gefängnissen, in den Internierungslagern, tot oder geflohen. Man kann mit niemandem ein offenes Wort reden.

Wenn Erika noch lebte — mein guter Kamerad Erika!

27. März

Ja, gestern war ich zur Arbeit. Dieses Mal nicht bei Oberhütten, sondern im Wagenwerk der Reichsbahn. Am Vormittag mußten wir Felle einsalzen. Ein pestilenzartiger Gestank, Himmel und Felle. Und das schleppen die alles fort. Es waren ganz frische Felle dabei, an denen noch Fleisch hing. Das haben wir uns abgesäbelt, und heute gibt es davon Rindsgoulasch. Außerdem habe ich ein Kilo Salz geklaut und ein paar Handvoll Trockengemüse. Da war ich schon stolz. Der Posten vor dem Werk hat einige Frauen kontrolliert und ihnen das Organisierte wieder abgenommen. Bei so etwas habe ich immer Schwein.

Das Werk liegt nur hundert Meter von dieser Wohnung entfernt. Zu Mittag waren wir zu Haus, nachmittags ging's wieder hin. Wir mußten bei schärfster Bewachung vier Waggons mit Kisten zu je 25 Kilo Schweineschmalz beladen. Ein paar Kisten gingen natürlich in die Brüche, und ich habe ein Kilo bestes Schweinschmalz, Eigentum der Reichsstelle für Milcherzeugnisse, Öle und Fette, Berlin, geklaut. Meine Beute war noch größer, aber ich habe einen Teil an die Ängstlichen verteilt. Als Belohnung für die Arbeit bekamen wir dann jede

zwei Büchsen Konserven. Eine mit Karotten und von der zweiten behaupten Optimisten, es wäre Fleisch darin.

Die Stimmung war gestern prima. Seit zwei Tagen hören wir wieder entferntes Schießen. Die Deutschen sollen näherkommen. Unser Posten vom Vormittag kam mittags um zwei Uhr an die Front. In Gleiwitz kamen Flugblätter herunter, in denen stand, daß wir luftschutzbereit sein sollen und bald befreit werden. Hoffentlich wird es klappen.

Ich denke nur an die Liesel. Sie soll schrecklich geweint haben, als sie an unserem Haus vorbeiging. Wenn die Mädel nur nicht verschleppt werden! Jetzt holen sie auch die Jungen ab. Fünfzehnjährige müssen ins Gefängnis. Die alten sind schon alle weg. Und keiner trägt die Fahne. —

31. März

Morgen ist Ostern und ich denke an ein Osterfest, das ich mit meiner Gritli in Wien verlebt habe. Das war in einem anderen Leben. Hier werden wir vom Fest nicht viel merken. Für das oberschlesische Volk ist der Kreuzweg noch nicht beendet. —

Ich will morgen zum Arbeiten gehn, um die Gedanken abzulenken. Am Mittwoch hatte ich im Werk eine feine Drückebergerbeschäftigung. Ich mußte mit einer anderen Frau die halbe Werkshalle ausfegen. Immer um die Lebensmittelstapel herum. Und geklaut habe ich wie ein Rabe. Zwei Büchsen Fleischschmalz und eine Dose Schnittbohnen habe ich in dem zugebundenen Ärmel meines Mantels am untersuchenden Posten vorbeitransportiert. In den Hosenbeinen der Skihose waren Knäckebrot, Kernseife und Streihölzer. Ich konnte kaum kriechen. Als Belohnung für die Arbeit bekam jede Frau zwei Päckchen Trockengemüse und — höre und staune — drei Pfund Butterschmalz. Das hat gelohnt! Außerdem gab es ein gutes Essen. Der Erfolg war, daß das Werk jetzt von Frauen gestürmt wird. Jede will dort arbeiten und man muß froh sein, wenn möglichst viele möglichst viel ergattern.

Am Donnerstag war es nochmals gut, denn wir bekamen wieder ca. vier Pfund Butterschmalz. Ich glaube, die Russen wissen gar nicht, was das ist, sonst würden sie es uns nicht geben. Gemopst habe ich etwa anderthalb Pfund Fleisch und einen Ochsenschwanz. Aus dem Werksgarten haben wir uns frischen Poree geholt und Gemüse gekocht. Gestern habe ich geschwänzt. Es sind sehr viele Frauen dort gewesen und keine hat etwas bekommen. Am Ostersonntag wird nicht so ein Andrang sein, da will ich hingehen. Das Herumsitzen zermürbt so. Außerdem bin ich natürlich riesig stolz auf meinen Schipperposten. Zum Diebstähler bin ich auch schon avanciert. Jetzt kann ich wenigstens den Eltern etwas schicken und liege meiner Wirtin nicht auf der Tasche bzw. auf den kargen Vorräten. Wir haben sogar einen Kuchen gebacken und morgen ist ein Braten im Topf. –

Gestern sind deutsche Kriegsgefangene hier durchgeführt worden. In einer fabelhaften Haltung sind sie marschiert. Alle Leute haben geweint. Einer soll gerufen haben, daß wir in etwa zehn Tagen frei sein werden. Ich glaube gar nicht, daß es so schnell geht. Herrgott, wäre das schön! Die Russen geben Parolen aus, daß der Führer bei einem Attentat schwer verletzt worden wäre. Alles Schreckschüsse.

Die Russen hausen fürchterlich. Wer das nicht erlebt hat, kann sich keine Vorstellung davon machen. Jetzt kommen auch noch die Polen mit ihren neuen Bestimmungen dazu. Z. B. müssen bis zum 5. April alle deutschen Bezeichnungen aus dem Straßenbild verschwinden. Auf der Straße soll nur noch polnisch gesprochen werden. Und niemand kann das! Wir sind in unserem eigenen Land Ausländer geworden. Wie oft kommt es vor, daß Frauen, die tagsüber in den Werken schwer arbeiten, am Abend, wenn sie nach Hause kommen, ihre Wohnung von einer hergelaufenen polnischen Familie besetzt finden! Ein Recht für Deutsche gibt es nicht mehr. Uns kann nur die deutsche Wehrmacht helfen.

4. April

Nun habe ich doch einen richtigen Ostersonntag verlebt. Mit dem Arbeiten haben wir es uns noch einmal überlegt und sind zu Hause geblieben. Am Nachmittag kamen Mutter und Martha mich besuchen. Die Freude kannst Du Dir vorstellen. Wir hatten so viel zu erzählen. Liesel ist immer noch im Gefängnis und es besteht wenig Aussicht, daß sie freikommt. Mutter sieht furchtbar schlecht aus. –

Die Russen müssen horrende Verluste haben. Hier sind alle Lazarette vollgestopft. Es wird so viel von neuen Waffen gesprochen. Ein Gerücht jagt das andere. Gestern war ich wieder einmal zur Arbeit. Dieses Mal wurden wir ins Reichsbahn-Lok-Werk verfrachtet. Dort werden nur kaputte Panzer repariert. Da standen mindestens fünfzig Panzer herum. Für uns eine helle Freude. Wir mußten Maschinen ölen und reinigen, vier bis sechs Frauen an einer gar nicht so großen Maschine. Wir haben den ganzen Tag daran herumgefummelt und nichts wesentliches getan. Zum Schluß haben wir alle, etwa 150 Frauen, so lange gestreikt, bis wir zwei Stunden früher nach Hause gelassen wurden als vorgesehen war. Jetzt mache ich wieder zwei Tage Ruhepause. Ich kann mir das erlauben, ohne von den Russen abgeholt zu werden, weil ich hier in der Bezirksstelle der antifaschistischen Partei gar nicht gemeldet bin. An mir haben die Russen noch keine Freude gehabt. Daß ich so langsam sein kann, habe ich selbst nicht für möglich gehalten.

Gestern habe ich mit einer Frau zusammengearbeitet, die folgendes zum besten gab: sie hat ein dreieinhalbjähriges Töchterchen. Die Kleine kommt vom Spielen ganz atemlos angerannt. Wie die Mutter sie fragt, was das bedeuten soll, sagt sie ganz ernst, die Kinder spielen „panienkes suchen" und sie sei so eine kleine panienka, die von den Russen gesucht wird. Sogar die Kinder spielen zeitgemäße Spiele. Daß wir da gelacht haben, wirst Du verstehen, obgleich es doch eigentlich eine sehr traurige Sache ist. Ich habe ja bisher mehr als Glück gehabt,

daß mich noch kein Russe erwischt hat. Das ist beinahe eine Seltenheit in diesen segensreichen Zeiten.

Ich bin ja wirklich gespannt, ob Du dieses ganze Geschreibsel noch einmal zu lesen bekommen wirst. Es ist ja anzunehmen, falls ich nicht doch noch geschnappt werde. In diesem Falle werde ich bestimmt gleich erschossen, weil ich mich so lange versteckt gehalten habe. Na, mir kann das dann auch gleich sein. Was werden wir nun noch alles erleben, bis wir frei werden?

Eben brachte jemand wieder die Parole mit, daß Deutschland in einer Woche erledigt sei. Die Amerikaner sollen schon sehr weit im Reich sein und die Russen vor Wien. Die können uns ja hier viel weismachen! Den Krieg gewinnen wir auf jeden Fall!

6. April

Das dumme Herz macht Sprünge vor Sehnsucht nach dem Reich. Wie verlassen sind wir hier! Ich glaube nach wie vor fest an ein gutes Ende. Wenn wir nur bald frei werden. Lange halten wir das Theater nicht mehr aus. Das Volk hat keine Nahrungsmittel mehr und murrt gegen die Besatzung, die weiterhin raubt und plündert. Jeder zehrt halt nur von dem bissel Hoffnung auf baldige Erlösung. Es schwirren die tollsten Gerüchte herum. Japan soll den Krieg beendet haben, die Amerikaner sind im Reich, der Führer ist verletzt, die Deutschen sind in Czenstochau und in Tarnowitz. Ach, was man so alles hört. Und niemand weiß etwas Genaues. Die Ungewißheit ist fürchterlich und man kann es der breiten Masse eigentlich gar nicht übelnehmen, daß sie zwischen Glauben und Verzweiflung hin- und herschwankt, und sich von jeder Meinung beeinflussen läßt. Ich bin ja hier unter lauter Arbeitervolk, so richtig im Sauerteig der Nation. Ich rede mir den Mund wässerig, meistens mit dem Erfolg, daß die Leute wieder für eine Stunde an Deutschland glauben. Und dann muß ich halt wieder von vorn beginnen. —

Wenn ich nur einmal nach Hause könnte! Ich möchte meinen Vater so gerne wieder einmal sehen. Von Liesel wissen wir nichts. Wo mag das Mädel nur stecken?

Ich muß Schluß machen, wir wollen Abendbrot essen, Suppe und Kartoffeln, Kartoffeln und Suppe. Ich möchte gern wieder einmal richtig Brot essen. So fünf bis sechs Scheiben könnte ich ohne weiteres wegfuttern. Wir haben alle dauernd Heißhunger. Ich wiege nur noch 88 Pfund. Alle halten mich für achtzehn Jahre. Ich habe mir eine Kriegsfrisur zugelegt, so eine Art Mozartzopf, wie ein Backfisch.

Und ein bissel Humor habe ich trotz allem noch gerettet. Daß ich noch lachen kann in dieser grausligen Zeit, ist ein Wunder. Die Ereignisse ziehen an mir vorüber wie im Film. Ich muß mich halt freuen, wenn die Sonne scheint und die ersten Veilchen zart duften. Ich muß mich halt freuen, wenn der Frühlingswind die Birken zerzaust. Ich muß lachen, wenn die Kinder draußen ihre wilden Russenspiele veranstalten. Das Leben ist bunt und verrückt. In einem Roman kann es nicht toller zugehen. Nur fällt das Warten, Warten, Warten weg. Wir haben eine überirdische Geduld. Was so ein Menschlein alles verträgt!

9. April

Gestern, am Sonntag, war ich wieder arbeiten. Ich hatte Glück und bin mit einem Auto bis Öhringen an die Bahn gefahren. Dort haben wir das Auto ausgeladen, und das war unsere ganze Tagesarbeit. Dann haben wir drei Frauen dort den ganzen Tag in der Sonne gelegen. Einen feinen Sonnenbrand hab ich bekommen. Wenigstens ein bissel Farbe. Es war ein fauler Sonntag. Heute früh ging ich wieder ins Wagenwerk. Stell Dir nur vor, den ganzen Vormittag mußten wir in einer zugigen Bude alte, schmutzige Fußlappen sortieren. Ein Gestank! Gut, daß ich doch noch eine Portion Humor besitze. Aber es kann einem doch die Galle hochkommen, wenn so eine blöde

Gans dabeisteht und sich aufspielt: „dawei, dawei, chneller arbeitennn!"

Bitte, Liebes, entschuldige die derben Ausdrücke! Bei uns herrscht jetzt so ein Ton. Das bringt die ekelhafte Zeit so mit sich. Die Tochter meiner Wirtin, Friedel, ist vom Schanzen zurückgekommen. Sie war vier Wochen weg und hatte es sehr schlecht. Sie muß sich erst wieder erholen. Wir schlafen jetzt beide in ihrer Wohnung, die im gleichen Hause liegt. Abends machen wir es uns immer gemütlich. Heimlich, damit es die Mama nicht merkt, brauen wir uns etwas zum Naschen zusammen, einen Pudding, geröstete Haferflocken oder irgendeine andere Kleinigkeit. Dann rauchen wir im Bett noch eine Zigarette und freuen uns, daß wieder ein Russentag vorbei ist.

Gestern wären wir anschließend an die Schummerstunde um ein Haar aus dem Bett geflogen. Es gab eine so starke Detonation, daß der Putz von der Decke fiel und die Scheiben klirrten. Im ersten Moment glaubten wir, daß unsere Artillerie in die Stadt schießt. Da es aber bei dem einen Knall blieb, war es damit wieder einmal kalter Kaffee. Wahrscheinlich war es eine Sprengung, oder ein Pulvermagazin ist in die Luft geflogen. Wann fliegt nur endlich die ganze Russenzucht hier in die Luft?

11. April

Nun haben wir zwei aufregende Tage hinter uns und am Ende hat sich alles in Wohlgefallen aufgelöst. Am Montag abend kam von der Bezirksstelle die Bekanntmachung heraus, daß alle Frauen mit Kindern über sechs Jahren und alle Ledigen sich zu melden hätten, um in die Ukraine abzudampfen. Ausrüstung für drei Wochen sei mitzubringen. Das war ein Aufruhr überall! Ein richtiger Aufruf solle in zwei bis drei Tagen erfolgen. Friedel und ich haben gleich den Entschluß gefaßt, bei Erscheinen des allgemeinen Aufrufs zu türmen und zu versuchen, durch die Front zu kommen. Gestern haben wir alle

Vorbereitungen getroffen, um eventuell heute schon loszugehen. Frau R. hat für jede von uns ein Brot gebacken, dann ist sie zu den Eltern hinausgefahren. Vor allem sollte sie meine Oberschlesienkarte von daheim mitbringen, nach der wir mit Erika damals alle Radtouren gemacht haben.

Abends kam Frau R. mit einem langen Brief von Vater zurück. Er schrieb mir, daß ich auf keinen Fall weglaufen soll, da ein Durchkommen ins Reich eine Unmöglichkeit sei. Zwischen den Linien läge ein Niemandsland von acht bis zehn Kilometern Breite. Außerdem werde jeder Weg ins Frontgebiet von den Russen stark bewacht. Wer dort erwischt werde, habe damit zu rechnen, als Spion erschossen oder nach Rußland deportiert zu werden. Vater weiß das angeblich so genau, weil einer meiner Onkel aus den gleichen Gründen davon Abstand nahm, durch die Front zu laufen. Im übrigen soll der Aufruf daheim schon heraus sein, es rühre sich aber niemand.

Wir haben dann auch den Russenmajor vom Wagenwerk gefragt. Der sagte, daß es nur eine freiwillige Angelegenheit sei, im nächsten Jahr würden sich gewiß alle dorthin melden, um hier nicht zu verhungern. So ein blöder Kerl! Hier im Wagenwerk gibt es ein Magazin und ein Proviantlager mit lauter deutschen Sachen, Uniformen, Lederzeug, Waren in Massen. Die russischen Posten staunen, und wenn wir dann noch erzählen, daß bei uns jeder Soldat im Jahr mindestens drei Wochen Heimaturlaub bekam und Heiratsurlaub extra und Kinderzulagen, dann sprechen ihre Gesichter Bände. Wie können wir aber auch von allen Einrichtungen in unserem Deutschland schwärmen und erzählen wie von einem verlorenen Paradies!

Vater schrieb mir einen so zuversichtlichen Brief. Er ist immer noch voller Vertrauen. Ich solle auf jeden Fall dableiben, weil es bestimmt nicht mehr lange dauere, und ich solle den Eltern keinen Kummer machen und abwarten. Was tut da eine folgsame Tochter? Wir haben also wieder ausgepackt und warten auf die Dinge, die da kommen sollen. Vater hat mir auch meine Landkarte nicht mitgeschickt, „damit das Dickköpfchen

keine Gelegenheit hat, Dummheiten zu machen". Mein Vater kennt seinen Heißsporn. Vor der Strapaze hatte ich schon sehr viel Angst, aber in die Ukraine will ich auf keinen Fall! Wir werden ja sehen, was sich in der nächsten Woche ereignet. —

Hier liegen in einer Schule deutsche Verwundete. Die rufen zu den Fenstern hinaus, daß wir aushalten sollen, wir werden bestimmt bald frei. Daheim müssen ganze Straßenzüge von der Bevölkerung geräumt werden. Die Russen richten dort Bunker ein. Die Fenster werden vermauert und auf die Dächer kommen Maschinengewehre und leichte Geschütze. Es kann jeden Tag losgehen. Auch hört man wieder, daß die Japaner Rußland angegriffen haben und gute Erfolge verzeichnen. Ich möchte nur einmal deutsche Nachrichten hören. —

Hier müssen jetzt alle Kinder in der polnischen Schule angemeldet werden. Dabei müssen die Mütter eine Erklärung abgeben, ob sie Deutsche oder Polen sind. Die „Polen" sollen gleich Lebensmittel bekommen. Natürlich schreiben sich viele als Polen ein, die kein Wort polnisch verstehn. Man merkt halt, daß hier zum Teil so ein Mischblut wohnt. Wer richtig deutsch fühlt, verhungert lieber, als daß er Pole wird.

17. April

Heute komme ich endlich wieder zum Schreiben und will Dir meine Erlebnisse der Reihe nach erzählen. Am Donnerstag bin ich wieder ins Wagenwerk zur Arbeit gegangen und habe dort fünf Tage lang geschuftet. An manchem Tag kamen wir erst um 20 oder 21 Uhr nach Hause, oft hatten wir „Eule" und haben uns nicht überanstrengt. Gestern haben wir Tabak verladen. Ich konnte gleich etwas für Vater beiseite schaffen. „Zapzerap" heißt das auf russisch, ein niedliches Wort.

Am ersten Tag mußten wir Gulaschkanonen schleppen. Wir haben uns Zeit gelassen. Am Freitag haben wir Russenmäntel gebündelt und die dreckigsten ausgeputzt. Ab und zu war ein

deutscher Soldatenmantel dabei. Den haben wir dann direkt liebevoll behandelt. Wenn unsere Jungens im Reich wüßten, mit wieviel Liebe wir jedes Stück in die Hand nehmen, das noch von der deutschen Wehrmacht herrührt!

Freitag nacht, um halb zwölf Uhr kamen zehn Russen in unser Vorderhaus zum Plündern. Die Leute durften sich nicht bewegen. Die Bande hatte die Haustür eingeschlagen und war wie ein Blitz im Haus. Wir im Hinterhaus haben den Krach aber doch gehört und laut um Hilfe geschrien. Da kam unser Major vom Wagenwerk mit allen Posten und hat die Plünderer verhaftet. Dieser Major ist ein kleiner Jude. Ich glaube er mißt nur einen Meter fünfzig. Aber er ist ein grundanständiger Kerl, der sich immer für uns Frauen einsetzt. Er kommt wegen der Plünderer keine Nacht zur Ruhe und ist tagsüber immer schrecklich mürrisch, aber er meint es nicht so.

Wir können abends nie einschlafen, weil man immer damit rechnen muß, daß jeden Moment die Russen im Hause sind und räubern und die Frauen vergewaltigen. Friedel und ich schlafen allein in Friedels Wohnung im Parterre. Ich bin ja gottlob nicht ängstlich und die Fenster sind ja auch mit Brettern vollständig vernagelt, aber es ist doch ein komisches Gefühl. Daheim gibt es so etwas nicht. Dort ist Ruhe. —

Am Sonnabend haben wir den ganzen Tag in einem Waggon russische Pudelmützen gebündelt. Es war ein junges Mädchen dabei, die mit dem Posten poussiert hat. Infolgedessen hatten wir „Eule" und haben fast nichts getan. Es gibt eine ganze Menge Mädel, die für ein Stück Speck für alles zu haben sind. Und ein Ton herrscht unter den Weibern! Früher wäre ich rot geworden wie eine Tomate. Das muß man sich abgewöhnen. Nun ist das hier so ein Arbeiterviertel. Da gibt es kaum gebildete Menschen und manche schweinigeln halt zu gern. Das hört man sich dann halt alles ganz gleichmütig an.

Es sind aber auch viele patente Frauen dabei, die fest an einen deutschen Sieg glauben. Das will in einer solchen Zeit und unter diesen Verhältnissen etwas heißen. Man kann es keinem

übelnehmen, wenn er verzweifelt und nichts mehr glaubt. Parolen gehen ja genug herum. Und alle hoffen auf den Amerikaner. Die Leute versprechen sich goldene Berge. So ein Irrsinn! Von denen werden wir gerade was erben! —

Man spricht hier so viel davon, daß die Japaner Rußland angegriffen haben. Sie sollen schon bis zum Kaukasus vorgedrungen sein, Moskau soll brennen, Roosevelt soll tot sein. Die Deutschen sollen in Oppeln und Ratibor stehen, die Amerikaner vierzig Kilometer vor Berlin, in Nürnberg und Dresden, die Deutschen sollen mit Gas schießen. Ach, mir schwirrt der Schädel. Ich glaube gar nichts, nur, daß wir einmal doch noch befreit werden. Ob ich das noch erleben darf, steht auf einem anderen Blatt. —

Am Sonntag vormittag habe ich nur fegen müssen. Der Verwalter vom Klamottenmagazin sucht immer blonde Frauen zu den leichten Arbeiten aus. Man muß aber sehr geschickt sein und sich im richtigen Augenblick verdrücken, sonst kann man leicht Opfer werden. Wer mit dem in einen Waggon geht, bekommt ein großes Stück Speck. Als wir bei den Pudelmützen arbeiteten, wollte ein Posten mich auf die Pudel werfen und frech werden. Dem Kerl hab ich die Hände so zerkratzt, daß er sie verbinden lassen mußte, weil das Blut nur so lief. Die Weiber wollten mir dann Angst machen, daß der sich rächen wird. Aber er ist anscheinend doch sonst ein vernünftiger Kerl, denn er zeigt nur allen Frauen seine „Wunden". Mich behandelt er mit Respekt und nennt mich Katze.

Als Sonntagsvergnügen mußten wir am Nachmittag bis um acht Uhr Stiefel und Schuhe ausladen. Zur Belohnung bekam jede einen Liter Butterschmalz. Gestern waren wir wieder in Öhringen auf der Strecke beim Tabak und nachmittags bis um dreiviertel neun Uhr beim Verladen der russischen Winterlumpen. Alles für eine Erbsensuppe. Nur Partisanki gab es umsonst. Das sind Läuse und Flöhe. —

Wir haben herrliche Frühlingstage und ein Blick auf die knospenden Bäume, auf das junge Grün, auf den hohen Sternen-

himmel läßt uns so manches Leid vergessen. Gestern war ein wunderbarer Abend. Der Himmel leuchtete in den zartesten Pastellfarben. Eine schmale Mondsichel sah auf uns herab, als wir die schweren Hosenbündel über fünf Gleise zum russischen Waggon schleppten. Wie war uns da zumute! Die Russen schinden uns genug und wundern sich oft, daß wir noch nicht krepiert sind.

Ich schlucke schon an den verfluchten Tränen. Jetzt habe ich schon den Hartmut und die Liesel bei dem elenden Russengesindel verloren. Gibt es denn überhaupt noch eine Erlösung für uns?

20. April

Gestern mußten wir Panjewagen auf Waggons verladen. Eine herrliche Beschäftigung! Ich drücke mich, wo, wann und wie ich nur kann. Wir kommen jetzt täglich erst um 20 Uhr nach Hause. Vorgestern nachts um einhalb eins waren wieder Russen im Nebenhaus plündern. Natürlich waren wir alle wach und angezogen. So zerstört das Pack uns auch noch die Nächte. Die Häuser, in die sie hereinkommen, sind übel daran. Neuerdings ziehen sie die Leute splitternackt aus und schleppen alles mit. Ein zwölfjähriges Mädel wurde achtmal vergewaltigt. Ich glaube, vier Jahre Bombenterror sind eine Kleinigkeit gegen drei Monate Russenwirtschaft.

Seit vorgestern montieren sie die Eisenbahnschienen ab. Es ist reine Zerstörungswut. Dazu kommen noch die Polacken mit ihren Neuerungen. Aus Beuthen, Gleiwitz und Hindenburg ist Bytum, Gliwice und Zabrze geworden. Und beim polnischen Bürgermeister haben die Plünderer nachts zwanzig volle Koffer „zapzerap". Russen und Polen sind wie Hund und Katze. –

Gritli, heute früh hab ich mein Hemd verkehrt herum angezogen. Frau R. sagte, das brächte Glück. Höre und staune, was ich heute angestellt habe: Früh gingen wir alle in die Arbeit wie sonst. Eine herrliche Arbeit! Die schweren eisernen Gulasch-

kanonen auf einen Waggon aufladen. Ein Posten mit Gewehr und großer Fresse daneben. Außerdem gibt es zur Strafe, weil wir gestern angeblich die Mittagspause zu lange ausgedehnt haben, die Suppe erst abends, und der Magen kann bis 18 Uhr juchhei schreien. So bin ich aber nicht gebaut! Stell Dir vor, daß sich um das Werk eine hohe, noch fünffach mit Stacheldraht bespannte Mauer zieht, und vergegenwärtige Dir bitte das Bild, wie ich mit Eleganz auf die Mauer klettere, mich wie ein Aal durch den Stacheldraht winde und heil nach Hause komme! Ich bin direkt stolz auf mich! Meine Tasche bringt eine Bekannte abends mit. Wieder einmal Glück gehabt.

Dabei habe ich heute im Werk schon ganz heimlich geheult, als die Weiber erzählten, daß alle BDM-Mädel nach Rußland verschleppt werden. Wie mag es nur unserer Liesel gehen? Die Mädel sollen gutes Essen bekommen, nur furchtbar den Nachstellungen der Offiziere ausgesetzt sein. Ich habe eine heillose Angst um die Liesel. Gottseidank hat sie Riesenkräfte und kann prächtig zurückschlagen. Ob das aber etwas nutzt? —

Ich selbst bin wahrscheinlich hier sicher. Heut war ein Pole da, der alle Leute aufnimmt, weil die Deutschen alle Karteien vernichtet haben, wie er mir erzählte, als ich ihn mit dem dümmsten Gesicht nach dem Grund der Personalaufnahme fragte. Das wollte ich nämlich nur wissen. Er hat mir am Ende sogar angeboten, einen polnischen Kursus zu nehmen und mir eine gute Anstellung zugesagt. Wahrscheinlich hat es ihm imponiert, daß ich in dem ganzen Bereich die einzige bin, die keiner Konfession angehört. Er konnte sich nicht genug darüber wundern. Womit man jetzt bei so Leuten Glück hat!

24. April

Man kann langsam verzweifeln an diesem elenden Russenvolk! Ich habe früher, als ich noch so ruhig zu Hause dahinlebte, manchmal gedacht, daß aus mir nichts Vernünftiges werden kann, weil in meinem Leben das große Leid fehlt. Ob dieser

Gedanke ein Frevel war, der nun bestraft wird? Was müssen wir nun leiden und aushalten! Ich staune, daß ich alles so ruhig ertragen kann. Die Ereignisse ziehen wie im Film an mir vorbei. Was kann mir noch passieren? Die Eltern sind von dem größten Unglück betroffen, Onkel und Tante irgendwo, wenn sie überhaupt noch leben, die Geschwister verschleppt, ich selbst immer mit einem Bein im Gefängnis. Und dazu diese furchtbaren Alarmnachrichten: die Amerikaner in Berlin, der Führer hat abgedankt, und wer weiß, was noch alles. Mich bringt ja so etwas nicht aus der Ruhe. Es wird sich schon noch einrenken. —

Im Wagenwerk herrscht große Aufregung, weil die Mädel und Frauen, die mit den Russen schön tun, den Posten Zigaretten und Wodka bringen, sich befummeln lassen und sich die Russen in die Wohnung nehmen, jeden Tag Berge von Lebensmitteln bekommen und die anderen für die ganze Schufterei nichts bekommen. Ich gehe auch nicht mehr hin, sobald wir die letzte Zuteilung haben. Es soll morgen noch etwas geben. Dann können sie mich suchen. Nur wird einem der Tag zur Ewigkeit, wenn man keine Arbeit hat. Und ich muß Menschen um mich haben, sonst werde ich verrückt.

Am Sonnabend haben wir Seife verladen. Ich habe wieder allerhand geklaut. Gute russische Kernseife in Stücken von acht Kilogramm. Ein Mord, diese Arbeit! Ich spüre meine Knochen nicht mehr. Nachts hört man immer noch Hilferufe von allen Seiten. In einer Nachbarstraße haben vierzig Mann die Häuser ausgeräumt und alle Frauen vergewaltigt. Wenn wir davon nur verschont blieben! Daheim wird gar nicht geräubert. Da haben die Eltern wenigstens ruhige Nächte. —

Die Kinder gehen also jetzt in die polnische Schule. Als die Lehrerin ihnen erzählte, daß Deutschland kaputt sei, fingen alle laut an zu lachen. Daraufhin bekamen sie Ohrfeigen. In Beuthen und Königshütte sollen die Russen plötzlich vor die Schulen vorgefahren sein und alle Kinder mitgenommen haben, keiner weiß, wohin. Hier will deshalb heute keine Mutter die Kinder zur Schule schicken. Was haben wir nur verbrochen?

Stimmt es, daß die Amerikaner gegen Rußland kämpfen? Sind zwischen Cosel und Brieg schon schwere Kämpfe? Ist Ratibor wieder in deutscher Hand? Viele Fragen und keine Antwort. Wenn nur der Gegenschlag bald käme. Eigenartigerweise glauben jetzt, nach dreizehn russischen Wochen, viel mehr Leute an eine Befreiung als im Anfang, und jeder wartet sehnlichst darauf. Wann singen wir wieder einmal frei heraus: „Deutschland, Deutschland über alles"?

26. April

Mein liebes Gretelein!

Ob Du diese Zeilen jemals erhalten wirst? Für mich ist dieses Schreiben an Dich eine kleine Erleichterung, weil ich jetzt doch eine Menschenseele habe, mit der ich über alles offen sprechen könnte. Und so schreibe ich mir halt alles ein bissel von der Seele. Ich hab einen elenden Kummer um unsere Liesel. Jetzt ist sie schon einen Monat von zu Hause fort. Als sie abgeholt wurde, sagte der GPU-Kommissar sie käme in zehn Minuten zurück. Sie ging ohne alle Sachen fort und hat nur das mit, was sie gerade anhatte, Skihose, Pullover und den Wintermantel. Nun soll das Mädel möglicherweise für lange Zeit fortgekommen sein und hat nicht einmal eine zweite Wäschegarnitur. Ich will nicht daran denken, ich will einfach nicht daran denken! Kann man aber jegliches Empfinden ausschalten? —

In den letzten Tagen hört man wieder entferntes Schießen. Wir sagen: Heimatklänge! Die Russen tragen seit gestern alle Gasmasken bei sich. Ich habe heute im Luftpark in der Gleiwitzer Hütte gearbeitet. Wir haben uns dort Gasentgiftungspulver und Salbe und Gasplanen organisiert. Man muß ja auf alles vorbereitet sein. Breslau soll brennen, ein Gerücht jagt das andere. Hoffentlich ereignet sich bald etwas. Wir können diesen Zustand nicht mehr lange ertragen. Wir gehen alle seelisch zu Grunde.

Heute sahen wir zehnjährige Kinder, die von Königshütte und Schwientochlowitz bis nach Schönwald um Kartoffeln kommen. Auf dem Buckel schleppen die Kleinen die Säcke. Im ehemaligen polnischen Oberschlesien leiden die Deutschen unmenschlich. Aus den Wohnungen wurden die Ärmsten herausgeworfen, Lebensmittel bekommt niemand. Die Polen spielen sich entsetzlich auf und drangsalieren jeden Deutschen. Das lassen sogar die Russen nicht zu und es kommt oft zu Prügeleien zwischen Russen und Polacken. Das deutsche Geld hat keinen Wert mehr. In den polnischen Läden kostet eine Semmel 5,— RM, ein halbes Kilo Salz 15,— RM, 1/8 Kilo Graupen 20,— RM, 1/2 Kilo Butter 500,— RM, 1/8 Kilo Wurst 50,— RM. Es geht erst gar kein Deutscher in einen solchen Laden. Die Polacken sagen, wir hätten lange genug gelebt wie die Pfannkuchen im Fett. —

Bei der Arbeit klauen wir, wo nur etwas zu erwischen ist. Diebstahl wird als Sport betrieben. Ich muß ehrlich sagen, mir macht das Mausen Spaß. Ob Seife oder russische Soldatenfäustlinge, Rhabarber oder nur Brennholz, was irgendeinen Wert hat, wird mitgenommen. Alles gehört allen im Sowjetparadies! Nur mit Mehl und Zucker habe ich kein Glück. Um in den Bereich derartiger Bestände zu kommen, muß man sich von den Russen abdrücken lassen. Das wäre mir ein zu zweifelhaftes Vergnügen. Also leben wir solide.

Heute gab es als Zuteilung im Werk einen Topf Butterschmalz. Allerdings roch es erheblich. Aber das verliert sich beim Kochen. Ich möchte einmal so ein halbes Brot hintereinander aufessen. Das wäre direkt ein Geburtstagsgeschenk. Verfressen ist man jetzt! Die einzige Freude, die wir haben, ist die herrliche Natur. Ich wußte gar nicht, wie schön so eine Hütte ist. Die Gleiwitzer Hütte und das Wagenwerk waren Musterbetriebe. Wo man hinsieht, sind Grünanlagen, zwischen den Waggons Hecken und Sträucher. Und alles im frischen Grün. Der Goldregen blüht und die Tulpen und Maiglöckchen sind bald da.

Und dann dazwischen die elenden Russenfratzen. Da vergeht einem alles! Die Wirtschaft müßtest Du sehen! Alles ist kurz und klein geschlagen. Überall liegen Papier, kaputte Möbel und aller Dreck herum. Und dazwischen haufenweise Haufen. Was das Volk für eine unvorstellbare Schweinerei fabriziert! Das hält ja keiner für möglich! Man hat ja Angst, irgendwo hinzutreten, daß man den Dreck nicht an die Schuhe bekommt. Ja, ja, Gritli, auch dieser Zustand mußte in meinen „russischen Memoiren" einmal zur Sprache kommen! Unsere arme Heimat muß so etwas erleben! Wie oft singen wir jetzt das Lied „Oberschlesien, Du mein liebes Heimatland!" Und manchem steht das Wasser in den Augen.

1. Mai 1945

Es hat sich wieder allerhand ereignet. Aber ich komme jetzt seltener zum Schreiben. Die Arbeit hält mich halt so fest. Wir schuften ja auch nicht schlecht. Heut ist großer Feiertag und es wird nicht gearbeitet. Die Russen sind alle sternhagelmäßig blau. Man darf gar nicht aus dem Hause gehn. Am Abend wird es wieder gefährlich, weil dann die Jagd nach den Panienkas losgeht. Zu uns ins Hinterhaus hat sich noch keiner gewagt. —

Vorgestern früh kam in der Werkstatt ein Zettel durch die Luft geflogen und landete auf der Lumpenbude. Wir dachten, es sein ein Flugblatt. Der Posten hatte nichts gemerkt. Zwei Mädel waren flink wie Affen auf's Dach geklettert und suchten bäuchlings, um von keinem Posten bemerkt zu werden, nach dem Zettel. Es war dann aber nur ein schmutziges Blatt Papier und die Enttäuschung war groß. Es wird ja soviel erzählt und gemunkelt, daß man verzweifeln könnte. Hauptgesprächsthema ist eine Länderkonferenz. Alles hofft auf den Amerikaner. Ich glaube das alles nicht und denke immer noch, daß die deutsche Wehrmacht die Entscheidung erzwingen wird.

Am 27. April habe ich einen großen Schreck bekommen. Ich habe am Nachmittag die Arbeit geschwänzt und mich etwas hingelegt, da höre ich plötzlich so im Dusel eine Männerstimme zur Friedel sagen: „Frau Gerloff, Sie haben hier ein Mädel, eine Cousine oder so etwas ähnliches aus Beuthen. Aber sagen Sie die Wahrheit!" Im ersten Augenblick war ich fassungslos, tat aber immer noch, als ob ich schliefe. Die Gedanken flogen nur so. Der Mann stand direkt neben mir. So langsam stand ich dann auf. Es war aber nur der Leiter von unserer Bezirksstelle, der mich nach den Personalien fragte, weil ich hier ja noch nicht angemeldet war. Da ich aber bereits seit Wochen im Werk arbeitete, war er beruhigt und sagte nur zum Schluß: „Wir dachten, Sie hätten etwas auf dem Kerbholz und halten sich hier versteckt. Da hätte ich Sie verhaften müssen." Ich hatte aber längst schon wieder Oberwasser und bat ihn händeringend, mich demnächst abzuholen, weil es im Gefängnis so gutes Essen geben soll. Wir schieden im besten Einvernehmen. Wenn er mich auf der Straße sieht, grüßt er von weitem. Aber erschrokken war ich doch. –

Von daheim habe ich seit Tagen keine Nachricht mehr. Vielleicht kommt die Martha heut. Ich bin schon so neugierig, ob die Liesel zurückkam. Es geht das Gerücht um, daß die Mädel entlassen werden sollen. Hier sind schon einige zurückgekommen. Wenn nur die Liesel dabei ist! –

Nun werden die Tage immer schöner. Es ist eine Freude, draußen zu sein. Wie ein Traum ist der Gedanke an den vorigen Sommer, an die Fahrten mit Erika, an den blühenden Garten dort. Mit Hölderlin möchte ich sagen:

Wo das Tal den Tannenhügel
liebend in die Arme schloß,
wo die Quelle niederfloß
in dem blauen Wasserspiegel,
fühlt ich selig mich und groß.

6. Mai

Es gibt schon wieder eine neue Aufregung! Friedel und ich bekamen gestern von der Bezirksstelle die Aufforderung, uns heute vormittag um 10.30 Uhr mit Ausrüstung für vierzehn Tage zu melden, um nach auswärts zur Arbeit verschickt zu werden. Was das bedeutet, hat Friedel ja bereits beim Schachten kennengelernt. Arbeiten von früh um einhalb vier Uhr bis zum Anbruch der Dunkelheit, Essen gibt es nur einmal am Tage in Form einer Wassersuppe. Dafür gratis bei jeder Gelegenheit Kolbenhiebe. Das ist nichts für uns und keine zehn Pferde bringen uns dorthin. Aus unserem Bezirk sollen 120 Frauen fahren. Es heißt, daß es nach Oppeln gehen soll, zum Abmontieren der dortigen Werke oder zur Feldbestellung aufs Land. Bei den Russen kann es genausogut auch in die Ukraine gehen. Die bringen alles fertig.

Es ist jetzt genau 10.30 Uhr und wir sind vorläufig in Sicherheit. Über uns wohnen zwei patente Frauen. Die eine ist fünfzig Jahre alt, klein und rundlich. Ihr Mann ist interniert und ihre zwei Jungen als Soldat bzw. Schüler im Reich. Ihre Nachbarin, vierzig Jahre alt, stammt aus dem Sudetengau und ist durch und durch deutschfühlend. Sie hat eine siebenjährige Tochter, ein bildhübsches Mädel mit einem ordentlichen Dickkopf. Ihr Mann ist bei der Wehrmacht und der Sohn Flugzeugingenieurschüler in Dessau. Die beiden Frauen arbeiten auch im Wagenwerk und wir halten prächtig zusammen. Jetzt werden Friedel und ich tagsüber in Frau H.'s Wohnung eingeschlossen und sitzen hier mucksmäuschenstill, aber gemütlich beisammen und warten, bis die polnische Miliz uns von zu Hause abholt. Dann sind halt die beiden Vögel ausgeflogen. Wenn dann in ein paar Tagen der Transporttrubel vorbei ist, kommen wir wieder zum Vorschein.

Im Haus darf das natürlich sonst niemand wissen, weil hier auch ein Oberkommunistenekel und mehrere Schand- und Klatschmäuler wohnen. Auch keines von den vielen Kindern

darf etwas merken. Die labern auch schnell etwas aus. Drück uns den Daumen, liebe Gritli, damit alles klappt! Ich bin jetzt im Exil verbannt. Doppelt hält besser! Wenn das die Mutti wüßte! Sie war vorgestern hier. Ich habe sie leider nicht gesprochen, weil ich in der Arbeit war. Aber ich bin wenigstens ein bissel beruhigt. Martha wollte in der vorigen Woche herkommen, wurde aber unterwegs aus der Straßenbahn heraus zur Arbeit geholt und zwei Tage ohne Essen festgehalten, bis es ihr gelang, sich französisch zu empfehlen. Vati sollte schon wieder einmal von vier Russen abgeholt werden, weil er aber so alt und blaß aussieht, ließen sie ihn gottlob zu Hause. —

Achtung, unter uns erregtes Stimmengewirr! Jetzt sind die von der Bezirksstelle da und wollen uns holen. Wir sitzen wie auf Nadeln. Hoffentlich hält Friedels Mutter durch, hoffentlich! Sie ist so ängstlich. Man hört noch immer ein Gezänk. —

Jetzt ist es schon 13.30 Uhr und die Gefahr ist vorläufig behoben. Wir werden morgen noch in Gefangenschaft bleiben und uns dann wieder an unsere Arbeit begeben. In der letzten Zeit haben wir etliche Waggons mit Roggen- und Weizenkleie verladen, in strömendem Regen! Wir sahen lieblich aus! Wie die Windmüller. Ich habe auch viel Kleie mit nach Hause geschleppt zum Brotmehl-Verlängern. Im Werk haben Frau G. und ich eine hinter zwanzig Waggons versteckte Bank gefunden. Sie steht inmitten einer Birkengruppe am Werkszaun und heißt „Zufriedenheit". Dort schlägt ein Fink und die Sonne scheint, man vergißt die Russen. Wir zwei drücken uns jeden Tag für eine halbe Stunde in diesen Winkel und denken an vergangene und kommende schönere Zeiten.

Vorgestern verbreitete sich eine Anzahl von Gerüchten wie ein Lauffeuer in der ganzen Stadt: Berlin gefallen, Adolf Hitler tot, Dr. Goebbels Selbstmord verübt, Göring am Herzschlag gestorben, der Duce schon im vergangenen Monat von oder mit siebzehn anderen erschossen, Deutschland hat die Waffen gestreckt, Dönitz hat eine neue Regierung gebildet und führt den Kampf weiter, nachdem er vor drei Wochen mit der Kriegs-

marine gemeutert hat, Rudolf Hess hat die Führung übernommen und spricht bei den Amerikanern gut für uns, England und Amerika kämpfen mit uns gegen Rußland, Amerika hat den Russen hinsichtlich Deutschland ein Ultimatum von fünf Punkten gestellt, die Japaner sind schon auf der Krim, der Führer ist in Berlin durch Bauchschuß gefallen und im deutschen Rundfunk ist nur Trauermusik zu hören .—

Eine Ente jagt die andere. Und es gibt so viele Kleingläubige und Schwache, die auf jeden Mist hereinfallen. Was muß man da reden und die Leute auslachen und belehren. Ich muß gestehen, daß sich mir das Herz zusammenzog bei dem Gedanken, daß etwas Wahres daran sein könnte. Aber das gibt es ja gar nicht! Das Schicksal wird uns gnädig sein.

8. Mai

Mein liebes Gretelein!

Heut abend noch muß ich an meinem Roman weiterschreiben. Wie ein solcher kommt mir das Leben, richtiger das Erleben, jetzt vor. Den gestrigen Tag verbrachten wir noch in der oberen Wohnung. Die Mädel, die vorgestern fortkamen, sollen in Auschwitz, im ehemaligen Konzentrationslager sein. Wie gut, daß wir nicht mitgefahren sind. Alle Gefahr ist vorbei und die Schlauen sitzen zu Haus. Was uns noch blüht an weiteren Überraschungen, wissen wir ja nicht. In Rußland können wir immer noch landen.

Gestern abend fand hier eine große Leuchtkugelschießerei statt. Eine Stunde dauerte der Zauber, wie ein Feuerwerk. Die Leute sagten, das sei Friedenssalut, weil Deutschland die Waffen gestreckt hätte. Ich konnte nicht einschlafen vor Aufregung. Wenn das nur nicht wahr ist, wenn bloß das nicht stimmt! Das kann doch nicht sein!

Heute früh war ich schon um fünf Uhr munter und auf den Beinen. Ich hatte beschlossen, ins Werk zu gehen. Dort hat sich auch allerhand geändert in den zwei Tagen. Das Warenmagazin

ist nach Heydebreck verlegt worden. Etliche Frauen sind mit dorthin gefahren, weil dort keine Zivilbevölkerung ist. Die Proviantleute arbeiten im Laband-Hafen, und es sind nur noch fünfzehn Frauen als Lumpenkolonne zurückgeblieben. Bald hat die ganze Arbeit hier ein Ende. Zu erben ist da ohnehin nichts. Es handelt sich jetzt nur darum, irgendwo beschäftigt zu sein, um einer Verschickung aus dem Wege zu gehen. —

Jetzt kommt ein besonderes Kapitel: hier im Hause wohnt ein Oberkommunist. So etwas wie einen Ekel habe ich in Miniatur bisher nur im Kino erlebt. Der Kerl ist klein und untersetzt, Spiegelglatze, tiefliegende Katzenaugen ohne Wimpern, Affengesicht — ein Ausbund von Häßlichkeit! Eine Filmtype ist gar nichts dagegen. Dem Menschen steht die Bosheit und Gemeinheit ins Gesicht geschrieben. Er tyrannisiert das ganze Haus und hat mit jedem außer Friedel und ihrer Mutter, die sich stets zurückhalten, schon prozessiert und verloren. Jetzt zankt er jeden Tag mit einem anderen und alle haben Angst vor ihm, weil im Moment halt hier die Gemeinheit Oberwasser hat und weil dieser Lapowski — so heißt er — natürlich Kommunist erster Klasse ist. Vergangene Woche wollte er, ein Mann von 56 Jahren, ein sechzehnjähriges Mädel vergewaltigen. Weil ihm das nicht gelang, läßt er seine Wut nun an den Eltern aus. Ich selbst habe mit dem Mann noch kein Wort gesprochen, weil ich derartig ordinären Naturen aus dem Wege gehe. Aber an seinen Randbemerkungen, wenn ich ihm mal begegnete, oder auch Friedels Mutter gegenüber, merkten wir, daß ich ihm ein Dorn im Auge bin. Er war es auch, der mir neulich den Mann von der Bezirksstelle auf den Hals schickte.

Heute früh begegnete ich ihm nun im Hof und er pöbelte mich auch gleich in voller Lautstärke an — eine Stimme wie ein alter Zinkblecheimer: „Sie sollten doch wegkommen? Macht Geschichten! Das ganze Haus wird durch fremde Leute in Gefahr gebracht!" Ich gucke ihn bloß groß an und gehe vorbei. Da brüllt er mir nach: „Verfluchte Faschistin!" Da war ich aber doch einigermaßen erstaunt. Das Ekel hat zuviel Interesse für

mich. Es wird ihm aber nicht gelingen, mir eins auszuwischen, denn im Grunde genommen ist er feige. Ich stell mich doch nicht mit dem hin, gehe vielmehr ruhig vorbei und denk mir mein Teil. Es war kein großer Schreck, nur eine kleine Episode.

Das Hauptereignis des heutigen Tages kommt erst: schon früh beim Antreten ist eine große Debatte im Gange. Es ist Frieden, Deutschland hat die Waffen gestreckt und bedingungslos kapituliert. Ich bin starr vor Schreck. Jeder spricht mit einer Selbstverständlichkeit davon. Mich würgt es im Halse. Das kann doch der Herrgott nicht zulassen! Wie soll denn das nur möglich sein?! Ich frage die Russen. Der Lumpenverwalter sagt, es stimmt. Der schwindelt sicher! Ein anderer weiß nichts, ein dritter meint, Breslau sei gefallen, darum das Freudenschießen. Was ist wahr, woran soll man glauben? Ich schleiche zu unserer Bank „Zufriedenheit" und bin ganz zermürbt. Das kann doch nicht wahr sein! Und wenn es doch zutrifft? Es verschlägt mir den Atem.

Und dann hat die Natur mir wieder einmal geholfen. Gäbe es einen blühenden Baum, einen lustigen Sommervogel, Blauhimmel und Sonnenschein, wenn alles Gute und Herrliche, wenn unser Deutschland zum Untergang bestimmt wäre? Das ist doch auch noch da, wie Vögel, Wald und Sonnenpracht, und wird nicht vergehen! Wie kann man nur so zweifeln. Wie oft sangen wir: Deutschland, heiliges Wort — die Zeilen gehen mir den ganzen Vormittag im Kopf herum. Wieviel Kraft gibt uns oft eines unserer Lieder!

Mittags, zu Haus die erste Frage: „Hast du schon gehört, es ist Waffenstillstand?" Die Bezirksstelle hat in den Häusern herumsagen lassen, die Leute sollen flaggen (natürlich rot oder rot-weiß) und um 15 Uhr würden die Friedensglocken läuten. Da haben wir alle geweint. Ist es also doch schon amtlich? Aber die Russen verhalten sich doch so reserviert? Gar kein Freudentaumel, keine Besoffenheit? Um 14 Uhr kommt der Mann von der Bezirksstelle zu den eifrigen Flaggenhissern, es sind erschreckend wenige, und läßt die Fahnen wieder einziehen. Und

keine Glocke war zu hören. Nun wird von einem Waffenstillstand zwischen Deutschland und den Westmächten gemunkelt. Jedenfalls wird das Volk regelrecht verrückt gemacht. Und man fällt auf diese Lügen auch herein! Jetzt ist es bei mir aber auch bald auf dem Höhepunkt angelangt. Möge die Vorsehung uns gnädig sein und uns die Erlösung nicht versagen!

9. Mai

In der Nacht hat es entsetzlich geschossen. Fast nur Leuchtkugeln. Und der Morgen war fürchterlich. Alles hat Fahnen draußen. Die Knallerei soll Freudensalut gewesen sein. Nach den Reden der Leute hat Deutschland bedingungslos kapituliert. Friedels Mutter kam schon früh um 1/2 6 Uhr zu uns herunter und sagte mir gleich, daß ich nun fort müsse, weil Lapowski mich nun verfolgen würde. Ich wußte im Augenblick gar nichts zu sagen und glaubte alle Hiobsnachrichten. Ich hab meine Sachen zurechtgemacht und wollte auf alle Gefahr hin nach Haus, zu den Eltern. Ich wollte nicht weinen, aber die Nerven gingen durch. Friedels Mutter ist ja immer so lieb zu mir, sie hat jetzt aber auch schreckliche Angst. Wenn man halt so einen Spürhund im Hause hat! Und dann haben sich meine dummen Gedanken alles Elend eines solchen Kriegsendes ausgemalt. Verzweiflung ist kein Wort für meinen Seelenzustand. —

Die Russen haben alle Leute aus der Arbeit nach Hause geschickt. Aber von großem Feiern ist noch keine Rede. Frau G. ließ mich holen. Und diese Frau hat mir den Glauben wiedergegeben. Ich hätte ihr um den Hals fallen mögen. Sie glaubt, daß das alles nur ein großes Theater der Feindpropaganda ist, und daß in Wirklichkeit wahrscheinlich der deutsche Gegenschlag begonnen hat. Deshalb schicken sie die Leute heim, und die Knallerei war eine Übung. Frau G. hat mich wieder aufgerichtet und ich glaube nun auch, daß alles Entsetzen in uns nur vom Feind beabsichtigt ist, um uns ganz klein zu machen.

Hier im Hause kann ich aber wegen dem Lapowski trotzdem nicht bleiben. Ich würde sonst Friedel und ihre Mutter in Gefahr bringen. So soll ich heute nachmittag mit Frau G. zu deren Schwägerin gehen und vorläufig dort bleiben. Die Frau hat fünf Kinder und wohnt allein in einem abgelegenen, versteckten Haus am anderen Ende der Stadt. Etwas zu essen muß ich natürlich mitnehmen. Mir ist das alles furchtbar unangenehm. Was soll ich aber machen? Die Frauen wollen auf keinen Fall, daß ich nach Hause gehe, weil sich wahrscheinlich in den nächsten Tagen etwas entscheiden würde. Wenn sich aber gar nichts tut, bin ich so oder so verloren. Bis dahin will ich den Mut nicht sinken lassen. Wer weiß, vielleicht sieht morgen alles anders aus!

10. Mai

Ich bin immer noch bei Friedel. Wir haben uns überlegt, daß es nur unnötig auffallen würde, wenn ich gerade jetzt plötzlich verschwinden würde. Ich war gestern nachmittag mit Frau G. bei ihrer Schwägerin, um dort für alle Fälle schon bekannt zu werden. Die Schwägerin macht einen sehr patenten Eindruck und ist gerne bereit, mich jederzeit aufzunehmen, wenn es hier brenzlig werden sollte. Sie wohnt in einem Haus, das schon sehr alt sein soll. Ich schätze zweihundert Jahre. Es liegt im ältesten Teil der Stadt und ist burgähnlich gebaut, so ein altertümliches Barockhaus mit dicken Mauern und eisernen Türen. Mir hat es dort sehr gut gefallen. Die fünf Kinder sind sehr lieb und ich hab mich mit allen angefreundet. Ich kann dort sogar ein Zimmer für mich allein haben, da Raum genug da ist. Also habe ich für alle Fälle einen Ausweg. —

Die Russen sind heut zwar alle blau, aber von einer richtigen Siegesstimmung ist nichts zu bemerken. Die ganze Angelegenheit ist nicht in Ordnung. Was werden uns die nächsten Tage bringen? Ich bin gottlob nicht die einzige, die den ganzen Schwindel nicht glaubt. Heut in der Arbeit haben etliche Frauen

sich darüber unterhalten und beim Sortieren dreckiger Russenhosen festgestellt, daß die Russen uns für so dumm halten, wie sie selber sind. Jedenfalls habe ich den Eindruck, daß wir auf einem Pulverfaß sitzen.

14. Mai

Wir arbeiten immer noch bei den Lumpen und organisieren uns allerhand. Ich habe Glück gehabt und mir eine sehr schöne Pelzweste, wie unsere Flieger sie hatten, zur Seite geschafft und auch glücklich heimgebracht. Außerdem kam ich zu einem Paar Pelzfäustlingen, mehreren Handtüchern, einem Bettbezug usw. Die Frauen klauen alle in gleicher Weise. Wenn man nichts mit nach Hause bringt, hat es nicht gelohnt. Wir müssen uns selbst bezahlen, denn seit dem 1. Mai gibt es kein Butterschmalz mehr, nur täglich einmal Essen.

Daß wir überhaupt noch am Leben sind, ist ein wahres Wunder. Die Leute verhökern verschiedene Sachen gegen Lebensmittel an die Polen und Russen. Nur sind die Kurse jetzt schon erheblich gesunken. Gestern hab ich Lenis Uhr eingetauscht und dafür 4 1/2 kg Weizenmehl, 3 1/4 kg Gries, 2 3/4 kg Zucker, 7 Brote und fünf Kilodosen Fleisch bekommen. Leni freut sich natürlich riesig. Sie hat zwei polnische Eisenbahner in die Wohnung aufnehmen müssen und hat viel Arbeit und sonst nichts davon. —

Die Liesel wird wohl immer noch nicht zu Hause sein. Friedels Mutter will im Lauf der Woche mal zu meinen Eltern fahren. Ich bin schon neugierig, was sich daheim ereignet hat. Hoffentlich ist alles in Ordnung! Übrigens soll der Menschenfreund Lapowski geäußert haben, ihn würden die 60 Pfennig Straßenbahn nicht reuen, um sich daheim über mich zu erkundigen. Wie er das anfangen will, weiß ich zwar nicht, aber solchen Kreaturen ist ja alles zuzutrauen. Aber das ist alles so belanglos, gemessen am Zeitgeschehen. Wir leben ja hier streng isoliert und erfahren nichts — ich habe keine Zeit mehr, die Politik kommt morgen dran.

16. Mai

Der Krieg scheint doch weiterzugehen. Die Russen äußern sich zu diesem Thema nicht. Aber aus vielen kleinen Begebenheiten kann man ersehen, daß dem angeblichen Frieden nicht zu trauen ist. Lapowski hat ja gleich am ersten Tag gesagt, daß es sich um ein groß angelegtes Täuschungsmanöver handelt. Und wenn der das schon meint! Ein Pole sagte, der Krieg würde erst richtig beginnen. Unser Lumpenverwalter hat gar nichts darauf erwidert, als ich ihm sagte, daß irgend eine Angelegenheit wohl Zeit hätte bis nach dem Kriegsende, dem wirklichen Kriegsende (wobei ich entsprechend höhnisch grinste). Man hört auch ab und zu ganz entfernt ein Brummen.

Glaub mir, ich schäme mich direkt vor mir selber, weil ich wirklich zwei Stunden lang an einen Waffenstillstand und an ein unglückliches Kriegsende geglaubt habe. Ich will mich da auch nicht entschuldigen. Daß mir so etwas passieren mußte, ist eigentlich schändlich. Frau G. war da mehr auf Draht! Wir reden miteinander nur über Politik. Ein anderes Thema gibt es zwischen uns nicht. Und wir passen auf wie die Luchse, damit uns ja nichts entgeht, was irgendwie mit dem Krieg zu tun hat. Heute wurde erzählt, daß aus Öhringen wieder dreihundert Frauen zum Schanzen fahren sollen. Wozu schanzen, wenn der Krieg ein Ende hat. Ich hab nur Angst, daß Friedel und ich wieder eine Aufforderung erhalten. Dann flüchten wir zu Frau G.'s Schwägerin. —

Wir haben keine Kartoffeln mehr und ich will in den nächsten Tagen mit Friedels Mutter irgendwohin aufs Land, um mit dem Handwagen welche zu holen. Hoffentlich haben wir Glück und werden unterwegs nicht zur Arbeit fortgeholt. Oft nimmt die polnische Miliz den Leuten auch die von weit her geholten Kartoffeln weg, wenn nicht gerade ein Russe zu Hilfe eilt. Die Polacken sind zehnmal schlimmer als die Russen.

Seit heute arbeiten wir nicht mehr im Wagenwerk, weil dort nichts mehr zu tun ist. Gestern gab es noch eine Zuteilung,

eine herrlich gerechte Sache! Hundertzwanzig Frauen arbeiten, alle sollen etwas Mehl und Butterschmalz bekommen. Da aber die Posten schon die Hälfte der Ware gegen Uhren verschachert haben, erhalten etwa siebzig Frauen (natürlich die Lieblinge, die sowieso dauernd etwas nach Hause schleppen) je zwei Schaufeln Mehl, einen Topf Butterschmalz, eine Büchse Schnittbohnen und eine Büchse Spargel. Die anderen fünfzig stehen wie die Bettler dabei und sollen leer ausgehen. Nur der dringlichen Fürsprache des Lumpenverwalters haben wir es zu verdanken, daß auch wir jeder eine Schaufel Mehl und einen Topf Butterschmalz erhalten. Von Gemüse keine Spur. Die Frauen haben vor Wut geweint. Mich kann so etwas gar nicht aufregen. Ich rede dabei keinen Ton, sehe mir nur alles von weitem an. Auch Frau G. zankt sich nie oder bittet gar die Russen um irgend etwas. Sie sagte nur immer: „Das müssen die deutschen Frauen über sich ergehen lassen. Das muß das deutsche Volk erleben!" Da hat es mich auch gewürgt. —

Mit dem Lumpenverwalter, der sehr gut deutsch spricht, habe ich ein interessantes Gespräch über Bolschewismus und Faschismus geführt. Ich konnte ihn so in die Enge treiben, daß er nicht weiter wußte. Und grad in dem Augenblick fuhren ein paar junge Mädel einen Wagen voller Schuhe an uns vorbei und sangen aus voller Kehle eines unserer Lieder. So gibt es in jeder Stunde ein paar Minuten, in denen das Herz im Halse schlägt und man nur denkt: Deutschland, Deutschland!

21. Mai

Mein liebes Gritli!

Zunächst viele liebe Pfingstgrüße und ein herzliches Gedenken an mein Liebes in Wien! Laß Dir nun weiter von mir berichten, was sich hier zugetragen hat. Friedels Mutter war daheim. Dort ist soweit alles beim alten, nur das Lieselkind ist immer noch nicht zurück und die Eltern haben großen Kummer.

Glaubst Du, daß mir der Gedanke kam, daß ich durch meine Flucht meinem Schicksal aus dem Wege gegangen bin? Ob das auch richtig war? Man soll sich um ein Leid nicht herumdrücken. Ich werde nicht sagen können, daß ich ein Opfer gebracht hätte. Um das bloße Davon-reden-können geht es gewiß nicht, aber ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß ich irgendwie feige war, wenn ich an das Liesel denke. Meine lieben Eltern dagegen sind froh, wenigstens mich in Sicherheit zu wissen, und das freut auch mich wieder. Was möchte ich alles unternehmen, um den Lieben zu helfen, um sie am Leben zu erhalten, bis eine schönere Zeit anbricht. Die Eltern vertauschen Schmuck und anderes gegen Lebensmittel. Es ist nur gut, daß Martha bei ihnen ist und ihnen hilft. —

Morgen früh um vier Uhr fahre ich mit Friedels Mutter nach Kartoffeln. Davon berichte ich dann später. —

Leni kommt und ich muß schließen. Es ist noch so viel zu schreiben, aber die Zeit langt kaum.

24. Mai

Ich will dort weiterberichten, wo ich am Montag aufgehört habe. Für den 21. Mai hatten Friedel und ich wieder eine Einladung zur Arbeit in den Gleiwitzer Rußwerken. Früh um sechs waren wir angetreten und sollten mit einem Mann von der Bezirksstelle geschlossen zu den Werken gehn. Aber die Russen fragen nicht viel nach Sollen und Wollen. Unterwegs haben andere Russen uns weggeholt und uns zwanzig Frauen auf die Kommandantur geschleppt, wo wir Fahrräder in Gestelle verpacken und per Auto in den Labander Hafen bringen mußten. Wir hatten eine Stinkwut. Mittags bekam jede einen Teller Suppe und dann sollten wir bis abends um sieben Uhr weitermachen. Da weiß ich mir was Schöneres!

Friedel und ich sind gleich nach dem Essen ganz harmlos und gemütlich, noch kauend, an unserem Posten vorbeigeschlendert

und zum Tor hinaus. Ade, Marie, im Fenster liegts Geld! Ich bin doch nicht verrückt, daß ich dort bis abends sitze! Friedel ist recht zaghaft. Ich staune, daß ich so abgebrüht geworden bin. Man kommt aber anders nicht durch.

Am Montag nachmittag gingen wir dann noch ein wenig spazieren und kamen zufällig in die Gleiwitzer Hütte. Dort sind keine Russen mehr und alles liegt öde und leer. Wir gingen auch in die Häuser, in denen die Russen gehaust haben. Wie es dort aussieht, kannst Du Dir gar nicht vorstellen. Die Möbel in tausend Stücke geschlagen, alles drunter und drüber, versaut ist gelinde gesagt! In einem Zimmer lagen an hundert Bücher verstreut. Ein paar habe ich mir mitgenommen, Lessings gesammelte Werke, Nietzsche, Theodor Körner. Ehe das da verkommt! Ich las jetzt „Meister Joachim Pausewang" von Kolbenheyer, ein wunderbar besinnliches Buch!

25. Mai

Gestern kam Mutti mich besuchen und ich mußte die Schreiberei abbrechen. Ja, nun kommt die hohe Politik an die Reihe. Ich will nicht an eine Kapitulation glauben, obgleich keiner vom Gegenteil überzeugt ist. Frau G., Frau H. und ich sind die einzigen, die die Hoffnung noch nicht sinken lassen. Was sollte dann wohl aus unserem Deutschland werden?

Man hört hier nur Parolen. Die Polacken spielen sich entsetzlich auf. Komischerweise sind aber die Zloty-Noten gar nicht stabil und die Inflation schreitet munter fort. In Sosnowitz soll man sogar für eine Mark sieben Zloty bekommen. Es wird auch davon gesprochen, daß die Polen deutsche Mark aufkaufen. Das wäre ja, entgegen allem Gerede, ein gutes Zeichen. Es wird allgemein viel davon gesprochen, daß die Amerikaner gegen Rußland kämpfen werden. Wer weiß, was sich noch alles ereignet?

Nun will ich Dir ausführlich über unsere Kartoffelreise berichten. Dienstag früh um vier gings los, Friedels Mutter, ein Handwagen und ich. Es fuhren noch zwei andere Parteien mit, eine alte Frau aus unserem Hause mit einem vorsintflutlichen Kinderwagen und zwei mittelalterliche Frauen aus der Nachbarschaft, auf die wir erst einmal bis fünf Uhr warten mußten. Das hat Friedels Mutter, die ja von Natur aus ängstlich ist, schon nervös gemacht. Mich kann ja so etwas nicht so leicht erschüttern. Nur mußten wir zusehen, rechtzeitig aus der Stadt herauszukommen, um nicht möglicherweise zur Arbeit geholt zu werden.

Schon in Richtersdorf, einem Stadtteil von Gleiwitz, fing es leise zu regnen an. Eintönig schepperte der Wagen hinter mir her. Friedels Mutter schob hinten nach. Wir sprachen nicht viel, jeder war mit seinen Gedanken beschäftigt. Mir ging nur ständig durch den Kopf, daß eine Kapitulation nicht möglich sein kann. Das ist mein einziger Gedanke. Es muß doch noch einen Ausweg geben! Ein reines Gedankenlabyrinth! Ich kam zu keinem Ziel. Wenn es doch wahr wäre? Das ist gar nicht auszudenken.

So geht es Schritt für Schritt, immer im gleichen Tempo durch das liebe Oberschlesien. Der Regen läßt nicht nach, die Beine werden schwer. Hinter Kieferstädtel wird gefrühstückt, eine Bauernfrau gibt uns etwas Tee. Jeder ißt zwei Scheiben Brot, wir müssen sparsam damit sein.

Auf der Landstraße treffen wir vereinzelt Männer, die von Reinerz, aus Prag, aus der Lüneburger Heide zu Fuß nach Hause kommen. Keiner will so recht mit der Sprache heraus. Entweder sind sie desertiert oder sonst etwas. Die Lüneburger sind aus dem Konzentrationslager getürmt und neunhundert Kilometer gelaufen. Ob sie durch die Front gekommen sind, ist nicht herauszubekommen. Es traut ja heut einer dem anderen nicht. Und stell Dir vor, zwanzig Kilometer hinter Gleiwitz treffe ich einen Bekannten von daheim, unseren Apotheker, der im Januar geflüchtet ist. Er erzählt die gleichen Ge-



rüchte, die wir hier auch hören, entweder sei der Führer in Berlin gefallen oder in Japan. Das kann ein anderer glauben. Der Mann spricht aber mit solcher Sicherheit von der Kapitulation, daß es mir die Sprache verschlägt. Er sagt, die Russen wären erst nach dem Zusammenbruch am 10. Mai nach Glatz gekommen. Da sei er gleich losgegangen und wolle nach Haus. Ich bin so erschüttert, daß ich ganz vergesse, ihn vor der GPU zu warnen. Nun wird der Ärmste vielleicht noch verhaftet. –

Ich wandere weiter wie im Traum und die Tränen laufen unentwegt. Gut, daß ich vorausgehe, da sieht es wenigstens keiner. Bis zu unserem Ziel, Jakobswalde, hab ich mich dann wieder einigermaßen gefangen und sage mir, daß das alles ja nicht wahr sein muß. Die Russen können die Leute in Glatz ja ebenso dumm gemacht haben, wie sie es mit uns hier versuchen. Und die haben dort keine viermonatige Erfahrung in Feindparolen und glauben noch alles.

Und dann kommt die Sonne heraus und gibt mir neuen Lebensmut. Wir nähern uns Jakobswalde und sind heilfroh. Die 25 Kilometer haben uns doch recht mitgenommen. Aber es gibt nicht eine Kartoffel hier. Wir halten uns nicht erst lange auf und wollen weiter nach Klein-Althammer. Es fährt sich mühsam auf einer gewöhnlichen Landstraße, und kurz vor dem Dorf kommt uns eine ganze Kolonne mit Handwagen entgegen: „Kehrt nur gleich wieder um, uns jagt die polnische Miliz!" Die Frauen haben Kartoffeln bekommen, aber die Miliz hat sie ihnen wieder ausgeschüttet. Einige wurden drei Stunden in einen Keller eingesperrt und dann ohne Kartoffeln davongejagt.

Also heißt es kehrt machen, wir sind etwa acht Kilometer umsonst gelaufen. Wieder in Jakobswalde verspeisen wir zum Mittagsmahl wieder zwei Schnitten Brot. Alle anderen fahren mit leeren Wagen nach Gleiwitz zurück, nur die alte Frau mit dem Kinderwagen und wir zwei wollen noch weiter nach Reigersfeld. Die Schuhe haben wir ausgezogen und patschen so dahin. Es regnet wieder. Wenn es bergab geht, kann Friedels Mutter im Wagen sitzen. Sie ist ja schon 63 Jahre alt und ich

hab Angst, daß sie schlapp macht. In Reigersfeld liegt das riesige IG-Farbenwerk. Es zieht sich kilometerweit hin, ein Bombentrichter am anderen, noch vom Bombardement der USA-Flieger her. —

Von einem russischen Fahrer habe ich mir eine Zigarette geschnorrt. Ich drehe mit einiger Geschicklichkeit „Skrintes", wie die selbstgedrehten in Oberschlesien heißen. Die Straßen wimmeln von Russenautos. Aus dem Werk werden alle Maschinen fortgeschleppt. In Reigersfeld rät uns ein Mann, bis nach Alt-Cosel zu fahren, weil wir dort am ehesten Kartoffeln bekämen. Er weiß auch einige Neuigkeiten. Die Amerikaner hätten den Russen ein Ultimatum gestellt, Deutschland bis zum 2. Juni zu räumen. Die deutschen Soldaten sollen entwaffnet und in die Heimat entlassen worden sein. Jetzt wird es auf deutschem Boden zum Kampf zwischen Rußland und den USA kommen. Dönitz und Hess, sowie Brüning sollen für Deutschland eintreten, der Führer sei abgesetzt, nur in der Slowakei und in Bayern kämpfe noch Waffen-SS mit den Wlassowtruppen, in der Ukraine soll eine Revolution ausgebrochen sein und Japan soll tüchtig gegen die Russen vorankommen. Was ist davon wahr?

Wir trotten müde bis Alt-Cosel. Es liegt einen Kilometer vor der Oder und ist fast völlig vom Bomben zerstört. Wir gehen von Bauer zu Bauer, bitten um Kartoffeln und bekommen auch in jedem Haus welche, bis der Wagen voll ist und wir etwa $3^1/_2$ Zentner zusammen haben. Getreide ist nirgends aufzutreiben, weil das ganze Dorf Anfang Februar von den Russen evakuiert wurde. Die Leute mußten drei Wochen lang im kniehohen Schnee im Walde hausen. Als sie zurückdurften, waren die wenigen Häuser, die noch standen, vollkommen ausgeplündert.

Die armen Menschen haben furchtbares erlebt und wundern sich selbst, daß sie überhaupt noch am Leben sind. Sie sind alle sehr nett und freundlich zu uns. In einer Familie, in der zwölf Personen in zwei Räumen hausen, werden wir auch noch

aufgenommen und sehr gut bewirtet. Einen Topf Kartoffeln und eine Erbswurstsuppe gibt's zum Abendessen. Und müde sind wir! Wir haben einen Weg von mehr als vierzig Kilometern hinter uns. Mir graut vor dem nächsten Tag. Ich kann nicht schlafen, weil der Strohsack wahrscheinlich lange nicht aufgeschüttelt wurde und drückt wie ein Brett. Und tausend Gedanken schwirren mir durch den Schädel. —

Am nächsten Morgen können wir zunächst die Beine nicht bewegen. Es regnet immer wieder. Aber wir haben ja einen Wagen Kartoffeln und ziehen wieder heim. Ein Glück ist das. Bis Jakobswalde, wo wir uns wieder zwei Schnitten gönnen, geht es ganz gut. Unterwegs werden wir einmal von einem russischen Posten angehalten. Weil wir keine Ausweise haben, werden wir angebrummelt und unser Rucksack durchwühlt, aber nichts fortgenommen. Wir fahren weiter. Da sitzt ein Russe auf einem Kilometerstein. Vorsichtshalber sage ich „Dzen dobsche". Da hält er uns an und gibt uns noch einen halben Sack Kartoffeln. Wir sind sprachlos: „Spassiwo, pani!" Haben wir nicht Schwein!? Hoffentlich nimmt uns die polnische Miliz in Gleiwitz unsere Ladung nicht weg. Wie vielen wurden die mühsam herangeschleppten Kartoffeln kurz vor dem Ziel einfach abgenommen!

Und ein qualvoller Weg ist das! Wir können kaum noch die Füße heben. In Kieferstädtel, das die Polacken grad in „Sosnikowice" umgetauft haben, essen wir unser letztes Brot. Mit knurrendem Magen ziehen wir weiter. Jeder Schritt wird gezählt. Wir sind schon so schlapp, daß wir manchmal nach zwanzig Schritten stehenbleiben müssen. Sogar die Sonne brennt am Nachmittag. Bergauf ist es fürchterlich. In Stroppendorf geht die alte Frau mit dem Kinderwagen schnorren und bekommt in einem Haus einen großen Topf kalte, gekochte Kartoffeln. Im Straßengraben sitzend machen wir den Topf leer. Es schmeckt besser als Streuselkuchen.

Wir geben einem Mann noch etwas davon ab, der in neun Tagen zu Fuß von Zittau gekommen ist und erzählt, daß im

Reich alles noch viel mehr kaputt sei als hier bei uns. Die Russen sollen bis zur Elbe sein, auch in Wien. In der Steiermark sollen Titotruppen sein und alles andere in amerikanischen Händen. Das alles gibt mir noch den Rest. Wie wir abends um acht Uhr endlich zu Hause anlangen, sehe ich schrecklich aus. Und wieder ist es Frau G., die mich ein bissel tröstet. Wir richten uns aneinander auf. —

Gestern war Mutti da. Ich hatte mir großen Kummer darum gemacht, daß die Eltern nichts zu essen hätten. Sie wursteln sich aber so durch, versetzen immer wieder ein paar Sachen und bekommen auch durch Bekannte ab und zu etwas. Außerdem ist ja Martha bei ihnen und einer meiner Onkel arbeitet in der Schlosserei für die Polen. Auf diese Weise bekommt er Lebensmittel und erhält die Schlosserei mit den wertvollen Maschinen. Aber aus Tantes Wohnung ist fast alles verloren. Wenn die zwei Lieben nur noch leben! Von Liesel ist immer noch nichts bekannt. Die Eltern sind ganz krank vor Sorge.

31. Mai

Nun ist auch der Mai zu Ende und wir haben die Russen immer noch im Land. Man hört wieder neue Gerüchte von der angeblich stattfindenden Waffenstillstandskonferenz. Danach soll Papen die Regierungsgeschäfte führen. Es soll uns nach den neuesten Nachrichten ein Deutschland garantiert sein mit den Grenzen von 1914. Ob das alles so stimmt, wissen wir ja nicht. Wir erfahren ja hier nichts. Die Russen wissen scheinbar selbst nichts oder rücken mit der Sprache nicht heraus. Und was man von einem Polen hört, ist doch nur gehässiger Schwindel. Die spielen sich jetzt hier als Herren auf und drangsalieren jeden Deutschen. Die Russen nehmen uns vor ihnen in Schutz und verprügeln die Polacken bei jeder Gelegenheit. Es spielen sich die tollsten Szenen ab, ich habe gar nicht die Zeit, alles aufzuschreiben. —

Jetzt kommen die ersten Flüchtlinge, hauptsächlich aus dem Sudetengau, zurück; auch sie erzählen, daß die Russen erst nach dem Waffenstillstand Anfang Mai dort eingerückt sind. Ich kann mir vorstellen, daß das ganz entgegen den Abmachungen geschehen ist. Die Flüchtlinge haben es dort bis jetzt in den Auffanglagern gut gehabt und es ist keiner verhungert, wie hier allgemein ausposaunt wurde. Hoffentlich kommen Tante und Onkel nun auch recht bald zurück! Ihre Wohnung ist ja hin, aber sie könnten bis zur Regelung der Verhältnisse bei uns zu Haus kampieren.

Wir leben zur Zeit wie die Botokuden. Wenn ich nur bald nach Hause könnte! Und das Liesel und das Brüderlein müßten heimkommen. Wie schön das wäre! Wir malen uns alles so herrlich aus. Jeder ist mit den Gedanken so oft bei den fernen Lieben und man bangt und sorgt sich um sie. Doch aller Kummer wird einmal durch die Wiedersehensfreude wettgemacht. Wann werde ich wohl wieder auf dem Ostbahnhof stehen und nach meiner lieben Gritli Ausschau halten?

Durch die Arbeit werden wir wenigstens etwas abgelenkt, können sogar oft recht herzlich lachen. Wir sind aber auch eine zünftige Kolonne! Frau H., Frau G., Friedel und ich. Wie viele bittere Stunden haben wir schon zusammen verstöhnt und wie oft ging es heiter zu! Man muß ja heut für jedes Lachen dankbar sein! Ja, Du weißt ja noch gar nicht, daß wir jetzt im Rußwerk (Herstellung von künstlichem Gummi) arbeiten. Ein ganz neues Werk, das nun von den Russen vollkommen abmontiert wird. Wir haben bisher Ersatzteile und Eisenzeug aus dem Magazin in Kisten verpackt. Dann wurden wir einem Räumkommando zugeteilt und mußten im Küchengebäude den enormen russischen Dreck ausräumen. Wo man hinguckt, hintritt, ein Haufen neben dem anderen. Dazu ein Gestank, Pferdemist, tote Viecher aller Art, Holz, kaputte Sachen, Maschinen, Eisenteile, sonstige Klamotten, alles mit der entsprechenden Anzahl von Haufen gespickt. So etwas hat die Welt noch nicht gesehen.

Und in diese Wirtschaft wurden wir verfrachtet. Unser einziger Gedanke war: „Nur keine Klosetts sauber machen!" Zuerst haben wir vier einen Vorratsraum ausgemistet und anschließend mußten wir an zwei Klosetts heran. Frau H. behauptete strikt, daß sie ihr kostbares Essen herausbräche, wenn sie da heran müßte. Also haben Friedel und ich uns erbarmt und einigermaßen Ordnung geschafft. Als es so ziemlich sauber war, kamen schon die ersten Russen, um es wieder vollzumachen, und wir mußten mit den Posten gehn und bekamen eine neue Arbeit. Ein Vorraum und dann: *vier* Klosetts! Und in welchem Zustand!

Zuerst haben wir einmal so gelacht, daß es uns schüttelte. Nun konnte sich auch Frau H. nicht mehr drücken. Der Posten hat genau jedem von uns ein Örtchen verpaßt. Nachdem sich der erste Schreck gelegt hatte, gingen wir erst einmal auf die Suche nach passenden Geräten, mit denen wir dem Dreck zu Leibe rücken konnten. Ich fand draußen eine schöne Suppenkelle, die mir äußerst geeignet erschien. Während wir das Ding noch lachend bestaunten und auf seine Gebrauchsfähigkeit prüften, stolzierte Frau G. todernst daher, bewaffnet mit einem kochlöffelähnlichen Stück Holz. Dazu hatte sie im Hof irgendwo einen einsamen schwarzen Gummihandschuh aufgestöbert und angezogen. Mit unseren Mordinstrumenten wollten wir uns gerade über diese schönste aller Arbeiten machen, da hieß es antreten zum Proviantempfang. Und die Lebensmittelverteilung hat dann so lange gedauert, daß die Örtchen inzwischen von anderen Frauen gesäubert wurden. Glück muß man haben in diesen besch.... Zeiten!

Apropos Lebensmittel: im Rußwerk bekommen wir pro Tag 115 g Fleisch, 450 g Mehl, 100 g Gegräupe, 25 g Zucker, 25 g Salz, Kartoffeln und Zwiebeln. Eine ganz gerechte Verteilung. Jeden Morgen wird notiert, wer da ist, und jeden Montag gibt es die Produkte. Außerdem sollen wir pro Tag RM 10,— alliiertes Geld bekommen. Seife soll es auch geben. Alles herrlich und in Butter, wenn die Kerle nur schon weg wären und nicht

unsere schönen Werke kaputtmachen würden! Wann werden wir endlich davon befreit?

Es wird noch jede Nacht geplündert, Ruhe herrscht nirgends. Und alles wartet auf die Dinge, die da kommen sollen. Frau G. und ich glauben noch nicht an eine neue deutsche Regierung. Wahrscheinlich führt Papen nur die Verhandlungen mit den anderen. Wenn es so ist, wie wir uns das zusammenreimen, wird alles noch schön und gut für uns. Dann wollen wir aber aufbauen!

4. Juni

Nach einem herrlichen Morgenspaziergang bei prächtigem Sommerwetter will ich wieder einige Zeilen an Dich richten. Gestern, am Sonntag, hatten wir bei der Arbeit im Rußwerk Pech. Wir wurden in die Rußbude geholt und kamen mittags wie die Schornsteinfeger nach Haus. Das Weiße in den Augen war das einzige Helle an uns. Hälse wie die Ofenrohre! Alles in allem eine rechte Sonntagsarbeit. Die Wut ist nicht zu beschreiben. Am Ende siegt jedoch, wie so oft, der Humor, mit dem wir alles ertragen.

Dafür legten wir uns für heut schon einen Schlachtplan zurecht, für den ich verantwortlich zeichne. Frau G. blieb sowieso zu Haus, weil es gestern Proviant gab. Bei der Kontrolle sage ich im Büro immer nur unsere vier Nummern an. Wir bekommen also unsere Anwesenheitskreuze auch, wenn einmal eine fehlt. Dann schlenderten wir aus dem Büro mit klopfendem Herzen an der Rußbude vorbei. Immer schön zwischen allen Frauen, die ihre Arbeitsplätze aufsuchten. Nur dann gemütlich noch ein Stückchen weiter. Vor den anderen sprachen wir von verdorbenem Magen und Durchfall, schlichen uns am Zaun entlang bis zu einem Loch, das wir bereits für derartige Fälle ausgekundschaftet hatten, und verließen das Werk genau so ruhig, wie wir es betreten hatten, zur Hintertür hinaus. Zehn Minuten später saßen wir auf einer sonnigen Bank im Ell-

guther Friedhof. Ein idyllisches Plätzchen unter einer alten Trauerweide, voller friedlichem Bienengesumm und Vogelgezwitscher. Von Trauer war uns nichts anzumerken, wir haben uns diebisch gefreut. Heut nachmittag werden wir uns zwischen zwei Kornfeldern in die Sonne legen und Sommer feiern. —

Es ist in aller Munde, daß bei den Waffenstillstandsverhandlungen festgelegt sein soll, daß wir deutsch bleiben. Ich hätte mir auch etwas anderes gar nicht vorstellen können. Aber wie ist nun das Verhältnis zwischen Rußland und Amerika? Oder, noch spannender, wie ist das Verhältnis zwischen Deutschland und Amerika! Sind wir nur Unterlegene oder sind wir Waffenbrüder geworden? Es wird so viel gelabert! Die Bezirksstellen der antifaschistischen Partei sollen geschlossen worden sein. Das wäre ein gutes Zeichen für uns. Die Polacken spielen sich zwar immer noch mächtig auf, aber es ist doch eine gewisse Unruhe zu bemerken. Der Zloty hat keinen Kurswert mehr.

Es wurde vom 5. Juni als Räumungstermin für Russen und Polen gesprochen. Die Russen machen jedoch keine Anstalten zu gehen. Im Rußwerk arbeiten viele Rumänen in russischer Uniform. Die schimpfen auf die Russen, sobald sie den Mund auftun. Einer aus Bessarabien erzählte, daß Amerika, Deutschland, Rumänien, Spanien und diverse andere Staaten gegen Rußland vorgehen werden. Wenn das nur bald der Fall wäre!

5. Juni

Eigentlich sollte ich meine Wäsche ausbessern, aber ich kann es doch nicht unterlassen, Dich, mein liebes Gretelein, über die Ereignisse auf dem laufenden zu halten. Gestern kamen Friedel und ich mit den ersten Kornblumen nach Haus. Das ist für mich immer eine freudige Begebenheit, die verdient, erwähnt zu werden. Am Rande eines Kornfeldes haben wir den freien Nachmittag lesend und futternd verbracht. Wir haben nämlich beide zum Kummer von Friedels Mutter einen mordsmäßigen

Appetit. Abends, wenn unsere Muttel noch im Garten ist, sorgen wir für eine kleine Näscherei als Bettzipfel. Ein Teig aus gekochten Kartoffeln und Mehl wird auf der Ofenplatte gebacken und mit etwas Zucker serviert. Dazu ein „Skrint" aus von Russen geschnorrtem Tabak und die abendliche Delikatesse ist fertig.

Ich habe nun auch meine Uhr verhökert und dafür 20 Kilo Mehl, 5 Kilo Zucker und 3 Kilo Margarine bekommen. Da können wir wieder eine Zeitlang wirtschaften. Friedel hat ihre Uhr auf ähnliche Weise eingetauscht. Jetzt besitze ich noch einen halben Liter Brennspiritus, der mindestens ein Kilo Speck einbringen muß. So wurschteln wir uns halt durch dieses Leben. Es kommen jetzt so viele Flüchtlinge zurück, die noch mit ernährt werden wollen. Ihre eigenen damals zurückgelassenen Bestände sind längst gestohlen, aufgeteilt oder auf irgendeine Art verschwunden, ihre Wohnungen von Russen, Polen oder Ausgebrannten besetzt. Die Rückkehrer werden von der GPU auf's Korn genommen. Es ist alles andere als schön.

Man hört so wenig erfreuliches. Ich suche mir meine kleinen Freuden an der Schönheit einer Kornblume, am blühenden Korn, am Kuckucksruf und Lerchensang. Freude über Freude für ein armes, aber keineswegs kleinzukriegendes Menschenherz! Der morgendliche Weg zur „Robotta", quer über eine Pferdekoppel, durch eine nun schon kniehohe, blumenbesäte Sommerwiese ist ein Genuß. Ein bissel Herzklopfen hat man ja aus Angst vor der Rußbude mit ihrem Kaminfegerdreck, aber unser Glück hilft uns schon.

Heut haben wir uns selbst eine Aufräumungsarbeit gesucht und den ganzen Nachmittag ein paar Bretter weggekramt. Zwischendurch zweimal aus der Russenküche Essen geholt, gefrühstückt und unseren Kartoffelsalat verputzt. Alsdann Holz und Kohle geklaut und mit nochmals organisierter Suppe punkt 1/2 1 Uhr das Werk zum Hintertürchen hinaus lachend verlassen. An uns werden die Russen keine Freude erleben. Für morgen haben wir ein ähnliches Programm vor. Und am

Donnerstag soll's wieder Proviant geben. Die Ration ist natürlich schon gekürzt worden. Bei den Russen besteht alles nur aus Versprechungen. Das haben wir nun nach mehr als vier Monaten aber begriffen und richten uns danach. –

Heut hat sogar Lapowski, das Hausekel, uns gefragt, ob wir etwas von der Hess-Rede gehört hätten, von der gemunkelt wird. Ob Rudolf Hess wirklich wieder aufgetaucht ist! Weiß Lapowski wirklich nichts oder will er uns nur auf den Zahn fühlen? Wir nehmen das letztere an und kombinieren, daß irgendetwas für ihn schlimmes, für uns also günstiges vorgefallen ist.

10. Juni

Wir glauben nicht an eine deutsche Niederlage! Frau G. und ich kennen kein anderes Thema. Wir glauben es einfach nicht! Wo soll den unsere Wehrmacht plötzlich hin sein? Auch von den Rückkehrern weiß keiner, was mit dem Führer los ist. Ob der Waffenstillstand nun eine Einigung gebracht hat, oder ob der Krieg noch einmal losgeht? Man hört hier nichts davon, was in Bayern und in der Ostmark vor sich geht. Wir nehmen an, daß die deutsche Wehrmacht sich dort sammelt. Klammern wir uns mit solchen Gedanken nur an einen Strohhalm oder hat unser Glauben eine Berechtigung? Ich habe das Empfinden, daß wir zwei hier die einzigen sind, die daran glauben, weil wir einfach nicht anders können.

Daheim soll Erikas alter Vater auch noch diesen unerschütterlichen Glauben haben. Die Eltern sind recht niedergeschlagen. Die Flüchtlinge, die jetzt hier ankommen, kehren meist aus Sachsen und aus dem Sudetengau heim. Sie erzählen, daß sich die Tschechen dort genau so aufführen wie hier die Polacken und daß schon mancher Deutsche totgeschlagen wurde. Wir haben hier wenigstens durch die Russen ein wenig Schutz, so komisch sich das auch anhört, wenn man daran denkt, wie auch die sich hier schon aufgeführt haben! –

15. Juni

Wir bekommen seit fünf Monaten keine Lebensmittel mehr. Die alten Leute und kleinen Kinder sterben vor Hunger. In vielen Familien wird nur noch einmal am Tage gegessen. Die Lazarette sind überfüllt mit Bauchtyphuskranken. Der Hunger klopft an jede Tür. Die vielen Flüchtlinge, die jetzt heimkehren, stehen ohne Lebensmittel und zu 95 % auch ohne Wohnungen da. Es herrscht ein unbeschreibliches Elend. An der Arbeitsstätte hört man Schicksale! Jede Frau könnte ein Buch schreiben. Zerstörte Nächte, erschossene Angehörige, ausgeraubte Wohnungen, Vergewaltigungen ohne Ende, Hunger, Krankheit, Plünderungen! Was gibt es noch alles an Elend und Leid? Die Heimkehrer wollen es nicht glauben. Sie kommen aus dem Reich, hatten vier Monate lang keine Sorgen und ein geregeltes Leben! Wir hier kennen nur Angst und Schrecken. —

Die Liesel ist in Laband! Sie arbeitet mit anderen Mädchen von daheim auf dem Land. Eine Bekannte, die nach Kartoffeln fuhr, hat sie dort gesehen und gab Mutti Bescheid. Mutti und Martha wollten vorgestern hin und ihr etwas Brot, Seife und Wäsche hinbringen. Ich hab noch keinen Bescheid. Hoffentlich konnten sie ihr das Zeug hinschmuggeln. Die Bewachung soll scharf sein. Aber wir wissen nun wenigstens, daß unsere kleine Liesel noch in der Heimat ist und daß sie lebt! Das GPU-Gefängnis daheim soll das schlimmste in ganz Schlesien sein. Ein Freund von Vati wurde vollkommen zerschlagen aus der Haft entlassen. Er war gar nicht Parteimitglied, und das wollten die Russen ihm nicht glauben. —

Frau G. und ich saßen neulich beim Essen im Werk. Plötzlich sah Frau G. ein vierblättriges Kleeblatt und war voller Freude und Sonnenschein. Ich stellte lakonisch fest, daß ich noch nie das Glück hatte, einen derartigen Fund zu tun, da — was sehen meine erstaunten Augen? Auch ein Vierblatt! Das war ein Spaß! Und gleich haben wir beide unsere Wünsche angebracht, Du weißt, was für Wünsche!

22. Juni

Mein liebes Gretelein!

Heut vor vier Jahren begann die Rußlandtragödie! Wir wollen sie standhaft ertragen. Von einer aus Aussig heimgekehrten Frau erfuhr ich, daß nach dem amtlichen Wehrmachtsbericht die Russen auch schon lange in Wien sind. Jetzt hoffe ich halt, daß Du mit Deinen Angehörigen von dort geflüchtet bist. Ich könnte mir gar nicht vorstellen, daß Du so ein fürchterliches Leben auch mitmachen solltest. Meine Gedanken sind so oft bei Euch und ich bin Dir und Deinen Eltern so von Herzen dankbar für die vielen schönen Tage. Davon zehre ich jetzt noch.

Unser Leben hier ist sehr traurig geworden. Täglich von $^1/_2$ 7 Uhr früh bis abends um $^1/_2$ 8 sind wir unterwegs bzw. in der Arbeit. Und wir drücken uns, wo immer es geht. Gestern gab's die erste Löhnung. Wir bekommen pro Tag 7,– RM in alliierter Währung. Man bekommt allerdings nirgends etwas dafür. Als Aufseherinnen haben wir jetzt im Werk junge Russinnen, die bereits seit ein paar Jahren hier in Deutschland gearbeitet haben und deshalb von Stalin nicht mehr als seine Kinder anerkannt werden. Wenn sie nach Rußland heimkehren, sollen sie zur Strafe drei Jahre nach Sibirien. Sie sind von der russischen Knute keineswegs begeistert und stehen alle 28 voll und ganz auf unserer Seite. Wenn ein Offizier kommt, geben sie uns Zeichen zum Arbeiten, und sonst wird gemeinsam gefaulenzt.

Trotz allem Jammer verleben wir bei der Arbeit auch schöne Stunden, weil die zehn Frauen unserer Gruppe gut zusammenhalten. Außerdem sind ja Frau G. und ich so gute Kameraden, die gemeinsam durch dick und dünn gehen, ohne je den Glauben an unser Deutschland zu verlieren. Hältst Du mich deshalb für übergeschnappt? Es hat für uns in Oberschlesien den Anschein, als wenn doch noch ein Weg zu einer Wende frei wäre. Allerdings sind es nur sehr wenige, die diesen Anschein wahrnehmen.

Viel hab ich wieder zu berichten. Und jetzt werde ich auch mehr Zeit dazu haben, denn ich habe die „Rabotta“ an den Nagel gehängt. Erstens mußten wir in letzter Zeit bis abends um acht Uhr schuften, noch dazu gestern im Ruß, und dann bekamen wir immer weniger Proviant. Das ist halt bei den Russen so. Also hat mir das alles schon lange nicht mehr gepaßt. Wegen der Lebensmittel bin ich aber immer noch gegangen. Heut hab ich mir nur noch 100,— RM Löhnung in alliierter Währung abgeholt.

Und jetzt kommt das „zweitens“: gestern kam zufällig unsere Hausmeisterfrau von daheim von den Delbrückschächten ins Rußwerk, um Proviant zu holen, und ich lief ihr direkt in die Hände. Da kann ich unmöglich weiter ins Rußwerk gehen, weil die Frau daheim ihre Neuigkeit bestimmt sofort an den Mann bringt. Außerdem werden die zehn Pfund Speck ziehen, die auf meinen Kopf ausgesetzt sind. Darum bereite ich mich wieder einmal auf einen Quartierwechsel vor.

Höre und staune: am Sonntag waren Vati, Mutti und mein Onkel Ferdinand hier, mich besuchen. Vati hatte richtige Sehnsucht nach seiner Ältesten. Ich hab mich ja so gefreut, daß der liebe alte Herr extra hierher kam. Er war ganz erstaunt, daß ich so gesund aussehe. Das macht die gute Luft im Rußwerk! Vati sieht so alt und klein aus und Mutti ist so schlank geworden und beide so ergraut, daß mir das Herz wehtat. Sie haben um das Liesel einen zu großen Kummer. Dreimal war die Mutti nun schon in Laband und hat das Liesel nirgends gefunden. Wenn nur das Mädel bald heimkäme! Außerdem soll unsere Wohnung von den Polen beschlagnahmt werden und die Eltern haben eine Aufregung nach der anderen.

Es kam noch eine Bekannte zu den Eltern und erzählte, sie hätte erfahren, daß mich hier jemand gesehen hätte und mich hätte verhaften lassen, wenn nur gerade ein Milizmann in der Nähe gewesen wäre. Da die Eltern nun an ein Deutschland so,

wie wir es uns vorgestellt haben, nicht mehr glauben können und ich hier vorläufig vor den Kommunisten doch keine Ruhe habe, falls wir überhaupt deutsch bleiben, sind sie zu dem Entschluß gekommen, mich ins Reich zu verfrachten. Der Onkel hat mir Zlotys besorgt, damit ich was fürs erste Reisegeld habe. Mutti brachte mir ein Köfferchen mit der besten Wäsche und zwei kleine Dosen Schmalz als Wegzehrung. Geld und eine Menge Adressen von Bekannten im Reich hatte Vati schon bei der Hand. Ich kann also täglich starten und gedenke, mich nach Berlin zu begeben, weil ich dort Bekannte mit guten Verbindungen habe. Da kann ich am ehesten eine Beschäftigung finden. Wenn es dort nicht klappen sollte, pilgere ich entweder nach Thüringen oder Sachsen, wo ich schon irgendwo eine Bleibe finden kann, bis hier alles verraucht ist. Nur muß ich noch die nächsten Tage abwarten, die darüber entscheiden sollen, ob wir deutsch oder polnisch werden. Ich rechne natürlich nur damit, daß hier alles deutsch bleibt. Die Russen wollen angeblich am 5. Juli abrücken, aber die Polacken rühren sich nicht. Man spricht von einem Polenputsch. Da will ich natürlich nicht in den Schlamassel hineinlaufen. Ich muß ja damit rechnen, große Strecken zu Fuß gehen zu müssen. Als Gepäck kann ich darum nur den Rucksack mitnehmen, weil Russen und Polen ohnehin alles klauen. Wenn alles so wird, wie wir es uns vorstellen, steht mir ein Abenteuer bevor! Ich habe Angst davor. Dir kann ich das ja anvertrauen. Aber das ist nur vorher so. Wenn ich starte, bin ich gewiß ganz ruhig und habe keine Furcht mehr.

Im Grunde genommen gefällt mir dieses unruhige Leben viel besser als das geruhsame, das ich einmal geführt habe. Ruhe und Behaglichkeit sind gut für alte Leute. Wir jungen müssen erst einmal mit beiden Beinen ins Leben hineinspringen. Hoffentlich verknaxe ich mir nicht doch noch die Knochen! Mein bisheriges Glück ist mir beinahe unheimlich. Aber den Mut werde ich nicht verlieren! –

Die Schwalben flitzen unter dem Abendhimmel dahin. Wir haben einen herrlichen Sommer und – sitzen im Käfig! Bald

wird der Phlox blühen. Dann werde ich traurig an Erika denken. Mir ist, als wäre mit ihrem Tod meine Jugendzeit dahingegangen. Nun fange ich wohl an, ein Mensch zu werden. So langsam wird man es dann zu einer gewissen Reife bringen. Du siehst, ich habe noch viel vor! —

Wenn wir auch wirklich den Krieg verloren haben, so wird es sich dabei um eine rein militärische, nicht aber um eine geistige Niederlage handeln. Wenn das Volk dann erst einmal ein bissel zur Ruhe kommt, wird es von selbst wieder aufstehen gegen alle Unterdrücker und einmal werden wir es schaffen! Ich glaube, daß sich ein eventuelles kommunistisches Regime auf keinen Fall halten kann, zumal ich von der Unzulänglichkeit einer solchen Regierungsweise von vorneherein überzeugt bin. Dann heißt es für die gesamte deutsche Jugend in die Hände spucken und anpacken! Gritli, mir ist richtig wohl bei dem Gedanken!

3. Juli

Nun sind wir wirklich auf dem Höhepunkt des Leidens angelangt. Es kann wohl keiner mehr aushalten. Es wird gemunkelt, daß die Russen am 5. Juli abziehen, und daß eine alliierte Besatzung und deutsche Polizei herkommen. In Neiße sollen diese Verbände schon sein. Wenn nur die Russen und vor allem die Polacken abziehen würden! Wie ist eine solche Qual nur möglich! Sind wir Deutschen von jetzt an die Aussätzigen und Geächteten auf dieser Welt? Was hier geräubert und geplündert wird, ist kaum vorstellbar!

Gestern abend haben wir noch eine vierköpfige Familie zu uns aufgenommen, die von der polnischen Miliz binnen einer Stunde aus der Wohnung geworfen wurde. Die ganze Straße mußte räumen, d. h. es mußten sofort alle Leute ihre Wohnungen verlassen und durften nichts mitnehmen. Wenn jemandem gütigst gestattet wurde, einen Koffer oder Sack mitzunehmen, dann standen vor den Haustüren verwundete Rus-

sen mit Pistolen und nahmen den Menschen alles ab, ja sie rissen ihnen sogar Kleider und Anzüge vom Leibe. Irgendeinen Schutz gibt es nicht mehr. Die Russen und Polen schleppen alles fort. Jetzt müssen sie hier heraus und nutzen deshalb noch jede Gelegenheit aus, sich zu bereichern. Viele Frauen nehmen sich das Leben. Niemand hat noch etwas zu essen. Wie werden wir das alles überstehen?

Und was soll aus Deutschland werden? Wenn es wirklich so ist, wie wir es hier erfahren, so bedeutet das den sicheren Untergang von uns allen. Man hört gar nichts von der deutschen Regierung. Hier nähen die Leute schwarz-rot-goldene Fahnen. Frau G. und ich haben keinen anderen Gedanken als den, was wohl aus Deutschland werden mag. Ostpreußen soll russisch bleiben. Die können doch mit uns nicht machen, was sie wollen. Vielleicht ist auch alles nur eine Finte, um den Russen aus Deutschland herauszubringen und es gehen anschließend alle gemeinsam gegen Rußland vor. —

Ich lese zur Zeit den Zarathustra. Das ist gerade das Richtige für die jetzige Zeit, eine Kraftquelle!

Über Büchern vergeht die Einsamkeit, wenn ich auch sonst von mir sagen kann „solitary as an oyster". Da gehen die Gedanken so oft zu Dir, Gritli! Wenn Du nur noch am Leben bist! Ich habe so große Sorge um Dich und Deine Angehörigen. Hoffentlich seid Ihr nicht in Wien geblieben. Wo mag Dein Mann sein? Wen von unseren Lieben und Bekannten werden wir wohl wiedersehen? —

Ich warte jetzt nur noch die Lage ab, dann will ich für einige Zeit ins Reich.

Vor ein paar Tagen haben Friedel und ich wieder einmal Glück gehabt. Um ein Haar hätten uns zwei Russen geschnappt und im Garten um die Ecke gebracht. In letzter Minute kam Hilfe. Wir sind dann aber getürmt! Diese besoffenen Schweine lassen einen nirgends in Ruhe. Augenblicklich ist es wieder einmal ganz toll. Daß wir bisher nicht erwischt wurden, ist ein reiner Glücksfall. Außerdem müssen wir uns jetzt auch vor der

Miliz versteckt halten, weil wir nicht mehr ins Rußwerk gehen. Das ganze Leben ist zum Verzweifeln. Wie oft am Tage gibt man sich einen Ruck: „Kopf hoch und nicht die Flinte ins Korn werfen!" Ich konnte ja schließlich nicht ewig das verwöhnte Töchterlein bleiben.

Die polnische Miliz jagt die Deutschen straßenweise aus den Wohnungen. Mindestens fünfzehn Straßen sind schon geräumt. Es ist ein unbeschreibliches Elend! Die Russen halten es jetzt mit den Polacken und es gibt keine Rettung. Bald liegt die halbe Stadt auf der Straße*. Niemand darf Gepäck mitnehmen. Vielleicht sind wir morgen schon an der Reihe und wissen nicht wohin. Teils räumen die Polen die verlassenen Wohnungen aus und schleppen alles weg, teils werden die Häuser von russischem Militär belegt. Die Stadt wimmelt von Soldaten. Panzer stehen an allen Ecken. Es herrscht richtige Kriegsstimmung. Vielleicht kommt es nun doch zum Kampf zwischen Russen und Amerikanern. Die sollen schon in Neiße sein.

Wir drei, Frau H., Frau G. und ich kombinieren den ganzen Tag. Wir haben schon unser Bündel zurechtgemacht, falls wir morgen räumen müssen. Das kann jede Stunde geschehen. Ich habe furchtbare Sorge um die Eltern daheim. Ob es dort auch so schlimm ist? Meist ist ja die Stadt hier in allem schlimmer daran.

Morgen ist der 5. Juli. Ob dann die Alliierten hier ankommen? Ob es Krieg gibt?

8. Juli

Gestern hatten wir die größte Aufregung, als es hieß, auch unsere Straße müsse räumen. Es war gottlob vorerst nur eine Parole. Aber ein paar Straßenzüge ganz in der Nähe wurden

* Es handelt sich bei diesen Räumungen erst um ein Vorspiel der späteren, umfassenden Vertreibung aller Deutschen. (Der Verlag).

betroffen. Frauen bekamen Weinkrämpfe, andere brachen völlig zusammen. Die Leute saßen mit den Kindern nachts auf der Straße. Das wenige, das sie aus den Wohnungen retten konnten, wurde ihnen von den verwundeten Russen noch abgenommen. Unsere Sachen sind schon fertig gepackt, denn in jeder Stunde kann es uns betreffen. Wenn wir jetzt irgendetwas brauchen, fängt ein stundenlanges Kramen an, einfach wunderbar!

Die geräumten Häuser werden von den Polacken vollkommen ausgeplündert. Und in diese Häuser schleppen sie dann hunderte von Kisten. Das sieht ganz nach Munition aus. Außerdem stehen auf den Böden Maschinengewehre. Man hört, daß die alliierten Verbände in Oppeln auf heftigen Widerstand gestoßen sind. Hier bei uns wird sich ja wohl auch noch etwas tun. Wenn es nur erst vorbei wäre! Ich will das noch abwarten, bevor ich abfahre.

Heute soll Mutti kommen. Ich bin gespannt, was sie zu allem sagen wird. Daheim soll es ruhig sein. Der Haß zwischen Deutschen und Polen wächst ins Unendliche. Ich müßte Dir so viele Gedanken mitteilen. Es fehlt mir nur die nötige Muße dazu. Es stürmt so viel auf mich ein. Das kann ich so schnell gar nicht verdauen. Jetzt müssen wir nur zuerst einmal die Polacken hier herausbekommen, und die Russen mit.

Hoffentlich überlebe ich den Tanz.

11. Juli

Die Gefahr des Räumens scheint vorläufig vorbei. Dafür haben wir schon wieder andere Schrecken überstanden. Zwei Tage lang haben wir uns vor der Miliz versteckt, als diese wieder Frauen zum Arbeiten holen kam. Einmal saßen wir eine halbe Stunde lang im finsteren Keller und das zweite Mal bei Frau G. in der Wohnung eingeschlossen. Gestern allerdings hat uns jemand aus diesem Haus verpfiffen und heut mußten wir in die Gleiwitzer Hütte zur „Rabotta". Wir haben es zwar dort

ganz gut getroffen, aber es gab nur einmal Essen und eine Scheibe Brot. Ein Bein reißen wir uns ja nicht aus. Außerdem ist es besser, unter Leuten zu sein, weil man vieles hört und sieht.

Gestern kam Lapowski, der in einem Reichsbahnbetrieb arbeitet, mit der Neuigkeit nach Haus, daß die ganze Belegschaft zu einem Appell zusammengerufen wurde, bei dem der polnische Oberbonze allen einen Aufruf folgenden Inhalts verlas: „Polen befindet sich seit gestern im Kriegszustand. Jede Sabotage wird mit dem Tode bestraft.“ Also ist das Gemunkel doch wahr, daß die polnische Armee in Oppeln, Ratibor, Heydebreck in Kämpfe mit den Alliierten verwickelt ist. Und wer liefert die Waffen, Panzer e. c. an die Polacken? Nur Rußland! Heut haben wir in der Hütte auch Augen gemacht, als sich unsere Posten von der polnischen Miliz als echte Russen in polnischer Uniform entpuppten! Deshalb wimmelt es hier von polnischen Soldaten. Alles verkleidete Russen! Was wird hier nur gespielt? Soll es doch wahr sein, daß Rußland und Amerika sich bekriegen werden? Dann wird der Kampf bei uns ausgetragen und wir müssen es wieder ausbaden. Wenn wir nur ein paar Lebensmittel bekämen! Das Volk hungert schrecklich. —

Jetzt kommen nur noch ganz vereinzelte Flüchtlinge zurück. Die erzählen aber vom Reich wie vom Schlaraffenland. Und hier sterben fortgesetzt kleine Kinder. Hunger und Krankheit, Plündern und Rauben sind alltäglich und niemand kümmert sich um uns. Die Polen hausen fürchterlich und Deutsche sind Freiwild. Der polnische Blutsanteil im oberschlesischen Volk kommt zum Durchbruch, Gehässigkeit und Schmarotzertum machen sich breit, in fast jeder Hausgemeinschaft ist ein Verräter, der alles meldet und der GPU und Miliz zu tun gibt. Unser Haus ist dafür ein Musterbeispiel. Derartige Blüten wird man im Reich gar nicht finden. Lumpen, Diebe, Kommunisten, Verräter, Ehebrecher — alles ist vorhanden.

Und dazwischen wir vier, die das Banner noch hochhalten. Wir lauern auf jeden Schuß. Was ist nur geschehen, daß wir

sogar den Amerikanern Sympathien entgegenbringen? Wenn die uns von Russen und Polen befreien und sich im Kampf gegen Rußland und Japan verzetteln, müßte es für das deutsche Volk ein leichtes sein, eine unerwünschte Besatzung abzuschütteln. Die Zeit wird unser Verbündeter sein. Dann soll die Welt wissen, daß die Deutschen nicht so leicht kleinzukriegen sind. —

Am Sonntag war Mutti da. Liesel ist noch nicht zu Hause. In unsere Wohnung mußten die Eltern einen polnischen Anwalt aufnehmen. Sie hatten aber Glück. Der Mann hat nur zum Schein zwei Zimmer bei uns, die er nicht benutzt. Er ist sehr deutschfreundlich und vernünftig. So etwas kann man jetzt mit der Lupe suchen. Hoffentlich bleibt es so. —

Nun, Gritli, leb wohl für heut! Wie gern schrieb ich Dir ein paar Zeilen von Sonnenblumen und blühender Linde, wie schön wär ein Spaziergang mit Dir (wenn auch nur in der Vorstellung) durch schweigenden Wald und summende Wiesen, das Herz voll friedlicher Fröhlichkeit. Aber das Träumen hat jetzt keinen Sinn. Wir haben kein Recht auf geruhsame Beschaulichkeit. Hart und kalt müssen wir sein und jedes Gefühl muß schweigen. Wenn alle Gerüchte, die jetzt kreisen, wahr sind, so muß mein Herz von Eisen sein, um eine Enttäuschung zu überstehen.

Enttäuschung? Das ist nicht der richtige Ausdruck. Ich bin nicht eigentlich enttäuscht, nur wäre ich todtraurig, daß das Volk sich enttäuscht glaubt.

Täglich muß ich wieder predigen. Zu ungefähr 70 Prozent lassen die Leute mit sich reden. Nur hält der Glaube oft bloß bis zur nächsten Parole an. Es ist eine elende Weiberwirtschaft hier. Wenn nur erst die internierten Männer frei wären, das ganze Bild wäre ein anderes. Außerdem verführt die ewige Ungewißheit eher zum Politisieren, als daß sie zum Glauben und Vertrauen verpflichtet.

Ich bin dabei, den brodelnden Hexenkessel Volksseele, das Ungeheuer Masse zu studieren. Ich heule gegen die Wölfe und spucke gegen den Wind, und gewinne noch dabei und erobere:

gewinne Menschenkenntnis und erobere mir einen Schatz an Schimpfworten und Schmährufen aller Art. Worauf man nicht alles wettern kann! Auf alles und jedes, wenn man mit der Welt und vor allem mit sich selber unzufrieden ist. Es ist ein Glück, daß ich im Januar nicht geflüchtet bin. Eine solche Schule gibt es nicht sobald wieder!

14. Juli

Heut waren wir schon den vierten Tag in der Hütte arbeiten. Es gefällt uns gut dort. Wir unterstehen scheinbar wieder dem Militär und sind mit Aufräumungsarbeiten beschäftigt. Augenblicklich müssen wir aus einem Hof eine riesige Menge Munitionskisten in eine Werkhalle schleppen. Es sind zwar leere Kisten, aber ziemlich schwer. Der Platz muß freigemacht werden. Dort sollen Panzer aufgestellt werden.

In die Häuser kommt Einquartierung. Peiskretscham wurde ganz von Deutschen geräumt. Man hört ab und zu Artillerieabschüsse. Wenn wir nur wüßten, wo eine Front ist. Jedenfalls können wir damit rechnen, daß sich schon in den nächsten Tagen hier etwas abspielen wird. Gleiwitz gleicht einem Kriegslager. Wo man hinsieht: Soldaten, Panzer, Fahrzeuge. Und nicht nur Polacken, sondern ebenso Russen, allerdings polnisch verkleidet.

Das Nebenhaus bekommt heute noch Einquartierung. Die Leute haben große Teile ihrer Sachen zu uns gerettet. Wir sind Auffangstelle. Eben wird erzählt, daß das ganze Haus räumen muß, weil eine Familie sich weigerte, Soldaten aufzunehmen. Da kommen dann alle zu uns herüber. Das wird ein Lagerleben werden! Der Krieg schlägt die Trommel!

Und wieder ziehen unzählige vielgestaltige Bilder an unseren Augen vorüber. Schönes und Schlimmes, Eintöniges und Tausendfarbiges in dauerndem Wechsel. Jede Stunde ein neues Erlebnis, jeden Tag ein anderes Abenteuer. Noch nie habe ich

so stark empfunden, das Leben zu erleben! Bunt ist es, gefährlich, bezaubernd, todtraurig, atemberaubend und manchmal zum Kotzen — aber nie langweilig und jede Minute wert, gelebt zu sein!

Stell Dir vor — wir sind in der Arbeit. Die Posten sind wirklich prima. Kein Jagen, und häufig fällt etwas für uns ab.

Nach einem glühheißen Vormittag ist ein Gewitter heraufgekommen und wir können draußen nicht weitermachen. Da sitzen wir Mädel und Frauen mit den Russen in der großen Maschinenhalle beisammen, die schon bis fast unters Dach mit Kisten vollgestopft ist. Aus meinem Winkel kann ich alles gut übersehen. Ein paar Frauen futtern, eine spielt Mundharmonika, jemand liest einen öden Psalm aus irgendeinem Buch. Aus dem Vorraum tönen die gutturalen Laute der fremden Sprache. Unser Natschalnik hat ein lautes Organ. Zwei, drei Russen albern mit den Mädeln herum, vielleicht hat sich auch ein Pärchen hinter einen Stapel verkrochen — wer weiß?

Die Halle ist dämmerig, die meisten Fenster sind verstellt. Draußen rauscht der Regen, es pfeift ein starker Wind. Eine Gruppe Soldaten ist hoch auf die Kisten gekrochen und singt leise die melancholischen Weisen Rußlands. Ab und zu erklingen dazwischen die flotten Rhythmen eines polnischen Soldatenliedes.

Ich verfolge den Rauch meiner Zigarette.

Traum? Wirklichkeit?

Was nützt das Grübeln! Sommer 1945 — und der Krieg bläst die Flöte.

16. Juli

Mein liebes Gretelein!

Hoffentlich bis Du noch am Leben! Der Krieg hat mir schon so vieles genommen. Ich will Dich, Liebes, nicht verlieren. Kann ich Dir überhaupt sagen, wie oft meine Gedanken Dich suchen? —



So will ich Dir auch heut wieder einen Stimmungsbericht aus meinem Leben schreiben.

Am liebsten würde ich mein Ränzel packen und ins Reich wandern. Es zieht mich so dorthin und es ist mir dabei so ängstlich zumute, daß ich wieder davor zurückschrecke, weil es eine Reise ins Ungewisse sein mag und ich dann von den Eltern ganz abgeschnitten wäre.

Daß noch ein blutiger Krieg über das Oberschlesierland hinziehen wird, ist uns allen klar. Es wimmelt hier von Militär und täglich kommen neue Soldaten an. In die Hütte bekommen wir noch 300 Mann. Wir Frauen wurden heut aufgeschrieben und müssen jetzt täglich hingehen. Die Posten sind aber wirklich nett, und wir erleben viel Spaß mit den Kerlen. Verbissen ist keiner. Wir erben ständig Zigaretten, sie werden uns sogar angeboten. Das habe ich bei Russen auch noch nicht erlebt. Ich höre noch Deine liebe Mama sagen: Was tät das arme Herz, wenn es nicht hätte das süße Gift, das bißchen Nikotin? Seelige Zeiten im schönen Wien! Nun schleppe ich Kisten und bemühe mich, sie mit Grazie zu schleppen. Es ist eine gar nicht so unrechte Arbeit. Man kann dabei gut nachdenken über sich und seine Mitmenschen, über Erlebtes und Erlesenes.

Eigentlich bin ich gar nicht einmal unglücklich über mein jetziges Leben. Ich bin sogar recht zufrieden, weil ich die augenblickliche Misere nur als einen notwendigen Übergang zu einer schöneren Zeit betrachte. Bekanntlich geht es ja im Leben immer einmal auf und einmal ab. Und je tiefer wir jetzt herabgestoßen wurden, desto höher werden wir uns wieder heraufkrabbeln, vorausgesetzt, daß Gevatter Tod uns nicht einen Strich durch die Rechnung macht. Ich habe so viel Willen zum Leben, daß die Natur wohl ein Einsehen haben wird. –

Wäre ich nur schon in Deutschland! Stehen wir hier auf verlorenem Posten? Kümmert sich denn keiner um uns? Rechts der Oder sollen schon geordnete Verhältnisse sein. Bei uns kostet ein Brot 50 Zloty. Ich werde aber doch noch abwarten, was aus Oberschlesien wird. Es kommt mir wie Flucht vor, daß

ich jetzt schon fort will. Wann habe ich das einmal gelesen: „Was auch immer werde, steh auf deutscher Erde!"?

Die vielen Wankelmütigen und leicht Bestechlichen, die für Polen optiert haben um eines persönlichen Vorteils willen, sind jetzt in tausend Ängsten. Der Pole zieht die Männer zum polnischen Militär ein. Wie ich es ihnen gönne!

22. Juli

Ich kann nicht viel schreiben, übermorgen will ich fort. Hoffentlich komme ich nach Thüringen durch! Hier wird mir der Boden zu heiß. Mutti wurde wieder gewarnt, die polnische Miliz weiß, daß ich in Gleiwitz bin, und hofft mich noch zu finden. Heut abend will ich mich an der Bahn nach einem Zug Richtung Neiße erkundigen. Aber bis Neiße darf ich nicht fahren, denn dort werden alle Deutschen aufgegriffen und nach Warschau zur Arbeit verfrachtet. Liebe Gritli, drücke mir den Daumen, daß alles gut geht!

Waldenburg, 26. Juli

Ich sitze auf einem Kohlenzug nach Berlin, hoch droben auf der Kohle, und warte auf die Abfahrt. Am 23. kam Mutti mich noch in Gleiwitz besuchen, zwecks Abschiedszeremonie. Ich wollte ursprünglich über Hirschberg-Görlitz nach Dresden. Das Schlimmste war, erst einmal aus dem Industriegebiet herauszukommen. In Heydebreck und Neiße werden nämlich alle Deutschen ins Lager gesteckt und bekommen von den Polacken kein Essen.

Die Eltern haben natürlich fürchterliche Angst um mich. Ich wollte bis kurz vor Neiße fahren und dann bis Kamenz laufen. In Kamenz sind schon deutsche Eisenbahner. Der Abschied von den Eltern fiel mir sehr schwer, weil ich sie in einer elenden

Ungewißheit zurücklasse. Sie können jeden Augenblick aus der Wohnung fliegen. —

Nun höre von meinem Glück: abends haben wir bei Frau G. noch ein bissel Abschied gefeiert. Mein besonderer Liebling, Lapowski, unser Hauskommunist, kam zufällig dazu: „Sie kommen im Leben nicht nach Kamenz, kleine Frau!" Das im Brustton der Überzeugung, mit seiner volltönenden Zinkblechstimme. Ich mußte ihm aber unter den herrschenden Umständen recht geben und hatte einen Riesenbammel, den ich vor Mutti und den anderen wohlweislich verbarg.

Ich fuhr also nicht, wie vorgesehen, mit dem Personenzug ins sichere Unglück, sondern Lapowski — er ist Bahnbeamter — setzte mich am anderen Morgen auf eine Kamenzer Lokomotive, die mit Güterzug bis Ehrenforst und dann leer bis Kamenz fahren sollte. Lokführer und Heizer waren Deutsche aus Glatz, prima Kerle. Auf dem Tender fuhren noch vier junge Kerle mit. In Rasselwitz mußten wir noch siebzehn Waggons anhängen, in denen Russen wohnten. Als deren Major auf die Lok kam, gab mich der Lokführer als seine Schwiegertochter aus.

In der Nähe von Neustadt wären wir infolge eines nicht beleuchteten Signalmasts und eines falschen Signals eines polnischen Eisenbahners um ein Haar mit einem anderen Zug zusammengestoßen. Das war so nachts um 1/2 1 Uhr. Großes Protokoll. Ich werde von einem Russen und einem polnischen Eisenbahner von der Lok geholt. Ich soll mitkommen. Mir ist reichlich ängstlich zumute. Ich soll aber nur bei der Untersuchung dabei sein, weil die Russen annehmen, daß das ganze Unglück durch meine Anwesenheit auf der Lok geschehen ist. Nachdem nach einem zweistündigen Gezänk dann glücklich unsere Unschuld erwiesen ist, erhalten meine beiden Beschützer als Entschädigung von den Russen je 100,— RM, wovon mir der Lokführer 20,— RM schenkt, weil ich das Geld im Reich angeblich noch brauchen werde.

In Kamenz gut gelandet. Von da wollte ich weiter über Glatz-Hirschberg-Görlitz nach Dresden. Als ich aber an der

Post eine Nachricht an die Eltern aufgab, traf ich zufällig eine Schulkameradin, die mich gleich über Nacht dort behielt und riesig erstaunt war, mich noch am Leben zu finden. Sie war nach Mecklenburg geflohen.

In Kamenz werden die Leute durch die Polen auch schon aus ihren Wohnungen geworfen. Man sagte mir, ich soll auf keinen Fall über Görlitz fahren, weil dort auch ein Auffanglager ist. So habe ich mich kurz entschlossen, nach Berlin zu starten. Hier in Waldenburg hab ich durch puren Zufall erfahren, daß heut der Kohlenzug nach Berlin abgehen soll. So sitzen wir also hier oben, auf der Kohle. Es ist alles mit Holzwolle ausgelegt und in jeder Kohlenmulde sitzt jemand, fast nur Berliner. Es ist ganz gemütlich. Wir warten auf die Lok und hoffen, daß wir heute noch abfahren.

Eben hat sich ein Russenzug neben uns placiert. Vielleicht erben wir ein bissel Suppe. Eine Papyrossa könnte ich auch vertragen. —

Was wartet nur in Berlin auf mich? Ich habe eine Menge Adressen von Bekannten. Wenn ich nur jemanden antreffe! Ich werde dann aber sowieso nach Thüringen weiterfahren, weil ich in Berlin wohl nichts zu essen bekomme. Jedenfalls drücke mir bitte den Daumen!

Abenteuer, nimm deinen Lauf!

Jauer, 27. Juli

Es ist früh 5 Uhr. Gestern bekam ich von einem Russen einen Pott Suppe. Mit dem Essen soll man sparen. Wir wissen ja nicht, wann wir in Berlin sind, weil wir dauernd stehenbleiben.

Die Waggons sehen lieblich aus. Der reinste Auszug aus Ägypten. Aber wenigstens nur Deutsche! Wir wurden ja *alle* gründlich degradiert. Und was für Parolen man so hört! Ich bin direkt neugierig, was aus uns noch wird.

Wann sehe ich alle meine Lieben wieder?

Liegnitz, 27. Juli

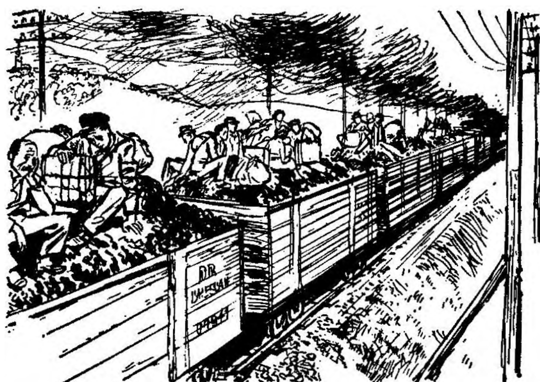
In größter Mittagshitze sitzen wir hier, braten und warten auf die Lok. Stell Dir mein Glück vor: in Jauer bitte ich einen Russen um eine Zigarette. Da er keine hat, gibt er mir ein halbes Brot und etwa zwei Pfund Zucker. Es sitzen ungefähr dreihundert Leute hier auf der Kohle und alle haben sie geguckt.

Wir sind eine bunte Gesellschaft aus allen Gauen. Politisch fast nur Klugredner und Besserwisser. Ich sage gar nichts, höre nur zu.

Eben kam ein Liegnitzer mit Rotkreuzbinde auf unseren Waggon und sprach im Laufe der Unterhaltung genauso zu uns, wie ich es in Gleiwitz immer getan habe. Glaubst Du mir, daß ich dem Mann am liebsten um den Hals gefallen wäre? Die anderen sind nun kleinlaut. —

Vielleicht schreibe ich heute noch von der nächsten Station. Nun verlassen wir unser Schlesierland.

Heimatlos, Spreu vor dem Wind. —



Zeitgeschichtliche
Dokumentation

Band 1:

NÜRNBERG oder DIE FALSCHMÜNZER

von Maurice Bardèche

212 Seiten, Ganzleinenband 14,80 DM, karton. Ausgabe 12,– DM

Was über die Nürnberger Siegerjustiz zu sagen ist, mit der die deutsche Alleinschuld sozusagen durch Gerichtsentscheidung für alle Zeiten festgenagelt werden sollte, hat keiner besser gesagt als Maurice Bardèche. Seit einem vollen Jahrzehnt geißelt er unverzagt diese unfaßbare Verhöhnung des Rechtes und trägt alles zusammen, was zur Kennzeichnung der Prozeßführung sowohl als auch der völkerrechtlichen Voraussetzungen gehört. Bardèche hat in Frankreich – und nicht nur in Frankreich – einen großen Namen, seit er nach der Ermordung seines Schwagers Robert Brassillac die Hochschule verließ und mit seinem „Lettre à François Mauriac", der in Frankreich eine Auflagenhöhe von über 100 000 Exemplaren erreichte, eine leidenschaftliche Anklage gegen das damalige französische Regime richtete.

Band 2:

DAS GEHEIMNIS UM DIE URSACHEN
DES ZWEITEN WELTKRIEGES

Eine zeitgeschichtliche Studie von René d'Argile, J. Ploncard d'Assac, Jacques Béarn, Henry Coston, Pierre-Antoine Cousteau, Henry Lèbre und Michel de Mauny.

216 Seiten, Ganzleinenband 14,80 DM, karton. 12,– DM

In den mannigfachen Entwicklungen, die auf den zweiten Weltkrieg hinzielten, gibt es noch eine ganze Reihe von „top secrets", von Spitzengeheimnissen, die auch heute noch nicht zur Veröffentlichung freigegeben werden. Sieben französische Historiker sind diesen geheimen Ursachen nachgegangen und haben den Mut gehabt, Dinge zu Tage zu fördern und beim Namen zu nennen sowie die Wirksamkeit gewisser Institutionen und Persönlichkeiten zu erhellen, über die seit 1945 sonst nicht mehr gesprochen werden darf. Es entfaltet sich vor den Augen des Lesers ein engmaschiges Netz unzähliger Interessenverflechtungen, die alle zum endlichen Kriegsausbruch beigetragen haben, und deren Fäden doch alle von der gleichen Spinne gesponnen scheinen.

Band 3:

DIE LÜGE DES ODYSSEUS

von Paul Rassinier

248 Seiten, Ganzleinenausgabe 15,20 DM, kartoniert 12,50 DM

Als Rassinier bei Kriegsende 100 % invalide nach Frankreich zurückkehrte, erkannte er bald, daß alles, was über die Konzentrationslager veröffentlicht wurde, im krassen Widerspruch zu seinen eigenen Beobachtungen stand, ja daß vielfach Leute darüber schrieben, die gar nicht darin gewesen waren, oder aber über Dinge berichteten, die sie gar nicht erlebt haben konnten. Da begann er zu schreiben, machte sich die damals in Frankreich noch allmächtigen Kommunisten zu Todfeinden bis er endlich als sozialistischer Abgeordneter ins Parlament einziehen konnte. Gegen die französische Originalfassung seines Buches wurde ein Prozeß nach dem anderen angestrengt, bis zur höchsten Instanz, dann sprach ihn die Strafkammer des Kassationshofes unter Aufhebung aller früheren Urteile endgültig frei.

Band 4:

VERSCHLEIERTE KRIEGSVERBRECHEN

von F. J. P. Veale

276 Seiten, Ganzleinenband 15,80 DM, karton. Ausgabe 12,80 DM

Dem Juristen Veale war es eine Selbstverständlichkeit, daß der Begriff der „Kriegsverbrechen", wenn er schon angewandt wurde, auf beiden Seiten in gleicher Weise Anwendung finden muß. Zeigte er in seinem Buch „Der Barbarei entgegen", wohin eine einseitige und willkürliche Anwendung neugeschaffener Rechtsbegriffe schließlich führen muß, so greift er in den „Verschleierten Kriegsverbrechen" eine Reihe von Einzelfällen heraus, in denen jede Vorstellung von „Recht" durch die alliierten Siegermächte grausam verhöhnt wurde. Es handelt sich dabei um Fälle, die der Öffentlichkeit aus politischen oder anderen Absichten bisher nur entstellt oder gar nicht mitgeteilt wurden.

Band 5:

WAS NUN, ODYSSEUS?

von Paul Rassinier

104 Seiten, kartoniert 7,– DM

Rassinier ist der erste und bisher einzige Autor, der den Mut aufbringt, die Existenz von eigens zur Vergasung von Juden erstellten Gaskammern öffentlich anzuzweifeln und die darüber vorliegenden Berichte quellenkritisch zu analysieren. Diese Untersuchungen sind nicht nur für den zur Zeit noch laufenden Eichmann-Prozeß und die mit diesem Prozeß verbundene neue Welle der Deutschenhetze in aller Welt, sondern auch für die Besinnung und seelische Gesundung der Deutschen selbst von größter Bedeutung. Um so mehr, als der konsequente und aufrechte Sozialist und Pazifist Rassinier über jeden Verdacht erhaben ist, als selbst 100-prozentig invalides Opfer der KZ-Haft etwa „faschistische Verbrechen" vertuschen zu wollen.

Band 6:

ENTLARVTE HEUCHELEI

Revision der amerikanischen Geschichtsschreibung
herausgegeben von Harry Elmer Barnes
unter Mitarbeit von Chamberlin, Neumann, Sanborn und Tansill

270 Seiten, ausführliches Quellenverzeichnis, dreifarbiger Schutzumschlag, Ganzleinenband 17,80 DM, karton. Ausgabe 15,– DM

Die namhaftesten amerikanischen Geschichtsforscher der revisionistischen Gruppe unter Führung von Harry Elmer Barnes haben zu diesem Buch entscheidende Beiträge zur Wiederherstellung einer wissenschaftlich einwandfreien Geschichtsschreibung beigesteuert. Ihre Untersuchungen gelten, auf die bisher freigegebenen Dokumente gestützt, der amerikanischen Außenpolitik von Franklin Delano Roosevelt bis Truman und überführen die allgemein verbreitete Darstellung dieses heute bereits historischen Gegenstandes der Geschichtsklitterung. Die einleitende Arbeit des Herausgebers selbst bietet darüber hinaus einen genauen Überblick über Schicksal und Ergebnisse der revisionistisch-historischen Forschung in den Vereinigten Staaten seit dem ersten Weltkrieg.

D E U T S C


HLAND

VERJAGT – BERAUBT – ERSCHLAGEN

